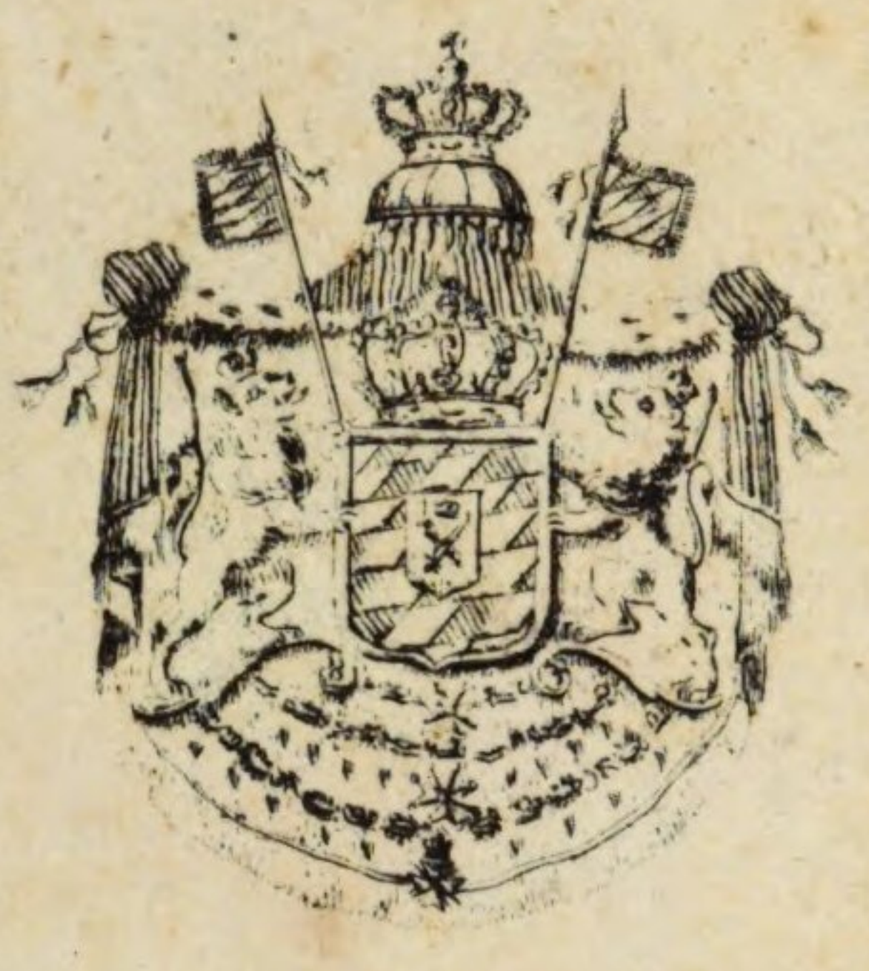
Zool-
St. 13

W. Bingley.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Zool. 51-3

<366201128700 15

<366201128700 15

Bayer. Staatsbibliothek

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

W. Bingley's,

Mitglieds der linneischen Gesellschaft u. s. w.

Biographien der Thiere,

oder

Anekdoten

von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung.

Nach

dem Englischen bearbeitet

von dem

Dr. J. A. Bergk.

Dritter und letzter Band.

Leipzig,
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.
1810.

W. Bingley's

Mitgliedes der linneischen Gesellschaft u. s. w.

Thierseelenkunde,

oder

Sammlung merkwürdiger Anekdoten aus dem Thierreiche,

und

Schilderung des geistigen Zustandes der Thiere.

Nach dem Englischen bearbeitet

von dem

Dr. J. A. Bergk.

Dritter und letzter Band.

Leipzig,
in der Baumgärtnerschen Buchhandlung.
1810.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem

verehrten Schwiegervater

Herrn Agricola

Besitzer von Schleußig

widmet

dies Buch

aus

Liebe und Hochachtung

Bergk.

Vorrede.

Die Beobachtung der Thiere hat kaum ihren Anfang genommen; über dem Physischen haben wir beinahe das Geistige vergessen. Bloß der Körper und seine charakteristischen Kennzeichen haben das Nachdenken der Naturforscher beschäftigt. Das Thier aber ist nicht bloß Maschine, sondern es hat auch Verstand; es sinnt und überlegt; es beurtheilt und wählt, und verräth in seinem Verfahren Eigenschaften, welche den Verstand in weiterer Bedeutung ausmachen. Menschen deuten alles menschlich, und da wir Erscheinungen an den Thieren gewahr werden, welche wir einem verständigen Vermögen zuschreiben, warum sollten

wir ihnen nicht Verstand zuschreiben? Ein Thier besitzt mehr davon, das Andere weniger. Der Elephant, der Hund und mehrere Affenarten zeichnen sich vorzüglich durch Verstandesfähigkeiten aus, und man wird in Zukunft weniger auf eine vollständige Kenntniß der Naturbeschreibung Anspruch machen können, wenn man nicht zugleich die Sitten und Eigenheiten, die geistigen Fähigkeiten und die Geschicklichkeiten eines Thieres erforscht hat. Der Instinkt bewirkt nur das Nothwendige in den Erscheinungen bei den Thieren; was zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung durchaus erforderlich ist, und nach menschlichen Ansichten sich nicht davon trennen läßt, das ist Wirkung des Instinktes. Alles Uebrige ist Wirkung des Verstandes und dessen charakteristischer Thätigkeiten.

In diesem Bande ist der Anfang mit den charakteristischen Geisteseigenschaften der Vögel gemacht worden, allein so interessant und lehrreich auch viele von den Anekdoten sind, welche von der befiederten Schöpfung angeführt sind, so wird man doch leicht gewahr werden, daß viele Seiten

noch an den Vögeln zu beobachten, und daß mehrere von diesen in Ansehung ihrer Geisteseigenheiten noch fast gänzlich unerforscht sind. Bei den Vögeln ist freilich die Schwierigkeit der Beobachtung größer als bei den vierfüßigen Thieren; sie sind mehr im Freien und halten sich weniger in der Nähe der Menschen auf; auch sind sie schüchterner und vorsichtiger als viele vierfüßige Thiere, von denen der Mensch mehrere gezähmt hat, als von den Vögeln.

Unsere Zeit ekelt vielen Menschen an; diese würden eine große Beruhigung finden, wenn sie fleißiger und genauer die thierische Schöpfung beobachteten, und sich in die Arme der Natur würfen, die schuldlos und gemüthlich ihnen ans Herz spricht, und ähnliche Gefühle in ihnen aufregt. Im Kriege und bei den Streichen der Politik läuft der Mensch Gefahr, sich zu verwildern; bei der Naturbetrachtung hingegen veredelt sich der Geist und hebt sich anbetungsvoll zur Gottheit empor, von der er abstammt. Von der Naturbeobachtung wird er gestärkt und ermannt in die Welt zurückkehren und von neuem die süße Hoff-

nung fassen, daß die Ereignisse der Zeit kein Werk des Ungefährs sind, und daß es besser in der Welt werden wird.

Leipzig, den 11ten April 1810.

Bergk,
Dr. utr. Juris et Phil.

Inhalt.

Der Wallfisch	Seite 1
Die Vögel	6
Der Condur	56
Der brasilianische Geier oder Urubu	62
Der Aasgeier und ägyptische Geier	66
Der Bartgeier oder Lämmergeier	68
Das Falkengeschlecht	85
Der Sekretair	86
Der Goldadler	93
Der schwarze Adler	99
Der Fischadler	104
Der Adler von Pondichery	107
Eine Art von Goldadler	108
Der Bussard	112
Der Edelfalke	116
Der blaue Habicht	121
Der Sperber	123

Das Eulengeschlecht . . . Seite 125
Die große gelbbraune Ohreneule oder der Uhu . 128
Die Schleier- oder Perleule, auch Kircheule . . 131
Der große Kauz 132
Der große graue Würger . . . 134
Der Tyrann 137
Die Papagoyen 139
Der Aras oder der brasilianische grüne Macao . 140
Der äthiopische Papagoy . . . 147
Der aschgraue Papagoy 150
Der gelbköpfigte Papagoy . . . 159
Die Tucane oder Pfeffervögel . . . 169
Der predigende Pfeffervogel oder der Prediger . 162
Das Rabengeschlecht 163
Der Kolkrabe oder der gemeine Rabe . . 164
Die Rabenkrähe oder Krähe oder schwarze Krähe . 171
Die Saatkrähe 180
Die Dohle 186
Der Holzheher 189
Die Elster 191
Die aschgraue Krähe 193
Der Maisdieb oder Reispirol . . . 194
Der große Paradiesvogel . . . 195
Der gemeine Kuckuk 197
Der Honigkuckuk oder Maroc . . . 209
Der Wendehals 213
Der Grünspecht 216
Der weißschnäblichte Specht . . . 218
Der Schwarzspecht 219
Der Blauspecht 220

Der Eisvogel . . . . Seite 222
Der Baumkletterer 224
Der Colibri 227
Der Staar 232
Der Wasserstaar 238
Der Krammetsvogel 240
Die Amsel 241
Der Spötter oder Spottvogel . . . 243
Der Heuschreckenfresser 246
Der Kreuzschnabel 248
Der Grünfinke 250
Der Grenadier 251
Der bengalische Kernbeißer . . . 252
Der gesellige Kernbeißer . . . 254
Der Hangnest-Kernbeißer . . . 256
Der Gimpel 256
Der Haussperling 258
Der Stieglitz 266
Der Canarienvogel 267
Der gefleckte Fliegenschnepper . . . 280
Die Feldlerche 281
Die Nachtigall 285
Der hängende Sänger oder der Gelbhals . . 290
Das Ackermännchen 291
Das Weißkehlchen 293
Das Rothkehlchen 295
Der Zaunkönig 300
Der gelbbrüstige Sänger 303
Der Schneidervogel 304
Die Beutelmeise 305

Die caysche Meise 307
Die Schwalben 308
Die Rauchschwalbe 324
Die Hausschwalbe 330
Die Uferschwalbe 334
Die indische Schwalbe 337
Die Mauerschwalbe 344
Die wilde Taube oder Holztaube 346
Die gemeine Taube 347
Die Brieftaube 353

Bingley's

Biographien der Thiere.

Dritter Theil.

Der Walfisch. (Balaena mysticetus.)

Der Walfisch, den man für das größte unter allen Thieren hält, bewohnt den Ocean sowohl auf der südlichen als auf der nördlichen Halbkugel. Sein ordentlicher Aufenthalt ist die kalte Zone, und auf unserer Halbkugel trifft man ihn erst jenseits des 66sten Grades der Breite an. Seine gewöhnliche Länge ist 50 bis 100 Fuß; ehe man ihn so häufig verfolgte als jetzt, fand man über 200 Fuß lange Walfische. Heut zu Tage fängt man selten Einen, der über 60 bis 70 Fuß lang ist. Das Gewicht Eines der Größten beträgt 100,000 Pfund und drüber, und die Breite 40 bis 50 Fuß. Der ungeheure Kopf macht den dritten Theil des ganzen Körpers aus.

Der Schwanz ist breit und halbmondförmig, und der Schlag, den der Wallfisch damit versetzt, ist bisweilen fürchterlich. Er bedient sich desselben, um sich im Wasser fort zu bewegen; mit dem größten Erstaunen sieht man, mit welcher Schnelligkeit das Thier den Ocean durchschneidet. Die Gewalt, welche es in seinem Schwanze besitzt, ist unbeschreiblich groß. Den mächtigen Narwal, seinen Todfeind, schlägt es damit auf einen Schlag todt, und es

würde ihm eine Kleinigkeit seyn, Menschen sammt dem Boote zu zerschmettern, worin sie ihm nachstellen, wenn es nicht zu furchtsam wäre. Es flieht daher den Menschen, und sucht sich, sobald es nur das Geräusch der Ruder hört, unter dem Eise zu verbergen.

Der Walfisch erhebt sich bisweilen trotz seiner Schwere, vermittelst eines Sprunges, über die Meeresfläche, und fällt dann mit einem solchen Getöse nieder, daß das Meer in fürchterliche Bewegung geräth und schäumet. Dies Schauspiel sah Forster auf seiner Reise in Le Maires Meerenge bei Thieren, die 40 Fuß lang und 10 Fuß dick waren. Bisweilen legten sie sich auch auf den Rücken und plätscherten mit ihren langen Flossen im Wasser. So oft sie dieses damit schlugen, hörte man einen Knall, wie von einer halbpfündigen Kanone.

Die Walfische leben in Schaaren zu Hunderten beisammen, und unternehmen im Ocean weite Reisen. Im November und December gehen sie westwärts gegen Grönland hin; im Frühjahr aber ostwärts nach Spitzbergen zu. Es hält sich nur eine Art zusammen, welche sich nie mit Andern vermischt.

Die Treue des Männchens und Weibchens gegen einander übertrifft jene der meisten andern Thiere. Einige Fischer hatten, wie Anderson uns in seiner Geschichte von Grönland erzählt, Einen von zwei Walfischen, einem Männchen und Weibchen, verwundet, die sich in Gesellschaft beisammen befanden; das verwundete Thier leistete einen langen und fürchterlichen Widerstand; durch einen einzigen Schlag mit seinem Schwanze schlug es das Boot mit drei Mann in demselben ins Wasser. Das An-

dere wartete immerfort auf seinen Gefährten und leistete ihm allen Beistand, bis endlich das Eine, das getroffen war, unter der Menge von Wunden erlag, und der treue Gefährte seinen Verlust nicht überleben wollte, sich mit großem Gebrüll auf das todte Thier warf und sein Schicksal theilte. Das Weibchen ist außerordentlich zärtlich gegen sein Junges und trägt es allenthalben mit sich herum, wo es hingeht. Wird es hart verfolgt, so nimmt es dasselbe zwischen die Flossen. Selbst wenn es verwundet ist, soll es sein Junges noch immer an sich drücken; und wenn es untertaucht, um der Gefahr zu entgehen, nimmt es dasselbe mit sich, kommt aber früher als gewöhnlich wieder zum Vorschein, bloß damit dasselbe Athem holen kann.

Dies große Thier hat viele Feinde, gegen welche es sich bloß mit seinem Schwanze vertheidigen kann; sein fürchterlichster Feind ist der Schwerdfisch (xiphias gladius). Sobald dieser zum Vorschein kommt, bietet der Walfisch sogleich alle seine Kräfte auf, um dem Angriffe desselben zu entgehen. Der Schwertfisch hingegen besitzt Thätigkeit genug, um den Schlägen des Walfisches auszuweichen. Man sieht das Meer in einer beträchtlichen Strecke mit dem Blute gefärbt, das in Menge aus den Wunden des Walfisches strömt, welche ihm sein Gegner mit seinem Schwerte versetzt. Bei stillem Wetter liegen die Fischer oft auf ihren Rudern und sehen diesem Kampfe zu, bis sie bemerken, daß der Walfisch dem Tode nahe ist; dann rudern sie auf ihn los, und da sich der Feind bei ihrer Annäherung zurückzieht, so genießen sie die Früchte seines Siegs.

Der Walfisch ist für den Menschen von großem Nutzen, indem er ihn mit Thran und Fischbein versorgt; und obgleich jetzt der Walfischfang lange nicht mehr so einträglich ist als sonst, so rüsten doch die Engländer, Holländer, Dänen, Schweden, Hamburger und Bremer jährlich zusammen gegen 300 Schiffe aus. In Norden sind es die Gegenden um die Davis-Straße, um Grönland und Spitzbergen, wohin sich die Schiffe begeben. Jedes Schiff, das auf den Walfischfang ausgeht, hat 7 und mehr Schaluppen bei sich; jede von diesen hat einen Harpuner, einen Ruderer, einen Lenker des Seils und 4 Matrosen, um es fortzurudern. In jedem Boote befinden sich auch 2 bis 3 Harpunen, mehrere Spieße und 6 Seile, wovon jedes 120 Faden lang ist, und welche zusammen gebunden sind; sobald der Fisch mit der Harpune getroffen ist, stürzt er in die Tiefe hinab, und nimmt das Eisen in seinem Körper mit. Seine Bewegung ist dabei so schnell, daß, wenn das Seil sich verwirrte, es entweder so leicht wie ein Faden zerreißen oder das Boot umstürzen würde. Daher muß Jemand stets auf das Seil Acht geben, damit es sich ordentlich loswickelt, und ein Anderer ist damit beschäftiget, beständig die Stelle naß zu machen, an welcher es sich reibt, damit das Holz nicht etwa Feuer fängt.

Noch ehe eine Viertelstunde vergeht, erhebt sich das verwundete Thier, um an der Oberfläche Luft zu schöpfen. Sobald man es erblickt, wirft man ihm mehrere Harpunen und Spieße in den Leib. Aus den vielen Wunden strömt eine große Menge Blutes; es verliert die Kräfte und stirbt nach vielen Zuckungen.

Nunmehro erhebt sich der Walfisch wie eine Insel über die Meeresfläche; da er aber in dieser Lage nicht gut bestiegen werden kann, so zerhauen die Schiffer seinen Luftschlauch, worauf er wieder etwas sinkt. Nun schlingt man ihm Taue um den Hals und Schwanz, und zieht ihn mit Hülfe aller Schaluppen ans Schiff, an welches er befestiget wird. Ein Theil der Mannschaft steigt sodann auf den Körper des getödteten Thieres, um in grossen Stücken den Speck, die Baarten und auch wohl die Unterkiefer und was sonst noch brauchbar ist, auszuhauen. Durch die angehauenen Stücke wird ein Seil gesteckt, das man über Rollen auf das Schiff zieht; während des Ziehens fahren die Speckhauer mit Ablösen der Stücke fort, und um auf der Haut des Walfisches desto sicherer zu stehen, haben die Arbeiter ein schneidend Eisen unter den Schuhen. Das Fleisch nebst dem ganzen Gerippe bleibt liegen, und wird eine Beute unzähliger Seethiere und Vögel.

Ein ziemlich großer Walfisch soll einem dreimastigen Schiffe an Speck und Baarten eine volle Ladung geben, und wird gegen 5000 Thaler geschätzt. Von einem grossen Thiere giebt die Zunge, die aus einem Stücke Speck besteht, allein einige Tonnen Thran. Der Walfischfang beginnt im Mai, und dauert im Juni und Juli fort; die Schiffe müssen vor Ende des Augusts wieder außerhalb des Eises seyn, mögen sie nun glücklich gewesen seyn oder nicht; man kann sie daher spätestens im December wieder zurück erwarten. Die glücklichsten Schiffe kehren schon im Juni oder Juli wieder heim.

Die Vögel.

Nirgends haben wir mehr Ursache, die Weisheit der Vorsehung zu bewundern, als bei dem Baue, der Lebensart und der Bestimmung der Vögel, welche in jeder Hinsicht am vollkommensten den verschiedenen Zwecken entsprechen, zu denen sie bestimmt sind. Ihr Körper ist mit Federn bedeckt, die weit leichter als eine Haarbedeckung, und daher besser zur Unterstützung bei ihrem Fluge berechnet sind; sie liegen dicht auf dem Körper übereinander und laufen von vorne nach hinten zu, damit sie desto leichter die Luft durchschneiden können. Zur Erwärmung des Körpers füllt eine kurze, außerordentlich weiche Pflaumfeder alle leeren Stellen zwischen den Spulen der Federn aus. Auch sind die Knochen der Vögel in Verhältniß zu ihrer Größe weit leichter als jene der vierfüßigen Thiere.

Damit die Vögel um so leichter ihren Flug in der Luft fortsetzen können, ist der Kopf klein, und der Schnabel gewöhnlich etwas keilförmig; der Hals ist lang und bewegt sich leicht nach allen Richtungen; der Körper ist schlank, unten am Bauche scharf und oben auf dem Rücken flach oder rund. Sie helfen sich durch die Flügel fort, die so gebauet sind, daß sie, wenn sie niederwärts schlagen, sich sehr weit ausbreiten, und außer daß sie unten etwas hohl sind, bei dieser Handlung beinahe zwei Flächen bilden. Die Muskeln, die sie abwärts bewegen, sind außerordentlich groß, und man hat berechnet, daß sie in einigen Fällen nicht weniger als den sechsten Theil des Gewichts des ganzen Körpers ausmachen.

Sitzt ein Vogel auf der Erde und will in die Höhe fliegen, so thut er einen Sprung, spannt die Flügel aus und schlägt sie mit großer Stärke unterwärts, wodurch sie in eine schiefe Richtung, theils aufwärts, theils horizontal vorwärts kommen. Der Theil der Kraft, der aufwärts strebt, wird durch die Schwere des Vogels vernichtet, und die horizontale Kraft dient dazu, ihn vorwärts zu bringen. Ist der Schlag vorbei, so hebt er seine Flügel aufwärts, welche sehr wenig Widerstand in der Luft finden, weil sie zusammengezogen sind, und ihre Spitzen aufwärts gerichtet haben. Ist er hoch genug, so thut er einen zweiten Schlag unterwärts und der Druck der Luft bewegt ihn wieder vorwärts; diese Schläge wirken blos als so viele Sprünge, welche er in der Luft thut. Will sich der Vogel rechts oder links wenden, so schlägt er stark mit dem entgegengesetzten Flügel, welches ihn nach der andern Seite treibt. Der Schwanz wirkt wie das Ruder eines Schiffs, nur bewegt er ihn bloß auf- oder unterwärts, statt seithalb. Will der Vogel in die Höhe fliegen, so hebt er den Schwanz in die Höhe; will er aber niedersteigen, so drückt er ihn nieder; befindet er sich in einer horizontalen Richtung, so hält er ihn fest.

Ein Vogel kann sich, wenn er die Flügel ausbreitet, eine Zeitlang in einer horizontalen Richtung fortbewegen, ohne die Luft zu schlagen, weil er Schnelligkeit genug erlangt hat, und da seine Flügel mit dem Horizonte parallel stehen, so finden sie nur wenig Widerstand, und wenn er zur Erde zu fallen beginnt, so kann er leicht, vermittelst seines Schwanzes, aufwärts steuern, bis die erhal-

tene Bewegung beinahe vorbei ist, wo er sie durch zwei oder drei Schläge mit den Flügeln erneuern muß. Wenn er sich in die Höhe hebt, so breitet er die Flügel und den vollen Schwanz gegen die Luft aus, damit sie mit allem möglichen Widerstande entgegen wirken.

Der Mittelpunkt der Schwere der Vögel ist eigentlich hinter den Flügeln, und man bemerkt, daß die Meisten zur Erhaltung des Gleichgewichts ihren Kopf und Hals beim Fluge in die Höhe heben; dies sieht man vorzüglich bei dem Fluge der Enten und Gänse und verschiedener anderer Wasservögel, bei denen der Mittelpunkt der Schwere weiter hinten als bei den Landvögeln liegt. Bei dem Reiher hingegen, dessen langer Kopf und Hals, ob sie schon beim Fliegen eingezogen sind, den übrigen Körper balanciren, sind die langen Schenkel ausgestreckt, um das nöthige Gegengewicht zu geben, und das zu ersetzen, was dem Vogel wegen seines kurzen Schwanzes abgeht. Man weiß, daß einige Vögel im Stande sind, in einer Minute 3000 Fuß weit zu fliegen.

Damit die Federn der Vögel durch die Reibung in der Luft nicht leiden oder die Feuchtigkeit in der Atmosphäre einsaugen, sind sie an dem Steiße mit zwei Drüsen versehen, die eine Menge Oel enthalten, welche sie nach Belieben ausdrücken können, und womit sie ihre Federn, wenn es nöthig ist, regelmäßig ausputzen und zurechte machen.

Da diese Thiere fast beständig zwischen Hecken und Gebüschen leben, so haben sie zum Schutz ihrer Augen, sowohl gegen äußere Beschädigung als gegen zu vieles Licht, wenn sie gegen die Sonne fliegen, eine Nickhaut,

die wie ein Vorhang nach Belieben über das ganze Auge hinweg gezogen werden kann. Diese Decke ist weder dunkel noch durchsichtig, sondern da sie etwas transparent ist, so läßt sie so viel Strahlen durch als nöthig sind, um einen Gegenstand gerade sichtbar zu machen, und setzt sie in den Stand, ihren Flug durch die Luft fortzusetzen. Vermittelst dieser Membrane soll der Adler in die Sonne sehen können.

Die Vögel athmen vermittelst Luftgefäßen, die durch den ganzen Körper ausgebreitet, und an der untern Oberfläche der Knochen befestiget sind. Diese stoßen durch ihre Bewegung die Luft durch die eigentlichen Lungen, die sehr klein sind, etwas von der Gestalt der menschlichen Lungen haben, in dem obersten äußersten Theile der Brust sitzen, und bis zu dem Hintern und den Ribben hinunter gehen. Die Letztern, die nie durch die Luft ausgedehnt werden, sind bloß dazu bestimmt, das Blut zu oxydiren. Hunter hat viele Versuche angestellt, um den Zweck dieser allgemeinen Verbreitung von Luft durch die Körper der Vögel zu entdecken; aus diesen erhellet nun, daß dieselbe dazu dient, um bei ihnen das Athmen bei der Schnelligkeit der Bewegung durch keinen Widerstand zu hemmen oder zu unterbrechen. Der Widerstand der Luft nimmt mit der Schnelligkeit der Bewegung zu, und wäre es für einen Menschen möglich, sich so schnell als eine Schwalbe zu bewegen, so würde ihn der Widerstand der Luft bald ersticken, weil er mit keinen ähnlichen Behältnissen, wie die Vögel, versehen ist.

Der Sinn des Gesichts ist bei den Vögeln unter allen der schärfste; auf das Gesicht folgt der Sinn des Gehörs,

der bei den Eulen besonders sehr fein ist. Bei Nachstellungen bemerkt man, daß z. B. die Krähen und der Auerhahn das leiseste Geräusch vernehmen. Alsdann kommt der Geruch, der bei den meisten Vögeln von keiner ausgezeichneten Stärke ist; indeß haben die Krähen und Raben, die Geyer und andere vom stinkenden Fleische sich nährende Vögel einen feinen Geruch, weil sie aus großer Entfernung nach dem Aaße hinziehen. Der Sinn des Geschmacks scheint bei den Vögeln, zumal bei den Körnerfressenden, ziemlich stumpf zu seyn. Hingegen besitzen die Vögel ein feines Gefühl; denn ein leiser Hauch ist hinreichend, sie aus dem tiefsten Schlafe zu erwecken.

Die Vögel halten sich in allen Gegenden der Erde auf; indessen giebt es einige Arten, welche bloß auf besondere Länder eingeschränkt sind; Andere hingegen sind weit verbreitet. Viele verändern zu gewissen Jahreszeiten ihren Aufenthaltsort und ziehen nach Himmelsstrichen, die ihrer Natur oder ihrer Lebensart auf eine Zeitlang besser angemessen sind als die, welche sie verlassen. Viele Vögel wandern, durch einen besondern und untrüglichen Instinct getrieben, vor dem Eintritt der kalten Jahreszeit, z. B. aus England nach den wärmern Theilen von Afrika, und kehren von da im Frühjahr wieder zurück. Je weiter man sich von den Wendekreisen gegen die Polarkeise entfernt, desto größer wird die Anzahl der Zugvögel. Je zärtlicher ein Vogel ist, oder vielmehr je früher seine ihm angewiesene Nahrung in seinem Geburtslande abnimmt, desto zeitiger entfernt er sich und desto später kommt er in der Regel zurück. Eine und dieselbe Art von Zugvögeln hält sich eine längere oder kürzere Zeit in

ihrem Geburtsorte auf, je nachdem derselbe mehr oder weniger nach Norden hinauf liegt und es also daselbst früher oder später Winter wird. In Ländern, die 4, 6 bis 20 Grade näher gegen den Aequator liegen, hält sich z. B. der Pirol (oriolus) wohl 5 bis 6 Monate auf, hingegen bei uns bleibt er nicht über 4 Monate; nämlich von der Mitte des Aprils bis gegen Ende des Augusts.

Viele Zugvögel, besonders diejenigen, welche zeitig abgehen und spät zurückkehren, unternehmen sehr weite Reisen, z. B. die Schwalben, welche bis nach dem Senegal in Afrika ziehen. Andere dagegen, die uns spät verlassen und früh zurück kommen, gehen nur einige 100 Meilen weit, und bleiben ohne Zweifel im südlichen Europa, z. B. die weißen Bachstelzen, welche dort das ganze Jahr hindurch solche Witterung antreffen, wie sie bei uns im September und Oktober haben. Vögel, die in unserm Clima jederzeit Zugvögel sind, sind es in mildern europäischen Ländern nicht. So bleiben z. B. manche Schnepfengattungen den ganzen Winter hindurch in dem mildern England, die bei uns alle Jahre fortziehen. Noch mehr ist dies in Portugal, Spanien, dem südlichen Frankreich, Italien u. s. w. der Fall. Viele Vögel sind hingegen wiederum im höhern Norden, z. B. in Norwegen, Schweden, Rußland u. s. w. Zugvögel, die es bei uns nicht sind. Da sie indessen einmal auf der Reise sind, und ihr Vaterland verlassen müssen, so giebt es Mehrere, die auch nicht einmal bei uns bleiben, sondern weiter gegen Süden ziehen; z. B. die Dohlen. Unsere einheimischen Dohlen bleiben Som-

mer und Winter bei uns; die aus dem höhern Norden, welche sich in ihrer Heimath nicht halten können, kommen im Herbste in Schaaren an, und streifen öfters in Gesellschaft mit den Unsrigen eine Zeitlang umher; wintert es aber zu, so gehen sie noch weiter. Man hat bemerkt, daß sie die Unsrigen zum Mitziehen auffordern; allein die Letztern bleiben bei uns.

Es scheint, daß viele von unsern Zugvögeln nicht ununterbrochen ihre Reise fortsetzen, sondern hier und dort eine Zeitlang verweilen, bis es ihnen auch da zu kalt wird. So mag z. B. unser Pirol sich erst in den südlichern Weinländern in Italien, Griechenland u. s. w. gütlich thun, ehe er über das mittelländische Meer zieht.

Unsere Zugvögel brechen nicht alle Jahre zu einer und derselben Zeit auf. Markwick, welcher über die Wanderung der Vögel genauere Beobachtungen angestellt, hat in dem 1ten und 4ten Bande der Linneeischen Verhandlungen folgende Tabelle über die Ankunft und den Abgang mehrerer Vögel in England mitgetheilt:

			zuerst gesch.	zuletzt gesch.
Rauchschwalbe	—	hirundo rustica	April 18.	Oktob. 31.
Hausschwalbe	—	hirundo urbica	Mai 4.	Oktob. 16.
Uferschwalbe	—	hirundo riparia	Mai 26.	Sept. 12.
Mauerschwalbe	—	hirundo apus	Mai 9.	Sept. 3.
Europäischer Ziegenmelker	—	Caprimulgus europaeus	Sept. 7.	Sept. 27.
Turteltaube	—	Columba turtur	Juni 5.	Aug. 10.
Wendehals	—	Yunx torquilla	April 26.	Sept.
Gukkuk	—	Cuculus canorus	Mai 1.	Juli 10.
Nachtigall	—	Motacilla luscinia	April 25.	Sept. 20.

			zuerst gesehn.	zuletzt gesehn.
Mönch	—	Motacilla atricapilla	Mai 10.	Sept. 18.
Grasmücke	—	Motacilla sylvia	April 22.	Sept. 16.
Weißkehlchen	—	Motacilla oenanthe	Mai 4.	Sept. 26.
Rothkehlchen	—	Motacilla rubetra	Juni 1.	Sept. 21.
Schwarzkehlchen	—	Motacilla phoenicurus	April 24.	Sept. 1.
Zaunkönig	—	Motacilla trochilus	April 23.	Sept. 24.
Fliegenschnepper	—	Muscicapa grisola	Mai 8.	Sept. 30.
Neuntödter	—	Lanius collurio	Juni 1.	Aug. 16.
Wachtelkönig	—	Rallus crex	Sept. 1.	Oktob. 20.
Wachtel	—	Tetrao coturnix	Aug. 20.	
Krammtsvogel	—	Turdus pilaris	Nov. 21.	April 10.
Zippdrossel	—	Turdus iliacus	Nov. 10.	März 18.
Waldschneppe	—	Scolopax rusticola	Okt. 20.	April 1.
Heerschneppe	—	Scolopax galinago	Nov. 20.	März 20.
Halbschnepfe	—	Scolopax gallinula	Dec. 26.	März 16.
Seelerche	—	Charadrius hiaticula	April 1.	
Seeschwalbe	—	Sterna hirundo	April 1.	Oktob. 8.
Kleine Seeschwalbe	—	Sterna minuta	Mai 20.	Oktob. 16.
Krähe	—	Corvus cornix	Mai 22.	März 26.

Diese Beobachtungen sind in Sussex gemacht worden. Wir haben noch wenige Nachrichten von den südlichen Ländern in Ansehung der Ankunft und der Abreise der Zugvögel, weil sich Reisende gewöhnlich nur kurze Zeit daselbst aufhalten, und die Einwohner dieser Gegenden wenig Beobachtungen hierüber anstellen. In Portugal erscheinen, wie Link (s. dessen Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal. 3ter Theil 1804. S. 173) erzählt, die Nachtigallen nicht viel früher als in Teutschland; er erinnert sich nicht, sie eher als in den ersten Tagen des Aprils gesehen zu haben. Die Störche hingegen waren daselbst viel früher, als in Teutschland; im Monat November sah

er sie noch häufig auf den Feldern um Lissabon herschreiten. Läßt sich daraus nicht schließen, fragt der Hr. Prof. Link, daß die Ersteren ihren Zug südöstlich nehmen, diese hingegen gegen Südwesten ziehen?

Vor Nismes im südlichen Frankreich zieht die Wachtel, sagt der Prof. Fischer (s. dess. Reise nach Montpellier, im Frühjahr 1804. Lpz. 1805.) auf ihren Wanderungen in großer Menge vorbei; indessen überwintern und brüten Einige in der Gegend, so daß man oft den 15. Mai schon junge Wachteln hat. Die Nachtigall schlägt hier oft bis in die Mitte des Augusts. Die Lerche bleibt nur bis zum Frühjahre hier; höchst selten bekommt man Einige davon im Sommer zu sehen.

Es wäre zu wünschen, daß sich mehrere Naturforscher in verschiedenen Gegenden Teutschlands zur Beobachtung der Ankunft und der Abreise der Zugvögel vereinigten und ihre Bemerkungen einander mittheilten, und alsdann öffentlich bekannt machten. Vielleicht käme man nach und nach auf die Veranlassung zur Abreise der Vögel und ergründete die Ursache, warum sie oft zu einer Zeit aufbrechen, wo es ihnen noch nicht an Futter gebricht, und wo auch die warme Jahreszeit noch eine Zeitlang fortdauert. Wir wollen hier einen Vogelkalender einrücken, der sich in Lippolds (Predigers zu Horstdorf bei Wörlitz) neuem Natur- und Kunstlexicon 3. Bd. 1804 befindet, und zum Theil aus Bechsteins Naturgeschichte Teutschlands entlehnt ist.

Im Januar

trifft man in der hiesigen Gegend, in Thüringen und überhaupt im mittlern Teutschland den Goldadler, den gemeinen Adler, den See- und Fischadler in hohen gebirgigten Waldungen und insonderheit bei Wildgehegen an. Hier halten sie sich auch die übrigen Wintermonate auf, in welchen sie sonst nirgends Nahrung finden. Die Rostweihe, der Stockfalke, der Sperber und andere kommen aus den Waldungen nach den Ebenen in die Gegend der Dörfer, um auf Feld- und Haushühner ꝛc. Jagd zu machen. Die Eulen sieht man an ihren gewöhnlichen Wohnplätzen und anderswo. Sie streifen an solchen Oertern und selbst in Gebäuden herum, wo sie Mäuse, Sperlinge, Ammern ꝛc. finden. Von den Würgern bleibt nur der große graue Würger bei uns, der in Wäldern in der Nähe der Dörfer, in Feldhölzern und auf einzelnen Bäumen im Winter kleinen Vögeln nachgeht. Die Raben und Krähengattungen, die meist alle bei uns bleiben, sieht man überall, wo es einige Nahrung giebt; wenn Schnee liegt, besonders in Städten und Dörfern auf den Gassen und Höfen, um alles nur einigermaßen Eßbare, was hinaus geworfen wird, sogleich in Beschlag zu nehmen. Die Spechte, wovon keiner fortzieht, die gemeine Spechtmeise und der gemeine Baumläufer streifen umher, theils in den Waldungen, theils in Feldhölzern, in den Gärten der Städte und Dörfer, und der Grünspecht klettert sogar an den Wänden der Häuser umher, um aus den Säulenritzen, den Spalten der Giebelbreter, aus den Strohdächern ꝛc. die daselbst versteckten Fliegen und andere Insekten hervorzuziehen. Der Eisvogel streift von

einem Gewässer zum andern, und findet an offenen Stellen seine Nahrung. Die Schneegänse ziehen in Schaaren umher und die gemeine wilde und andere Entengattungen trifft man Paarweise und zu Mehrern auf offenen Gräbern, Teichen und Bruchwassern an. Auer-, Hasel- und Birkhühner bleiben in den Wäldern; die Rebhühner kommen auf Dörfern und in offenen Städten nach den Gärten, um sich vom Braunkohl zu nähren. Der große Trappe fällt in Heerden auf den Getreide- und Rübsaatfeldern nieder. Die Amsel findet sich in Gesellschaft in Gebrüchen, an offenen Wassergräben und andern Orten, wo sie einigen Schutz gegen die kalten Winde und Nahrung findet. Bei gelinden Wintern sieht man auch Mistel- und Wachholderdrosseln in den Wäldern. Von den Lerchen findet man die Hauben- und Kothlerche hin und wieder in Städten und Dörfern unter den Feld- und Haussperlingen, den Bergfinken und Goldammern auf Straßen und Bauernhöfen. Die gemeinen Finken, — doch selten Weibchen — bleiben in den hiesigen Gegenden bei der strengsten Kälte und dem tiefsten Schnee, und ziehen in Schaaren überall hin, wo sie Stroh, Heu und Mist antreffen, besonders auf Meiereien, Landstraßen und Bauerhöfen. Die Grünfinken streifen in Gesellschaften nach den Wachholderbüschen, Fichten und Tannen. Der gemeine Kernbeißer kommt ebenfalls nach den Höfen und Gärten, ist aber auch im Gebüsch zu finden, wo allerlei Strauchwerk ihm Beeren darbieten, deren Samenkerne er verzehrt. Der Gimpel hält sich in Gebrüchen und andern Gebüschen auf, und kommt auch nach den Gärten. Die gemeinen Zeisige fliegen in großen und klei-

nen Schaaren da, wo hohe Erlen stehen und in Tannen- und Nadelwäldern den ganzen Winter umher. Der Kreuzschnabel hält sich in den Schwarzwäldern auf. Stieglitze, die wie die Hänflinge bei strenger Witterung nach mildern Gegenden gehen, sieht man doch auch einzeln hin und wieder, aber sehr niedergeschlagen. Aus dem Geschlechte der Sänger bleibt gänzlich bei uns der kleine muntere Zaunkönig, der bei der grimmigsten Kälte, wo sogar der Sperling traurig dasitzt, lebhaft neben und in Städten und Dörfern alle Hecken, Sträucher und Zäune durchsucht; ferner das noch kleinere Goldhähnchen im Tannen- und Nadelgebüsch auf der Mittagsseite. Sonst sieht man einzelne Braunellen neben den Häusern, vor den Fenstern und eben so hin und wieder ein kümmerlich sich nährendes Rothkehlchen, welches entweder beim Abzuge sich von der Gesellschaft verloren und zurückgeblieben, oder — welches der Fall noch öfter sein mag — aus der Stube entronnen ist. Alle einheimischen Meisengattungen streifen einzeln oder in kleinen Gesellschaften herum. Außer dem Kreuzschnabel pflanzt in diesem Monate kein Vogel sein Geschlecht in unserm Clima fort.

Februar.

Mit den zurückbleibenden Vögeln geht in diesem Monate, wenn nicht etwa sehr gelinde Tage gegen das Ende desselben einfallen, keine merkliche Veränderung vor, sondern sie treiben ihre Lebensart, wie im Januar. Von wandernden Vögeln kommen aber an, und zwar früher oder später, je nachdem die Witterung fällt, der rauhbeinige Falke, die Misteldrossel, die Feldlerche, Baumlerche,

die weggezogenen Finken, Hänflinge und andere dieses Geschlechts, der gemeine Staar, die Ringeltaube und Holztaube, und am Ende schon die Waldschnepfe, die auch bei gelinden Wintern gänzlich hier bleibt, und andere Schnepfen. Auch habe ich in der letzten Woche des Februars schon einzelne weiße Bachstelzen gesehen. Nicht selten ist die Witterung gegen das Ende des Februars schon sehr angenehm und warm; in diesem Falle machen Elstern, Krähen und Misteldrosseln schon den Anfang zur Paarung; ja Hr. Bechstein hat sogar den Wasserstaar brütend angetroffen.

März.

Bei Kälte und Schnee setzen die zurückgebliebenen Vögel ihre Lebensart noch fort, und die angekommenen streifen umher. Sonst kommen bald früher, bald später — denn die Beschaffenheit der Witterung ändert viel — im Anfange dieses Monats an: die weiße Bachstelze, der Staar, wenn er nicht schon zu Ende des Februars erschienen ist, der Kiebitz, mehrere Falken, die nicht bei uns bleiben, Schnepfen und Andere. Die Bergfinken, Hauben- und Kothlerchen, die wilden Gänse, Dohlen, Roth- und Wachholderdrosseln und Andere Vögel, die theils bei uns überwinterten, theils nur durchstreiften, gehen nach Norden zurück, nachdem sie ebenfalls längere oder kürzere Zeit in der Gegend umhergezogen sind. — Um die Mitte dieses Monats kommen an: die gelbe Bachstelze, die graue Bachstelze, die Singdrossel, das Rothkehlchen, der Wistling, der Storch, der Kranich, verschiedene Schnepfen und andere Sumpfvögel, die Braunelle, der Gersten- und

Rohrammer, die Pieplerche, der schwarzkehlichte Steinschmätzer, auch bisweilen wohl der Weidenzeisig ꝛc. Mehrere Vögel machen nun im März Anstalt zum Paaren, zum Nisten und Eierlegen, und bei angenehmer Witterung brüten schon manche; doch ist dies selten.

April.

Im Anfange dieses Monats kommen mehrere von den vorhergehenden, wenn es im März die Witterung noch nicht erlaubte, und außerdem der braunköpfige Würger, die Haar- und Pfuhlschnepfe, das Blaukehlchen an. Um die Mitte erscheinen der große Steinschmätzer, die Haus-, Rauch- und Uferschwalbe, der braunkehlichte Steinschmätzer, der Sperlingsammer, die geschwätzige, die schwarzköpfige und die graue Grasmücke, der Rohrsänger, der Sprosser, die Nachtigall, der Fitis, der Wendehals, die große Wasserralle, der Kukkuk. Gegen das Ende: der kleine graue Würger, der Kampfhahn, die Zaunammer, das Laubvögelchen, die Bastardnachtigall, die rostgraue Grasmücke, der Spitzkopf, die Turteltaube, der Dorndreher, die Mauerschwalbe, der Gartenammer, der schwarzrückige Fliegenfänger und wenigstens in den hiesigen Gegenden gemeiniglich auch der Pirol und die Mandelkrähe. Jetzt nisten schon Spechte, Singdrosseln, Sperlinge, Kiebitze und Andere.

Mai.

Einige von den vorigen, welche die rauhe Witterung noch abgehalten hatte, kommen an; außerdem die Sambette, der gemeine Strandläufer, die Meerlerche, die

übrigen Fliegenfänger, die Wachtel, der Wachtelkönig, die europäische Nachtschwalbe und alle übrigen Wanderer, und zwar wiederum nach Beschaffenheit der Umstände früher oder später. In diesem Monate machen fast alle Vögel Anstalt zum Paaren, zum Nisten, Eierlegen und Brüten. Staare, Krähen, Spechte ꝛc. haben schon flügge Jungen.

Junius und Julius.

In diesen beiden Monaten verändern die Vögel ihren Aufenthalt nicht, weil sie theils noch mit Brüten, entweder zum ersten oder zum zweiten Male, oder doch mit der Erziehung der Jungen beschäftigt sind. Die Jungen aus der ersten Hecke von den früher brütenden Vögeln, sind nun ausgeflogen, und streifen müßig in der Nähe ihres Geburtsorts umher. In der letzten Hälfte des Julius ziehen sich viele Familien, die ihr Vermehrungsgeschäft beendigt haben, nach solchen Oertern hin, wo es für sie die mehreste Nahrung giebt. Nach der Mitte des Junius, oder zu Ende desselben, schweigen auch die meisten Sangvögel.

August.

Jetzt nimmt die Mauserung bei vielen Vögeln ihren Anfang, und diese ziehen sich in die dicken Gehölze und Gebüsche, wo sie gegen die Nachstellungen der Raubthiere am sichersten sind. Nur solche, die 2 bis 3 Mal hecken, z. B. die Sperlinge, weißen und gelben Bachstelzen, Rauch- und Hausschwalben, der Wistling ꝛc. brüten noch. Die übrigen, besonders die finkenartigen Vögel, thun sich in Gesellschaften zusammen, und streifen umher. In der ersten Hälfte des Augusts zeigen sich auch schon

verschiedene Gattungen von Meven mit ihren Jungen, die sie im hohen Norden erzogen haben und nun nach mildern Himmelsstrichen führen. Um die Mitte verlassen uns schon der zarte Spitzkopf und die sanfte Bastardnachtigall. Gegen das Ende ziehen die Mauerschwalbe, der Pirol und der weiße Storch ab.

September.

In der ersten Hälfte verlassen uns der Regenvogel, die Nachtigall, der Rohrsänger, die gesperberte Grasmücke, das Laubvögelchen, die europäische Nachtschwalbe. In der Mitte die Mandelkrähe, die große Wasserralle, der Kukkuk, der Wendehals, der gefleckte Fliegenfänger, die roßgraue Grasmücke, die schwarze Mauerschwalbe, die Zaunammer, die geschwätzige Grasmücke, der Kampfhahn, der punktirte und der gemeine Strandläufer, die Meerlerche, der Wachtelkönig, die Brachlerche und der große Steinschmätzer. Gegen das Ende: die Gabelweihe, der Thurmfalke, der Wiedehopf, die gelbe und graue Bachstelze, der Rohrdommel, der schwarzkehlige Steinschmätzer, die Doppelschnepfe, die Pfuhlschnepfe, die Gambette, die Turteltaube, das Blaukehlchen, der braunkehlige Steinschmätzer, der Fitis. Also überhaupt fast alle die Vögel, welche ihren Einzug im April halten. Bisweilen fliegen noch im Anfange dieses Monats junge Rauchschwalben und gelbe Bachstelzen aus.

Oktober.

Wenn Einige von den vorigen, durchs schöne Wetter gelockt, noch hier bleiben, so machen sie doch nun

Anstalt zur Abreise. Außerdem nehmen die Pieplerche, der Gerstenammer, die gemeine Grasmücke Abschied. Bald folgen, manchmal früher, manchmal später, die Rauch- und Hausschwalbe, die Braunelle, mit Ausnahme einiger, die hier bleiben, die Baumlerche, der Kranich, die Heerschnepfe, der gemeine Staar, das gemeine Rothschwänzchen. Im letzten Drittel dieses Monats gehen der Wistling, dann einige Tage nachher das Rothkehlchen, die weiße Bachstelze, welche ich doch aber auch einmal den 2. November noch gesehen habe, und andere Vögel fort. Indeß sieht man aus Norden während dieses Monats verschiedene Drosseln, zumal die Sing- und Rohrdrossel, ankommen und weiter ziehen; späterhin kommen die Haubenlerchen, die Nebelkrähen, die Bergfinken, die Dohlen, Wachholderdrosseln ꝛc. bei uns an, streifen umher, und manche, wie die Dohlen, thun sich gegen das Ende des Monats, sobald das Wetter rauh und stürmisch wird, in lärmenden Schaaren zusammen, die den Tag über herumstreifen, des Abends mit großem Geschrei sich in Gehölzen niederlassen und endlich weiter ziehen, wenn die Kälte strenger wird. Mit zunehmender Kälte ziehen auch die Taucher davon, und die übrigen Vögel, welche hier bleiben, streichen von einem Orte zum andern und fangen die Winterlebensart an.

November.

Unsere einheimischen Zugvögel sind fast alle fort, doch sieht man noch einzelne Feldlerchen. Aus dem Norden kommen viele Gattungen von Enten, die zum Theil auf offenen Gewässern in Gebrüchen den ganzen Winter bei

uns bleiben, zum Theil auch weiter ziehen. Um diese Zeit und auch schon im Oktober, so wie im Frühjahre im März, hört man in der Luft mancherlei Stimmen und das Geräusch der Schwingen, welches diese Zugvögel verursachen, und welches wahrscheinlich zu dem Mährchen von der wilden Jagd oder dem sogenannten wüthenden Heere Veranlassung gegeben hat. Unwissende können allerdings dadurch leicht in Schrecken oder in Verwunderung gesetzt werden; denn die Töne nehmen sich in der obern Luftregion und bei der Stille der Nacht, wo man nichts erblickt, sehr sonderbar aus.

December.

In diesem mehrentheils düstern und kalten Monate, wo bei uns die Natur bereits in tiefen Schlaf gesunken ist, sieht man bloß die umherstreifenden Vögel, die bei uns überwintern, einzeln oder in Gesellschaften fliegen. Alles ist stumm und nur darauf bedacht, seine spärliche Nahrung zu finden.

Mehrentheils treten die Vögel des Nachts, vorzüglich gern bei Mondenschein, ihre Wanderungen an. Die Zugvögel haben eigene Töne, wodurch sie sich zur Reise ermuntern und während der Reise zusammenlocken; wenn man auf diese Töne Acht giebt, so kann man daran in den Herbst- und Frühjahrsnächten wissen, was es für Vögel sind, die des Nachts über der Gegend hinziehen. Viele Vögel, z. B. die Schwalben, versammeln sich mehrere Tage vorher an beliebigen Oertern, und ziehen dann in großer Gesellschaft fort. Die Abreise der Vögel wird, wie bereits angemerkt wurde, durch die Beschaffenheit der

Witterung bald beschleunigt, bald verzögert; doch beträgt der Unterschied im Ganzen kaum mehr als etwa 7 oder 8 Tage, und, wie es scheint, nicht einmal bei allen Vögeln. Ein sanfter Wind, der aus der Gegend kommt, wohin sie ziehen, ist ihnen sehr angenehm; denn der Vogel zieht viel lieber gegen den Wind, als mit demselben, weil im erstern Falle sein Gefieder sich ganz dicht auf dem Körper anlegt, im letztern aber zottig aus einander getrieben wird. Da im Herbst die Westwinde häufig wehen, so nehmen die Vögel auch ihre Richtung westlich, und steuern dabei doch dem Süden zu. Nur Vögel, die schlecht fliegen, z. B. die Wachtel, der Wachtelkönig und andere ähnliche, ziehen lieber mit dem Winde, und entfernen sich, wenn er aus Norden bläst.

Im Frühjahre, wo jeder Zugvogel ohne Ausnahme wieder nach seinem Vaterlande zieht, unternehmen sie ihre Wanderungen unter denselben Umständen. Hiebei gilt im Allgemeinen die Regel, daß diejenigen Vögel, welche zeitig fortziehen, auch spät wieder kommen, z. B. der Pirol, und umgekehrt, diejenigen, welche spät fortziehen, auch weit früher wieder zurückkommen, z. B. die Feldlerche. Dies hat seinen Grund in der mehrern oder mindern Empfindlichkeit des Vogels gegen die Kälte und in seinen Nahrungsmitteln. — Diejenigen Vögel, welche, wie die Stieglitze, Hänflinge, Finken ꝛc. uns nur verlassen, wenn Schnee und starker Frost eintritt, dann nur Gegenden aufsuchen, wo dies nicht ist, also oft nur 30 bis 50 Meilen weit ziehen, kommen gemeiniglich einen oder ein paar Tage darauf schon an, wenn im März der Schnee wegthauet. Eben so zeigen sich auch bald nachher die

Zugvögel, die im südlichen Europa überwintern, z. B. Staare, weiße Bachstelzen, Dohlen, wilde Gänse ꝛc. Solche aber, die nach Afrika ziehen, wie die Schwalben, kommen nicht sobald nach dem Thauwetter, sondern sie warten ihre gehörige Zeit ab, wenn auch noch so schönes Wetter ist. — Staare, weiße Bachstelzen, Braunellen und andere früher ins Vaterland zurückkehrende Zugvögel müssen oft noch großes Ungemach ausstehen, wenn sie sich durch zeitige Wärme verleiten ließen, ihren Winteraufenthalt zu früh zu verlassen. Nicht selten fällt noch tiefer Schnee, alles gefriert, Würmer und Insekten verkriechen sich, und so mag dann mancher Ankömmling vor Hunger und Kälte umkommen.

Was treibt und leitet nun die Zugvögel bei ihren Wanderungen? Diese Frage fällt gewiß Jedem bei der Betrachtung des wunderbaren Wechsels ein, den diese Thierclasse mit ihrem Aufenthalte vornimmt. Es ist aber mit dieser Erscheinung eben so, wie mit vielen andern im Thierreiche. Wer lehrt den Kukkuk seine Eier in die Nester insektenfressender Vögel legen? Wer leitet die Lemminge, die wilden Pferde, Esel, Dsiggetai's, die Thunfische? Wer anders, als ihr Instinkt? Eine Eigenschaft der Thiere, die wir zwar kennen, auch bezeichnen und von andern unterscheiden, aber nicht erklären können. Das Gefühl der unangenehmen Witterung, der Mangel an Nahrungsmitteln kann es allein nicht seyn, was in den Zugvögeln den Entschluß hervorbringt, ihr Vaterland zu verlassen; denn sonst würden weit mehrere fortziehen, denen es auch im Winter kläglich geht. Wie kümmerlich muß sich bei tiefem Schnee der Sperling, der Goldammer, die Krähe ꝛc.

behelfen, und doch fällt es keinem dieser Vögel ein, fortzuziehen. Um die bestimmte Zeit der Wanderungen hält — mit Ausnahme einzelner — nichts die Vögel auf, und wenn die Witterung noch so mild ist, und ihnen noch keine Nahrung fehlt. Die eingesperrten Zugvögel — dies beweist die Wirkung jenes Instinkts am deutlichsten — fühlen zu der Zeit, wo ihre Art fortzieht, mehrere Tage lang Unruhe, flattern, zumal des Nachts, im Käfig herum, und zeigen deutlich, daß auch sie — obgleich im warmen Zimmer und beim Ueberfluß — fortzuziehen wünschen. Gegen die Zeit der Ankunft, wahrscheinlich, wenn ihre Brüder ihren Winteraufenthalt verlassen, empfinden sie dieselbe Unruhe. Eine verborgene, uns unerklärbare Kraft ists also, die dem Vogel die Zeit fühlbar macht, wo er abziehen soll. Sollte nun nicht eine ähnliche Kraft ihn auch den Weg zeigen können, den er nehmen muß? Meines Erachtens ist der Instinkt völlig hinlänglich, alle Erscheinungen bei den Wanderungen der Vögel zu erklären; doch ist man jetzt nicht damit zufrieden, und meint, daß eine gewisse, in der Luft vorhandene Ursache die Vögel leite. In den obern Regionen der Luft soll ein Strom irgend einer den Vogel anlockenden Materie vorhanden seyn, der er entgegen fliege. Kirwan setzt diesen Strom in einer Menge eines brennbaren Gases, welches durch die Fäulniß der thierischen und vegetabilischen Körper und durch Vulkane innerhalb der heißen Zone sich entwickele und den Polen zuströme. Dieses Gas leite die Vögel im Herbst, und führe sie nach Süden. Wer leitet sie aber im Frühjahre denselben Weg zurück? Da soll jener Strom nach Süden zurückfließen. Eine ziemlich ge-

künstelte Hypothese!! Eher könnte man denn doch wohl annehmen, daß Erfahrung die Vögel leite. Bei den Schaaren, die zahlreich fortziehen und zurückkommen, sind doch unstreitig Viele, welche dieselbe Reise schon mehrmals gemacht haben; sollten diese nicht zu Führern dienen können? Doch wozu auch diese Hypothese! — Es giebt ja viele wunderbare Erscheinungen in der Natur, die man auf den Instinct zurückführen muß. Was leitet den Häring, den Thunfisch ꝛc. bei seinen Wanderungen? Etwa auch ein Strom von einer besondern Materie? — Wenn die Zugvögel im Frühjahre zurückkommen, so findet jeder seinen vorjährigen Standort, die Schwalbe das Fenster, das Gesimse, den Stall, der Fink den Baum, der Wistling den Balken, der Wiedehopf die Baumhöhle und die Grasmücke den verborgenen Strauch wieder, wo sie im vorigen Jahre ungestört ihre Kinder ernährten. Ja noch mehr! Wenn die Alten unterweges umkommen, oder schon im Herbst von ihrem Standplatze weggefangen werden, so findet man dennoch im Frühjahre ihre Stelle ersetzt; denn Eines von den jungen hier erzogenen Männchen nimmt den Platz in Besitz, gesellt sich ein Weibchen zu, und nistet daselbst. So lange nicht eine besondere Veränderung mit dem Platze vorfällt, und das Paar nicht gestört wird, brüten alle Jahre Vögel da.

Daß die Zugvögel wärmere Gegenden aufsuchen, ist keinem Zweifel unterworfen. Einige bleiben in den südlichen Gegenden Europas, andere ziehen übers Meer nach Aegypten, den Inseln des griechischen Archipelagus, nach Syrien, Arabien, Kleinasien, nach der Barbarei, nach den Ländern am Senegal,

nach Nubien u. s. w. wo die gütige Natur sie gegen den Untergang schützt; allein daselbst verlieren die schönsten Sänger, z. B. die Nachtigall und Andere, ihre wohlklingenden Stimmen und geben bloß rauhe unmelodische Töne von sich. Als Sonnini in Aegypten reiste, sahe er im großen dicken Schilfrohre einen einsamen Vogel umherschleichen, der bei näherer Betrachtung unsere Nachtigall war, deren schöner melodischer Gesang gänzlich verstummt war. Das einzige Geschrei, das sie machte, glich dem rauhen Tone, der in unserer Gegend auf ihren hinreißenden Gesang folgt. Aegypten besuchen die Nachtigallen nicht in so großer Menge als Syrien, weil jenes keine Wälder hat. Am zahlreichsten kommen die Wachteln nach Aepypten, wo sie in sehr großen Schaaren auf den sandigen Ufern des Landes anlangen. Beim ersten Anblicke erstaunt man, wie diese Vögel, die einen so schweren Flug haben, so weite Wanderungen machen können; dieses Erstaunen aber vermindert sich einigermaßen, wenn man weiß, daß ihnen die Inseln des mittelländischen Meeres, z. B. Malta, und die Schiffe, die darauf fahren, zu Ruhepunkten dienen. Aber selbst an diesen Orten, welche die Wachteln oft aus Schwäche nicht immer erreichen können, und deren Entfernung häufig ihren Untergang verursacht, finden wiederum sehr Viele den Tod; denn wenn sie allzusehr ermüdet sind, als daß sie entfliehen könnten, so lassen sie sich leicht fangen. Auf dem Takelwerke der Schiffe kann man sie mit der Hand erhaschen, und wenn sie sich vor zu großer Ermüdung nicht mehr emporschwingen können, so stoßen sie

sich heftig an Bord, prallen vom Stoße betäubt zurück, und finden ihr Grab in den Wellen.

Wie groß aber auch für die Wachteln die Gefahren einer langen Reise und wie stark auch ihr Verlust unterwegs seyn mag, so langt doch in der Gegend Alexandrien in Aegypten noch eine so große Menge an, daß die Anzahl derselben beinahe unglaublich ist. Die ägyptischen Jäger fangen sie im Garne, und in den ersten Tagen ihrer Wanderzeit findet man sie in so großer Menge auf den Märkten von Alexandrien, daß man drei bis vier Stück für 25 bis 26 Deniers erhält. Eine große Menge Menschen lebt von denselben.

Ueber die Ankunft und den Aufenthalt der Zugvögel auf den Inseln des griechischen Archipelagus theilt Sonnini (s. Reise nach Griechenland und der Türkei. A. d. Fr. 1801. S. 243) einige interessante Nachrichten mit, welche wir hier einrücken wollen. In der Levante findet man beinahe alle Arten von Vögeln, die wir bei uns kennen, sie mögen nun beständig daselbst leben oder nur durchziehen. Ich will hier diejenigen Arten, die ich selbst gesehen habe, angeben und dabei bemerken, ob sie daselbst wohnhaft sind oder sich nur als Zugvögel einige Zeit aufhalten. Man wird in dieser Aufstellung neue Aufschlüsse über die regelmäßigen Wanderungen der Vögel finden; die verschiedenen Wege, welche diese gefiederten Heere einschlagen, und die ein natürlicher Instinct ihnen aufs genaueste vorschreibt, sind noch keineswegs genau bekannt.

Die Epoche der Ankunft dieser Vögel auf den Inseln des griechischen Archipelagus richtet sich nach den daselbst herrschenden Winden. Zu Ende des Sommers 1779

erfolgte dieselbe sehr spät, weil die Nordwinde, die in dieser Jahreszeit gewöhnlich herrschen, damals viel später eintraten als in andern Jahren, und weil daher die Vögel, die gegen Süden fliegen, auf diesen Wind, der ihre Reise wesentlich begünstigt, lange warten mußten. Dafür aber hielten sie sich auch nur kurze Zeit auf den Inseln auf, denn sie schienen das Bedürfniß zu fühlen, bald in den Gegenden anzukommen, wo ein wärmeres Clima und ein reicherer Vorrath von Lebensmitteln auf sie wartete, nnd benutzten daher zu ihrer Abreise den ersten günstigen Wind. Eine andere allgemeine Bemerkung ist, daß alle diese Vögel bei ihrem Streichen im Frühling, das heißt, wenn sie zu uns zurückkehren, in weniger zahlreichen Zügen reisen und weit mehr vereinzelt und zerstreut sind als bei ihrer Herbstwanderung. Auf dieser ihrer scheinbaren Disharmonie beruhet aber gerade ihre Sicherheit, denn sie vermeiden dadurch weit leichter die häufigen Schlingen, die ihnen überall auf ihrer Reise gelegt werden. Merkwürdig ist endlich auch noch, daß sie im Ganzen genommen im Frühling sämmtlich sehr mager, hingegen bei ihrer Ankunft im Herbst außerordentlich fett sind.

Die Sperber findet man fast auf allen griechischen Inseln, wo sie das ganze Jahr hindurch bleiben; sie halten sich des Nachts in Felslöchern und besonders in dem Gemäuer der einzeln stehenden Windmühlen auf.

Mehrere andere Arten von Raubvögeln, als Falken, Hühnergeyer u. s. w. scheinen ebenfalls das ganze Jahr hindurch auf den griechischen Inseln zu leben. Unter den kleinern Raubvögeln ist der Buntspecht mit ro-

them Schnabel und langen rothen Füßen der merkwür-
digste. Seine jährliche Wanderung, die eine fast allge-
mein bekannte Sache ist, hat Levaillant in seiner Na-
turgeschichte der afrikanischen Vögel sehr mit Unrecht be-
stritten. In der Hälfte des Augusts kommt derselbe auf den
südlichen Inseln des Archipelagus an, um sich nach Ae-
gypten und wahrscheinlich auch auf die Küsten der Bar-
barei zu begeben. Da diese Vögel in dieser heißen Jahrs-
zeit eine Menge Insecten, die ihre vorzüglichste Nahrung
ausmachen, überall auf ihrer Reise antreffen, so sind sie
ungeachtet des weiten Weges, den sie zu machen haben,
bei ihrer Ankunft auf den Inseln doch sehr fett und gut
zu essen. Die Griechen fangen sie in großer Menge;
allein noch weit häufiger geschieht dies bei ihrer Ankunft
in Aegypten, das heißt, in der Mitte des Septembers,
weil sie alsdann von der zurückgelegten Reise so ermüdet
sind, daß sie durchaus die Kraft nicht mehr haben, den
ausgestellten Schlingen zu entgehen. Sie halten sich übri-
gens nicht lange in Niederägypten auf, sondern
gehn bald weiter, wahrscheinlich nach Arabien, wo sie
eine ungeheure Menge von Heuschrecken finden, die ihre
Lieblingsnahrung ausmachen. Die Araber fangen sie
mit dem Garne, binden ihnen den Schnabel mit einer von
den großen Schwanzfedern zusammen, um nicht von ih-
nen gebissen zu werden, und tragen sie lebendig auf die
Märkte.

Das kleine graue, oder das Rebhuhn von Da-
maskus (Tetrao damascenus Linn.) ist wandernd,
nimmt aber nicht immer den nämlichen Weg; es stellt
sich auch in mehreren Gegenden von Europa und so-

gar in den nördlichen ein, wo es in großen Flügen, aber nicht regelmäßig, in jedem Jahr ankommt, und sich nur wenige Tage aufhält. Man kann daher weder den Weg bestimmen, den diese Rebhühner einschlagen, noch auch die wahre Ursache ihres Herumirrens. Es scheint sogar, daß weder die Jahrszeit, noch die Beschaffenheit des Climas Einfluß auf dasselbe haben; denn man findet sie in Menge, sowohl in den glühenden Sandwüsten Aegyptens, als auch in den kältesten Monaten des Jahrs, im December und Januar, in der nördlichen Türkei, wo sie gewöhnlich schon im Herbst ankommen. Ich habe sogar in dem Winter von 1783 starke Völker davon einige Tage lang in dem ehemaligen Lothringen gesehen.

Die Wanderung der Wachteln ist äußerst sonderbar, theils wegen der zahllosen Menge dieser Vögel, theils wegen der weiten Reise übers Meer, die sie den Muth haben zu unternehmen, da sie doch kaum zum gewöhnlichen Fliegen Kraft genug zu besitzen scheinen. Sie befolgen bei diesen Zügen immer den nämlichen Weg und entfernen sich nur höchst selten davon; auf einige Inseln im mittelländischen Meere kommen sie daher in ungeheurer Menge, auf andere nur in geringer Anzahl und auf einige ganz und gar nicht. Die Einwohner von der Insel Santorin, wo sich diese Vögel vorzüglich zahlreich einstellen, machen große Vorräthe davon in Essig ein. Auf der Küste von Morea und auf der Insel Cerigo werden sie eingesalzen, und auf die andern Inseln im Archipelagus verkauft; aber so zubereitet sind sie ein sehr schlechtes Essen. Gewöhnlich kommen sie gegen Ende Augusts auf den Inseln der Levante an, bleiben fast den ganzen Sep-

tember dort, und kommen dann in der Mitte Aprils zum zweitenmal, um in unsre Gegenden zurückzukehren.

Auf den nördlichsten Inseln im Archipel sieht man zuweilen während des Winters Fasanen; sie kommen aus den Wäldern Thessaliens dahin, wo sie in großer Menge vorhanden sind. Auch ziehen die Bauern in der Gegend von Thessalonich viele auf, und bringen sie in solcher Menge in die Stadt auf den Markt, daß sie daselbst äußerst wohlfeil sind. Die Seefahrer, die in dem Hafen von Thessalonich überwintern, nehmen gewöhnlich große Vorräthe von lebendigen Fasanen mit sich an Bord ihrer Schiffe, und füttern sie daselbst mit Waizen.

Wenn der Winter sehr kalt ist, so giebt es auch auf einigen Inseln in den höchsten Gebirgen Auerhähne, und sogar auch auf einigen südlichen Inseln, wie z. E. auf der Insel Milo, sobald es aber anfängt wärmer zu werden, gehen sie wieder fort. Sie werden übrigens sehr selten geschossen, denn die Griechen fragen durchaus nichts nach ihrem Fleische.

Die Nebelkrähen oder Dohlen verlassen die Inseln niemals; ich habe in allen Jahrszeiten dergleichen daselbst gesehen. Die Mandelkrähen hingegen sind Zugvögel, und man sieht sie in zahlreichen Flügen an den Ufern des Meeres, wo sie in den todten Körpern, die von den Wellen ausgeworfen werden, ihre Nahrung finden; die Nacht bringen sie in Löchern zu. Während des Winters sieht man auch sehr viele Staare, und obgleich ihr Fleisch schwarz, mager, hart und keineswegs wohlschmeckend ist, so werden sie doch von den Grie-

chen häufig gegessen. Man versichert jedoch, daß, wenn sich diese Vögel mit Feigen oder Datteln nähren, sie fett werden und einen guten Geschmack bekommen.

Ein in unsern Wäldern sehr gewöhnlicher und durch sein schönes Gefieder merkwürdiger Vogel, der Heher, kommt wie die meisten andern Zugvögel gegen Ende Augusts auf den griechischen Inseln an. Sein Fleisch ist alsdann außerordentlich fett, aber wegen des sonderbaren Geschmacks, den es hat, um nichts besser als bei uns.

Der Goldammer kommt auf den südlichen Inseln im Archipelagus schon zu der Zeit an, wo die Feigen reif werden, d. h. im Anfang Augusts; diese Früchte sind seine Lieblingsnahrung und sein Fleisch erhält dadurch einen Wohlgeschmack, den es in Ländern, wo es keine Feigenbäume giebt, nicht hat. Daher nennen die Griechen auch diesen Vogel Sykophagos, d. i. den Feigenfresser. Uebrigens halten sich die Goldammern höchstens bis in den September auf diesen Inseln auf, und dann ziehen die meisten nach Niederägypten, wo sie ebenfalls die Feigen- und auch die Maulbeerbäume aufsuchen; allein auch hier bleiben sie nicht über 14 Tage, und ziehen dann weiter gegen den Orient zu, um ein zuträglicheres Clima und eine reichlichere Nahrung aufzusuchen.

Die Drosseln sind zum Theil Zugvögel, zum Theil verlassen sie die Inseln nie. In der schönen Jahrszeit findet man sie einzeln in den engen Gebirgswegen; bei der Annäherung des Jägers verbergen sie sich aber sogleich in die dicksten Gesträuche, wo man Mühe hat, sie wieder herauszubringen. Im Winter nähern sie sich den Woh-

nungen der Menschen, und wenn die Kälte etwas empfindlich wird, und besonders bei heftigen Nordwinden, kommen sie sogar auch in die Häuser.

Sobald man auf den griechischen Inseln anfängt, die Felder zu besäen, d. h. gegen Ende Octobers, stellen sich von allen Seiten zahlreiche Flüge von Holztauben ein, die einen Theil des Getraides auffressen, das der Landmann ausstreut. Es giebt deren von verschiedener Größe, die alle wieder besondere und bestimmte Arten auszumachen scheinen; sie sind Zugvögel und meistentheils sehr fett, ausgenommen die wilden Tauben, die das ganze Jahr hindurch auf den Inseln bleiben, in Felslöchern nisten, und ein hartes trockenes Fleisch haben. Das Fleisch der Turteltauben ist bei ihrem Aufenthalt auf den Inseln im Frühling, der ohngefähr drei Wochen dauert, nicht viel besser als das der wilden Tauben; dies schützt sie gegen die Nachstellungen der Menschen, denn es ist alsdann der Mühe nicht werth, sie zu schießen. Wenn sie aber gegen Ende Augusts wieder zurückkommen, so sind sie fetter und sehr wohlschmeckend; alsdann werden sie auch von den Griechen, besonders auf der Insel Policandro, wo sie am häufigsten hinkommen, in außerordentlicher Menge getödtet. Die Einwohner dieser letztern Insel machen sie in großen Gefäßen mit Weinessig ein, gerade wie die Einwohner von Santorin die Wachteln. Diejenigen Turteltauben, die dem Tode entgehen, kommen demohngeachtet im folgenden Jahre wieder; so äußerst mächtig ist der Instinct, der diesen Zugvögeln den Weg vorschreibt, auf dem sie ihre Nahrung suchen sollen.

Den Kukkuk nennen die Griechen in ihrer Sprache den Turteltaubenführer, weil er zugleich mit diesen Vögeln auf den Inseln der Levante ankommt; da aber der Kukkuk ein weit seltnerer Vogel ist, so sieht man gewöhnlich nur einen Einzigen unter einem ganzen zahlreichen Zug von Turteltauben, und dieser scheint gewissermaßen der Anführer der Letztern zu seyn. Es ist merkwürdig, daß dieser Vogel während seines Aufenthalts in andern Ländern fast alle natürlichen Eigenschaften, die er bei uns besitzt, ablegt; auf den Inseln, wo er auf seiner Reise ausruht, findet er z. B. die hohen und dicken Wälder nicht, in denen er sich bei uns gewöhnlich aufhält; ferner führt er auch nicht mehr das einsame Leben wie bei uns, sondern hält sich zu andern Vögeln seiner Art, und reist sogar mit ganz fremden Arten in großer Gesellschaft; auch hört man durchaus das widrige Geschrei nicht mehr von ihm, wovon er seinen Namen erhalten hat. Bei seiner Ankunft im Frühjahr ist er außerordentlich mager; wenn er aber im Herbst wieder zurückkommt, ist er sehr fett, und wird dann für eine gute Speise gehalten.

Das Ende des März und der Anfang Augusts sind die zwei Epochen, wo der Wiedehopf auf den Inseln des Archipelagus ankommt. Er wird in der ganzen Levante, ja sogar auch in Italien und in dem südlichen Frankreich gegessen, und es ist merkwürdig, daß er nur in unsern nördlichen Gegenden den höchst widerlichen Geruch hat, der einen Ekel gegen ihn einflößt.

Die Sperlinge, diese frechen Schmarozer, sind im Orient und überhaupt überall, wo Fruchtbarkeit herrscht,

so gut zu Hause wie bei uns. Ihre Anwesenheit ist ein sicheres Zeichen von Wohlhabenheit und von einem blühenden Zustand des Ackerbaues, und wo es auf dem Lande keine Sperlinge giebt, da herrscht gewiß Armuth. Sie lassen sich daher auf der armen Insel Argentiere nicht blicken, außer nur auf kurze Zeit während der Aussaat, um einen beträchtlichen Theil von derselben zu entwenden; da hingegen sie auf den fruchtbarern Inseln in der größten Menge vorhanden sind.

Auch die Finken scheinen nicht alle den ganzen Winter hindurch in unsern Gegenden zu bleiben, sondern zum Theil Zugvögel zu seyn, und man hat die Ursache noch nicht aufgefunden, warum Einige von ihnen bei Annäherung des Winters in weiter Ferne einen mildern Himmel aufsuchen, da hingegen Andere in unsern Dörfern der strengsten Kälte Trotz bieten und sich nebst den Sperlingen, von demjenigen nähren, was sie von dem Futter des Hausgeflügels entwenden können. Gegen Ende Octobers kommen sie in Menge auf den Inseln des Archipelagus an, und zwar so fett, daß sie eine vortreffliche Speise ausmachen. Ich habe jedoch mehrere daselbst gesehen, die mir, nach den Federn zu urtheilen, junge Vögel von dem nämlichen Jahre zu seyn schienen. Hieraus könnte man schließen, daß diese Finken nicht weit herkommen, sondern in einem nahe gelegenen Lande geheckt werden.

Zuweilen, aber doch selten, sieht man auch auf diesen Inseln zu Ende des Sommers Nachtigallen; sie bringen die strenge Jahrszeit in den lachenden Ebenen von Niederägypten und auf den Küsten von Syrien

und der Barbarei zu. Während ihres Aufenthaltes auf den griechischen Inseln hört man aber durchaus die melodischen Gesänge nicht von ihnen, wodurch sie bei uns alle andern Singvögel übertreffen; sie scheinen fremd daselbst zu seyn, weil sie sich nicht mit ihrer Fortpflanzung abgeben, und schweigen lieber stille, da sie nicht von Liebe singen können. In Natolien und in einigen andern Gegenden von Kleinasien giebt es eine Menge Nachtigallen, die aber niemals die Haine und Gebüsche verlassen, worin sie geboren werden.

Die Rothkehlchen kommen im Monat October in der Levante an; selten findet man sie jedoch auf den nackten Inseln, sondern sie ziehen die mit Bäumen und Gesträuchen beschatteten vor, wie z. E. die Insel Scio, wo sie sich in den Gehölzen von Mastixbäumen und wilden Myrthen, womit diese prächtige Insel bedeckt ist, in Menge aufhalten. Die Meisten aber finden ihren Tod daselbst, denn die griechischen Vogelsteller stellen ihnen so gut wie die unsrigen häufig nach, und diese niedlichen Thiere gehen mit einem unschuldigen Zutrauen von selbst in die Schlingen, die ihnen gelegt werden. Den Namen Yanni, den die Einwohner der meisten griechischen Inseln dem Rothkehlchen beigelegt haben, geben sie auch noch einem kleinen Vogel von ganz verschiedener Art, nämlich den Rothschwänzchen, die im Frühjahr und im Herbst zu gleicher Zeit mit den Rothkehlchen daselbst ankommen. Auch die Hänflinge sind Zugvögel auf den griechischen Inseln. Die Distelfinken halten sich das ganze Jahr hindurch auf den größern Inseln auf, und sind nur auf den kleinern selten vorhanden, weil sie daselbst nicht Schat-

ten genug haben. Auf allen aber findet man eine Menge von Bachstelzen, die durch ihre Lebhaftigkeit die oft traurigen und einsamen Gegenden aufheitern. Sie scheinen die Inseln nicht zu verlassen, und ich habe mehrmalen im Winter auf nackten Felsenspitzen in der Nähe des Meeres dergleichen gefunden, die, nach ihrem Gefieder zu urtheilen, noch sehr jung waren; auch hat man mich versichert, daß diese Vögel sogar im Winter auf den kleinen, unbewohnten Inseln heckten, und von dort nachher sich auf die größern verbreiteten. In Aegypten habe ich eine Bachstelze gesehn, die fast ganz blendend weiß war.

Die gemeinen Lerchen sieht man in großen Zügen auf allen diesen Inseln; auch findet man die große ungehaubte oder sogenannte Calandra-Lerche, die ein Zugvogel ist, und ich glaube, daß noch mehrere andere Arten regelmäßig zweimal im Jahr dahin kommen. Auch bemerkt man verschiedene Arten von Meisen; ich habe aber nicht ausfindig machen können, ob sie beständig dort bleiben oder nur Zugvögel sind. Bisweilen habe ich auch in dicken Gehölzen von Mastixbäumen den kleinen Vogel gesehn, dem man wegen seiner orangenfarbenen Krone und seiner ausnehmenden Schwäche den Namen Zaunkönig beigelegt hat; ich glaube, daß er diese Gegenden nie verläßt, wo er ein mildes Clima und einen Ueberfluß an Nahrung findet. Die Grasmücken kommen im Monat September in der Levante an, und werfen sich begierig über die Feigen her, so wie dieselben reif werden. Die Insel Malta dient ihnen zum Ruhepunkt, so wie noch vielen andern Zugvögeln, z. E. den Calandralerchen u. a. Die Ankunft aller dieser Vögel auf der Insel Malta

wird verzögert, wenn West- und Nordwestwinde wehen und nur bei Ost- und Südostwinden können sie dahin kommen. Im Winter giebt es oft eine außerordentliche Menge von Schnepfen auf den griechischen Inseln. Sie sind ebenfalls Zugvögel und kommen meistentheils aus den Bergen von Morea dahin, wo die Kälte wegen der Menge von Schnee, die daselbst fällt, sehr beträchtlich ist. Die Kibitze reisen ebenfalls wie die Schnepfen im Winter; sie erscheinen auf den Inseln, wenn die Kälte, die jedoch nie empfindlich wird, anfängt einzutreten, d. h. im Januar. Sie sind nur Zugvögel und bleiben nie länger als 12 bis 14 Tage daselbst. Auf den Küsten von Caramanien hingegen halten sich diese Vögel in Menge den ganzen Winter hindurch auf.

Kein Thier hat so viele Töne für die verschiedenen Empfindungen in seiner Gewalt als die meisten Vögel. Der Gesang ist den Vögeln eben so wenig angeboren als den Menschen die Sprache, sie müssen ihn erlernen; von Natur besitzen sie bloß die Anlage dazu. Der Versuch eines jungen Vogels zu singen läßt sich genau mit dem unvollkommenen Bestreben eines Kindes vergleichen, das sprechen will. Der erste Versuch scheint nicht die geringste Spur von dem künftigen Gesange zu verrathen; so wie aber der Vogel älter und stärker wird, bemerkt man leicht, welche Richtung im Gesange er nimmt. Während sich der Schüler auf diese Art im Gesange übt, erhebt er gewöhnlich seine Stimme, sobald er einer Stelle einmal mächtig ist; er läßt sie aber sinken, wenn er dem Versuche nicht gewachsen ist.

Ein gemeiner Sperling, den man noch sehr jung aus dem Neste nahm, und ihn in die Nähe eines Hänflings und Stieglitzes that, nahm einen Gesang an, der eine Mischung von beiden Gesängen war. Man zog einst drei junge Hänflinge auf, den Einen unter einer Feldlerche, den Andern unter einer Holzlerche, den dritten unter einer Wiesenlerche, und statt des Gesanges, der ihrer eigenen Art eigenthümlich ist, nahm jeder den Gesang seines Lehrers an. Ein Hänfling, den man kaum zwei bis drei Tage alt aus dem Neste genommen, und in dem Hause eines Apothekers Namens Mathews zu Kensington aufgezogen hatte, sprach aus Mangel anderer Töne, die er nachahmen konnte, fast die Worte: hübscher Knabe, so wie einige andere kurze Gedanken aus. Sein Besitzer sagte, daß er weder den Gesang noch das Geschrei irgend eines andern Vogels gehört habe. Er starb im Jahre 1772.

Diese und andere beglaubigte Thatsachen scheinen durchaus zu beweisen, daß die Vögel keine angebornen Töne besitzen, sondern daß sie die Sprache derjenigen annehmen, denen sie bei ihrer Geburt anvertrauet werden. Indessen könnte es doch einigermaßen nach diesen Bemerkungen etwas unerklärbar scheinen, warum sie im Freien bloß bei dem Gesange ihrer eigenen Art bleiben, da sie doch die Stimmen so vieler andern Vögel um sich herum hören; allein dies rührt von der Aufmerksamkeit her, mit welcher der junge Vogel dem Unterrichte seiner Aeltern zuhört, und weil er sich gewöhnlich um den Gesang aller übrigen Vögel gar nicht bekümmert.

Es wird nicht ganz uninteressant seyn, wenn wir dem Leser hier eine Vergleichstabelle des Werthes der Singvögel Englands liefern. In derselben ist die Zahl 20 als Punkt der höchsten Vollkommenheit angenommen.

	Volk. Töne.	Lebhaf. Gesang	Klage-töne.	Kraft d. Stim.	Ausführung.
Nachtigall	19	14	19	19	19
Feldlerche	4	19	4	18	18
Holzlerche	18	4	17	12	8
Wiesenlerche	12	12	12	12	12
Hänfling	12	16	12	16	18
Stieglitz	4	19	4	12	12
Buchfinke	4	12	4	8	8
Grünfinke	4	4	4	4	6
Grasmücke	6	0	6	4	4
Zeisig	2	4	0	4	4
Schwarzbärtchen	0	4	0	4	4
Drossel	4	4	4	4	4
Maisdieb	4	4	0	2	2
Rothkehlchen	6	16	12	12	12
Zaunkönig	0	12	0	4	4
Rohrsperling	0	4	0	2	2
Klosterwenzel oder die Norfolkische Spottnachtigall	14	12	12	14	14

In dieser Tabelle ist weder der Dompfaffe noch das Schwarzkehlchen erwähnt, da der wilde Gesang des Ersten ohne Unterricht ein höchst unangenehmer Ton ist; der Letztere aber ist deshalb ausgelassen, weil der Verfertiger dieser Tabelle nicht hinlänglich mit dem Gesange dieses Vogels bekannt war, um genau den Werth desselben bestimmen zu können.

Sonst behauptete man, daß die Vögel des heißen Erdgürtels ein sehr schönes Gefieder, aber einen schlechten Gesang hätten; allein das Letztere scheint ein Irrthum zu seyn, denn J. R. Forster (d. Reise um die Welt 1 Th. S. 286.) erzählt, daß die Vögel auf der Insel Otaheite entzückend schön gesungen hätten. Das Nämliche behauptet man auch von Ostindien und von dem warmen Amerika.

Das Futter der Vögel ist bei den verschiedenen Arten sehr verschieden. Einige fressen bloß Fleisch, Andere leben bloß von Fischen, noch Andere von Insekten und Würmern und viele von Früchten oder Körnern. Die außerordentlichen Kräfte des Magens bei den körnerfressenden Arten, das harte Futter zu zermalmen und zur Verdauung zuzubereiten, würde allen Glauben zu übersteigen scheinen, wenn dieser Umstand nicht von unwidersprechlichen Thatsachen unterstützt würde, die sich auf Versuche gründen. Der scharfsinnige Spallanzani hat viele höchst grausame, obschon merkwürdige und sehr interessante Versuche angestellt, um die Stärke des Magens der Vögel zu untersuchen. In die Magen von Truthühnern zwang er Röhren voll Körner, die nach 24 Stunden zerbrochen, zusammengepreßt und auf die unregelmäßigste Art verdreht waren. Der Magen eines Hahns zermalmte innerhalb 24 Stunden die Ecken eines Stück rohen ausgezackten Glases; und als man den Magen untersuchte, sah man weder eine Wunde noch sonst eine Verletzung. In einen Lederball steckte man 12 starke verzinnte Nadeln, deren Spitzen ohngefähr $\frac{1}{4}$ Zoll hervorragten; dann wickelte man ihn in ein papiernes Futteral

und zwang ihn einem Truthahne durch den Schlund; der Vogel behielt ihn anderthalben Tag bei sich, ohne die geringste Spur von Uebelbefinden zu verrathen; alle Nadelspitzen waren dicht an der Oberfläche des Balls abgebrochen, ausgenommen zwei oder drei, wovon die Stumpfe noch etwas hervorragten. Man steckte 12 kleine Lanzetten, die sowohl an den Spitzen als an den Schneiden sehr scharf waren, in einen ähnlichen Lederball, den man auf die nämliche Art einem Truthahne eingab und 8 Stunden in seinem Magen ließ; nach Verlauf dieser Zeit öffnete man das Organ, fand aber nichts als den bloßen Ball, die 12 Lanzetten waren in Stücken zerbrochen und der Magen war vollkommen gesund und ganz.

Aus diesen Thatsachen schloß man, daß die Steine, die man so oft in den Magen vieler Vögel findet, höchst nützlich seyn, indem sie den Magensaft befördern helfen, um die Körner und andere harte Substanzen zu zermalmen, welche ihr Futter ausmachen. Die Steine selbst, welche auf diese Art zermalmt und durch die außerordentliche Thätigkeit des Magens abgesondert werden, sind mit dem Futter vermischt, und tragen ohnstreitig sehr viel sowohl zur Gesundheit als zur Ernährung dieser Thiere bei.

Bei den hühnerartigen Vögeln ist das Innere des Magens ungemein hart und rauh, so daß Stecknadeln nicht durchstechen, sondern umgebogen werden. Alle Vögel, welche ganze Körner verschlucken, wie Haushühner, Tauben, erweichen dieselben erst in dem drüsenreichen Kropfe, ehe sie in den Magen kommen. Die Verdauungskraft des Letztern ist bei ihnen unglaublich stark und

zwar vermittelst des Aneinanderreibens der rauhen innern Haut. Réaumur fand, daß ein solcher Vogelmagen Haselnüsse, Olivenkerne und Münzen glatt abgescheuert hatte.

Die Raubvögel und die Insektenfressenden bringen Knochen, Haare, Federn, Flügeldecken u. s. w., die sie mit der Beute verschluckt haben, in eirunden Klumpen (Geröllen) durch den Rachen hervor, weil diese Theile für sie unverdaulich sind.

Levaillant theilt über das Fasten der Vögel einige interessante Bemerkungen mit. Andere Thiere, sagt er, können den Hunger bei weitem nicht in diesem Grade aushalten. Schon ein Fasten von einigen Tagen tödtet sie; und die Länge oder Kürze dieses Zeitraums richtet sich nach der Art von Nahrungsmitteln, deren sie sich bedienen. Unter den Vögeln z. B. sterben die körnerfressenden gewöhnlich in 48 bis 60 Stunden, da hingegen die, welche von Insekten leben, dem Hunger ein wenig länger widerstehen.

Unter allen Arten von Vögeln können die, welche von Früchten leben, der Nahrung am wenigsten lange entbehren. Diese unterscheidende Eigenschaft rührt vielleicht von der Beschaffenheit ihres Magens her, welcher schneller verdauet und daher auch öfterer Nahrungsmittel nöthig hat. Aber auf der andern Seite ist diese schnelle Verdauung wieder vortheilhaft; denn bei einem gleichen Grade von Erschöpfung vor Hunger kommt ein solches Thier weit eher, als ein anderes, wieder ins Leben und zu Kräften. Ganz anders verhält es sich mit den körnerfressenden Vögeln. Ist ihre Entkräftung ein-

mal bis auf einen gewissen Punkt gekommen, so erholen sie sich nicht wieder, wenn man ihnen nichts Andres als ihre gewöhnliche Nahrung giebt; ihr Magen hat alsdann die Kraft, solche Körner zu verdauen, zum Theil verloren. Der Raubvogel hingegen behält seine Verdauungskraft bis zu dem letzten Augenblicke; und daher braucht er nur wenige Minuten, um seine Kräfte wieder zu erlangen, sobald er nur angemessene Nahrung bekommt.

Wenn man nur ein wenig über diesen Unterschied nachdenkt, so sieht man ganz deutlich die Ursache davon ein. Fleisch kann sich bei seiner Verwandtschaft mit der Substanz dieser Thiere, derselben sehr schnell assimiliren; und da es äußerst nahrhafte Säfte hat, so schafft es fast in einem Augenblicke Hülfe. Ganz anders verhält es sich mit Körnern. Diese müssen, wenn sie verdauet werden sollen, einige Zeit in dem Magen zubringen, um erweicht und zermalmt zu werden. Nun ist aber diese Operation langwierig, und erfordert überdies in dem Magen des Vogels eine Lebenskraft, eine Bewegung, die er durch das Fasten gerade verloren hat.

Das, was Levaillant hier sagt, hat nicht allein wahrscheinliche Gründe, sondern auch Erfahrungen für sich. „Ich fing, fährt Levaillant fort, zwei Sperlinge von gleichem Alter, die sich beide gleich wohl befanden, und brachte sie durch Hunger zu einer solchen Entkräftnng, daß sie die Nahrung, die ich ihnen darbot, nicht mehr annehmen konnten. In diesem Zustande ließ ich den Einen zerstoßne Körner, den Andern klein gehacktes Fleisch verschlucken; und in wenig Minuten befand die-

ser sich wohl, jener aber starb zwei Stunden nachher.

Wenn man die körnerfressenden Vögel näher beobachtet, so sollte man in der That glauben, die Körner, von denen sie vorzüglich leben, wären für sie nicht hinlänglich und nicht nahrhaft genug; denn sie fressen auch Früchte, Fleisch, Insekten, kurz, alle Arten von nährenden Substanzen, die ihnen vorkommen. Die Raubvögel im Gegentheile, sie mögen nun von Fleisch oder von Insekten leben, bleiben immer bei ihrem Nahrungsmittel, haben daran genug, und nehmen nie zu Körnern ihre Zuflucht.

Unter allen Arten von Vögeln scheint keine dem Hunger und dem häufigen Bedürfnisse von Speise so sehr unterworfen zu seyn, wie die fischfressenden. Daher hat die Natur ihnen auch große Kröpfe oder Beutel gegeben, in denen sie eine beträchtliche Quantität Speise aufbewahren können.

Die Raubvögel ertragen den Hunger eine sehr geraume Zeit. Hierüber habe ich verschiedne Erfahrungen gesammelt; doch will ich nur ein Beispiel anführen, welches meine Behauptung beweist und die Leser gewiß in Erstaunen setzen wird. Ich hatte einen Geier, von der Art, die man am Vorgebirge der guten Hofnung den Mistvogel nennt, und wollte ihn tödten, um ihn auszustopfen. Da er mir zu dieser Operation allzu fett zu seyn schien, so ließ ich ihn fasten. Ich erwartete von Einem Tage zum Andern ihn todt oder wenigstens äußerst entkräftet zu finden; aber ich sah ihn immer gleich lebhaft. Endlich, als er eilf Tage lang ohne alle Nahrung

geblieben war, wurde ich ungeduldig, weil ich mehr zu thun hatte, und tödtete ihn. Als ich ihm die Haut abzog, bemerkte ich, daß er noch lange im Stande gewesen wäre zu leben; denn, ungeachtet seines Fastens, hatte er noch so viel Fett, daß ich es wegschaffen mußte, um ihn ausstopfen zu können."

Die Vögel fressen im Verhältniß ihrer Größe mehr als die Säugethiere, welches vielleicht ihrer beständigen Thätigkeit, Anstrengung und Bewegung zuzuschreiben ist. Die eigentlichen Raubvögel können zum Theil lange, manche Falken wohl 14 Tage hungern; die Insecten- und Körnerfressenden hingegen kaum einen ganzen Tag. Die Drosseln und Staare fressen den Tag über so viel als sie wiegen, und der Seidenschwanz ist ein wahrer Vielfraß.

Reines Quell- oder Flußwasser ist der natürliche Trank der Vögel; nur Manchen ists einerlei, ob ihr Getränk rein oder unrein ist. Auch baden sich die meisten gern in reinem Wasser; bloß die Hühnerartigen machen hiervon eine Ausnahme und wühlen sich lieber im Staube ein. Die Natur wies den Vögeln diese Reinigungsmittel darum an, damit die Läuse, die sich so gern bei ihnen einnisten, nicht so sehr überhand nehmen möchten. Diejenigen, welche sich im Wasser baden, ziehen hernach jede einzelne ihrer Federn sorgfältig durch den Schnabel. Diesen befeuchten sie mit einer Fettigkeit aus einer am Steiße befindlichen Drüse, und dies ist Ursache, daß das Wasser so leicht von den Federn abläuft.

Alle Vögel legen Eier, aus denen nach dem Brüten Junge hervorkommen. Diese Eier unterscheiden sich

bei den verschiedenen Arten, sowohl in Ansehung ihrer Anzahl, als ihrer Gestalt und Farbe. Sie enthalten die ersten Anfänge der zukünftigen Jungen, zu deren Reifung und Vervollkommnung bei dem Brüten sich jederzeit eine Luftblase am großen Ende zwischen der Schaale und der innern Haut befindet. Man nimmt an, daß durch die Wärme, welche von dem brütenden Vogel dieser eingesperrten Luft mitgetheilt wird, das Junges über seine natürliche Große vergrößert wird, und daß zugleich seine Theile durch die sanfte Ausdehnung in Bewegung gesetzt werden. Auf diese Art werden Druck und Bewegung den Theilen des Eies mitgetheilt, welche nach und nach auf eine unbekannte Art die Bildung und das Wachsthum des Jungen bis zur bestimmten Zeit seines Auskriechens befördern. Frauenzimmer, wenn sie vermuthen, ein Ei sey nicht gut, halten die Zunge an das große Ende, um zu fühlen, ob es warm ist; ist das Letztere nicht der Fall, so sieht man es als einen gewissen Beweis an, daß die Luft nach und nach entwichen und das Ei endlich faul oder verdorben worden ist.

Der Nutzen dieses Theils des Eies, den man den Cristalltropfen nennt, beschränkt sich nicht bloß darauf, die verschiedenen Feuchtigkeiten an ihren eigenthümlichen Stellen zurückzuhalten, sondern auch einen und denselben Theil der Dotter beständig zu oberst zu halten, wie man das Ei auch drehen mag. Der Mechanism scheint folgender zu seyn: diese Cristalltropfen sind specifisch leichter als das Weiße, worin sie schwimmen, und da sie mit den Membrnnen der Dotter etwas außerhalb ihrer Achse zusammenhängen, so wird dadurch eine Seite schwerer

als die Andere; auf diese Art bleibt der nämliche Theil der Dotter, der in der Mitte des Weißen schwimmt, vermittelst seiner Schwere immer zu oberst.

Der Begattungstrieb erwacht bei allen Vögeln früher oder später im Frühjahre; bloß der Kreuzschnabel macht nebst den Hausvögeln bei uns eine Ausnahme. Dieser Trieb ist fast bei allen sehr heftig und erregt in dem Männchen alle die Leidenschaften, die man bei Säugethieren zur Brunstzeit antrifft. Die Männchen unter den hühnerartigen Vögeln, zumal der Haushahn, der Truthahn, der Auerhahn ꝛc. sind außerordentlich hitzig, und dabei so geil, daß Eins 10 bis 16 Hennen befruchten kann. Diese Vögel leben daher, bis auf einige Gattungen, z. B. Rebhühner, Haselhühner, Wachteln ꝛc., in Vielweiberei. Es fallen zur Paarungszeit unter den Männchen von einerlei Gattung heftige Kämpfe vor, die sich mit der Vertreibung des Schwächern vom Kampfplatze und von den Hennen endigen. Die Vögel begatten sich im Wasser, auf der Erde und auf Bäumen, Dächern, aber keine einzige Gattung in der Luft. Zur Erhaltung des Gleichgewichts beißen die Männchen von Mehrern bei Besteigung ihrer Weibchen in die Scheitelfedern derselben. Die Sänger suchen ihren Weibchen durch ihre Stimme zu gefallen und die hühnerartigen zum Theil durch sonderbare Posituren, wenn diese Letztern nicht sonst eine andere Bedeutung haben. — Bei weitem die mehrsten Vögel halten sich Paarweise zusammen, oder leben in Monogamie, und nur manche hühnerartige haben, wie bereits angeführt ist, mehrere Weibchen. Die einmal verbundenen Paare trennen sich selten, sondern finden sich gemeinig

lich alle Jahre nach zurückgelegter Reise wieder zusammen; doch geschieht es auch, daß ein Theil die eheliche Treue verletzt, und wohl gar einen andern Gatten annimmt.

Der Nesterbau verdient unsere ganze Aufmerksamkeit, weil sich hier die Vögel zum Theil als bewundernswürdige Künstler zeigen. Daß Alles instinctmäßig betrieben werde, bedarf keiner Erinnerung; daß aber auch hier mit diesem Worte nichts erklärt sey, versteht sich gleichfalls von selbst. Die Wirkungen jenes Instincts zeigen überall Ueberlegung, weise Anordnung und vollkommene Zweckmäßigkeit. Die Art und Weise des Baues, die Materialien, der Standort des Nestes sind genau für die Lebensart des Vogels berechnet. Die Oerter, wo die Raubvögel nisten (horsten), sind allemal hohe Baumgipfel, hohe Felsen und Klippen, die eine freie und weite Aussicht umher gestatten. Dem Raubvogel liegt nichts daran, sein Nest vor andern Vögeln oder vor den baumebesteigenden Raub-Säugethieren, als Mardern, Wieseln ꝛc., zu verbergen; sie können ihm nicht schaden; darum fürchtet er sie auch nicht. Auch die Krähengattungen bauen gern auf hohen Bäumen; die Spechte in Baumlöchern, die sie mit ihrem Schnabel ausarbeiten. Die Wasservögel, die Sumpf- und hühnerartigen Vögel legen ihre Nester auf der Erde an, und wissen sie hier im Rohre und Schilfe, oder im Grase, in der Saat und hinter einem Erdhäufchen künstlich zu verbergen. Da ihre Jungen nicht so bald fliegen können, wenn sie schon das Nest verlassen haben, so wären Bäume, Klippen und andere erhabene Oerter für ihr Nest keine bequemen Standörter.

Die kleinern Vögel legen ihre Nester bald auf Bäumen, bald im Gesträuch oder unter demselben auf der Erde im Grase und Moose an; Einige, z. B. die Tannenmeise, wählen sogar ein Mause- oder Maulwurfsloch unter der Erde. Immer sehen diese schwachen Geschöpfe dahin, daß sie mit ihren Jungen den Augen der Raubthiere und Menschen verborgen bleiben. Diese Vorsicht wird da geschärfter, wo die Gefahren grösser sind; daher heftet der kleine Schneidervogel gar sein Nest an das Blatt eines dünnen, am äußersten Rande einer Baumkrone befindlichen Zweiges; Andere hängen es in Gestalt von Beuteln an den Spitzen der Zweige selbst auf. Dies thut unter andern selbst in Europa der Remitz und die Schwanzmeise. Viele Vögel wissen das Aeußere ihres Nestes so zu verkleiden, daß man kein künstliches Gebäude, sondern einen Haufen Moos, in einander gewachsene Zweige ꝛc. vermuthet.

Die Materialien sind bei derselben Gattung doch bisweilen verschieden, je nachdem die Gegend sie darbietet; gemeiniglich aber wählt jede Gattung die schicklichsten für ihren Bau. Die Raubvögel, Elstern, Krähen ꝛc. tragen stärkere oder schwächere Reiser und selbst Dornen zusammen, woraus sie ein dem Anscheine nach chaotisches, bei näherer Untersuchung aber dennoch mit Vorsicht gebauetes Nest anlegen, woran die Reiser und Dornen so in einander verflochten sind, daß man schlechterdings nicht begreift, wie die Thiere mit ihrem Schnabel dies vermochten. Die Materialien zu den übrigen Vogelnestern sind sehr mannichfaltig, und bestehen in Stroh, Heu, feinen Wurzeln, Bast, Birkenrinde, Lehm, Mist, Moos,

Flechten, Thierhaaren, Wolle von Thieren und Pflanzen, Spinnenweben und Federn. Die härtern von diesen Materialien machen die äußere Lage; die weichern, zumal die Federn, die Ausfütterung aus. Die Ausfütterung der Vogelnester mit Federn und andern warmen Materialien ist ein Mittel, die Wärme beim Brüten anzuhalten und die nackten Jungen zu bedecken. Man findet daher die Vogelnester in den Nordländern, zumal in der kalten Zone, am meisten mit Federn ausgelegt; in heißen Ländern wenig oder gar nicht.

Bei den mehresten Vögeln ist das Weibchen der Baumeister und das Männchen trägt ihm die Materialien zu. Die Schwalben machen hievon eine Ausnahme; es bauen beide Gatten. Die Vögel, welche in Polygamie leben, bekümmern sich eben so wenig um den Bau der Nester, als um die Pflege der Jungen. Wenn die Unterlage zum Neste gemacht ist, wobei auch das Männchen hilft; setzt das Weibchen sich drauf, flicht mit dem Schnabel die Materialien um sich her an die Unterlage, und drehet sich kreisförmig in dem Neste herum, wodurch es bald seine runde Gestalt erhält. Diese ist platt bei den Nestern der Raubvögel; bei andern schüsselförmig, halbkuglich, backofenförmig und beutelförmig u. s. w. Der Pirol und die Beutelmeise bauen in Europa die künstlichsten Nester; auf sie folgen die gemeinen Finken, Stieglitze, Goldhähnchen ꝛc. Mehrere von den kleinen Vögeln, zumal der Sperling, bauet ein unordentliches Nest; die meisten Sumpf- und Wasservögel tragen entweder nur einen Klumpen Reiser, Genist, Schilf, Stroh und dergl. zusammen, oder legen ihre Eier wohl gar, wie die Wach-

teln, Rebhühner und Wachtelkönige, auf dem Boden in eine Vertiefung hin. Alle die Vögel, welche in Baum- und andern Höhlen bauen, geben sich nicht viel Mühe mit ihren Nestern. Die Nester der Haus- und Rauchschwalbe sind noch besonders merkwürdig, weil sie an Gesimsen und Balken angeklebt werden. Jene bauen die Ihrigen in Gestalt eines Gewölbes mit einem unten befindlichen Eingange; diese in Gestalt einer in 2 Theile zerschnittenen Halbkugel, die oben ganz offen ist. Man kann mit Recht behaupten, daß unter der großen Menge von Nestern der einheimischen Vögel nicht zwei von verschiedenen Gattungen gefunden werden, die einander völlig glichen, und jede Gattung behält ihre eigenthümliche Bauart fort durch alle Geschlechter, ohne weder künstlicher noch schlechter zu arbeiten.

Sobald der Bau des Nestes vollendet ist, legt das Weibchen das erste Ei und sodann nach 24 Stunden das zweite, dritte u. s. f. bis die bestimmte Zahl vorhanden ist. Mehrere Wasservögel legen nur 1, die meisten Raubvögel 2, eben so die Tauben; die Meven 3, die Krähen und Raben 4, die finkenartigen 5, die Schwalben in der Regel 5 bis 6, die Meisen 8 bis 12; die Rebhühner 12 bis 14, die Haushühner, besonders, wenn ihnen die Eier weggenommen werden, 80 bis 90. Man muß indeß jene Angaben nicht nach aller Strenge nehmen; denn die mehresten leiden Ausnahmen.

An Liebe und Zärtlichkeit gegen ihre Jungen geben die Vögel den Säugethieren nichts nach. Sie pflegen dieselben mit der größten Sorgfalt, suchen mit weiser Vorsicht dasjenige Futter auf, wovon sie wissen, daß es

ihnen in dem zarten Alter am zuträglichsten ist; bringen es im Schnabel herbei; weichen es, wenn es Körner sind, vorher im Kropfe auf, und füttern dann ein Junges nach dem Andern, so daß sie alle satt werden. Die mehresten Vögel bleiben so lange im Neste, bis sie fliegen können, und diese werden auch von ihren Aeltern aus dem Schnabel gefüttert, den sie begierig aufsperren. Die hühnerartigen, die Sumpf- und Wasservögel machen hierin eine Ausnahme. Sie laufen den ersten oder zweiten Tag mit der Mutter und ohne sie davon, und suchen sich, durch die Aeltern dazu angeleitet, ihre Nahrung gleich Anfangs selbst; doch begeben sie sich bei Gefahren, des Nachts, bei regnigtem und stürmischem Wetter unter die Flügel der Mutter. Wenn die Jungen völlig für sich selbst sorgen können, und von den Eltern in allen zu ihrer Oekonomie gehörigen Geschäften unterrichtet sind, so werden sie von denjenigen Eltern verlassen, die noch einmal oder zweimal brüten; bei Andern bleiben sie, bis zur Abreise oder zum künftigen Frühjahre, wo auch die Jungen eine eigene Haushaltung anlegen.

Das Alter der Vögel ist in Betracht ihrer Größe von längerer Dauer, als das Lebensziel der Säugethiere. Kleine Singvögel, Stieglitze, Canarienvögel, Finken sind in der Gefangenschaft 20 bis 24, Papagoyen 100 Jahr alt geworden. In der Freiheit würden die Vögel noch älter werden, wenn da nicht Raubvögel und tausend andere widrige Schicksale im Vaterlande und auf der Reise ihr Leben abkürzten. — Der Feinde haben die Schwächern unter den Vögeln eine große Zahl, worunter der Mensch der mächtigste und gefährlichste ist. Er hat tau-

send Anstalten ersonnen, um diese Thiere theils todt, theils lebendig in seine Gewalt zu bekommen. Unter den Säugethieren thun diejenigen den Vögeln großen Schaden, welche Bäume besteigen, z. B. die Marder, die Iltise und Andere. Der Fuchs und das Wiesel beschleichen die auf der Erde lebenden; die Schlangen, zumal in heißen Ländern, gehen ihnen auch auf den Bäumen nach. Am furchtbarsten sind dem schwächern Vogel die großen Räuber seiner eigenen Gattung; von den Fischen steht ihnen auch bisweilen Gefahr bevor, wenigstens verschlingt der gefräßige Hecht sehr leicht ein junges Gänschen. ꝛc. Manche Vögel werden innerlich von Würmern, noch mehr aber äußerlich von Insecten aus dem Geschlechte der Läuse geplagt.

Der Condur. (Vultur gryphus.)

Dieser Vogel bewohnt Südamerika und ist beträchtlich größer als der Adler. Er ist, so viel man weiß, der größte unter den fliegenden Vögeln. Seine ausgebreiteten Flügel betragen 18 Fuß; sein Körper, Schnabel und Krallen sind verhältnißmäßig groß und stark. Sein Muth ist seiner Stärke angemessen; die Kehle ist nackt und von einer rothen Farbe. Die obern Theile sind bei einigen (denn sie unterscheiden sich in Ansehung der Farben) schwarz-, grau-, und weiß-schattirt, und der Bauch ist scharlachroth. In dem Leverischen Museum zu London sind 2 Exemplare von dem Condur, die man

für Männchen und Weibchen hält; das Männchen mißt von einem Ende der Flügel bis zum Andern 10 Fuß.

Von der Stärke des Condurs wird man sich einen Begriff machen können, wenn man folgende Nachricht von demjenigen liest, den der Pater Feuillée geschossen hatte. „Der Condur, sagt dieser Schriftsteller, ist ein Raubvogel, der sich im Thale Ylo in Peru aufhält. Ich entdeckte einen, der auf einem großen Felsen saß; ich näherte mich ihm bis auf Schußweite und feuerte; da aber meine Flinte bloß mit Schrot geladen war, so konnte der Schuß ihm nicht viel mehr thun, als daß er durch seine Federn drang. Indessen sah ich doch aus seinen Bewegungen, daß er verwundet war; denn er stieg nur mit Mühe in die Höhe, und konnte nicht ohne Anstrengung einen andern großen Felsen am Seeufer erreichen, der 500 Schritte entfernt war. Ich lud daher meine Flinte mit einer Kugel, und traf den Vogel unter der Kehle. Ich sah dann, daß meine Absicht gelungen war, und eilte meine Beute in Sicherheit zu bringen; der Vogel aber kämpfte hartnäckig mit dem Tode, und da er auf dem Rücken lag, so trieb er mit seinen ausgebreiteten Krallen meine Angriffe zurück. Ich wußte nicht, wo ich seiner habhaft werden sollte; und wär' er nicht tödtlich verwundet gewesen, so würde ich große Mühe gehabt haben, ihn in Sicherheit zu bringen. Endlich zog ich ihn von dem Gipfel des Felsen herunter und brachte ihn mit Hülfe eines Matrosen nach meinem Zelte."

Humboldt nennt den Condur oder Cundur den Riesen unter den Geyern. „Die Region, sagt dieser berühmte Reisende, (s. dessen Ansichten der Natur mit wis-

senschaftlichen Erläuterungen. Erster Band 1808.) welche man als den gewöhnlichen Aufenthalt dieses Vogels betrachten kann, fängt in der Höhe des Aetna an. Sie begreift Luftschichten, die zwischen 1600 und 3000 Toisen über dem Meeresspiegel erhaben sind. Die größten Individuen, welche man in der Andeskette von Quito findet, maßen mit ausgespannten Flügeln 14, die kleinern 8 Fuß. Aus dieser Größe, und aus der des Sehwinkels, unter welchem der Vogel oft senkrecht über unserem Kopfe erschien, kann man auf die ungeheure Höhe schließen, zu der sich der Condur bei heiterem Himmel erhebt. Bei einem Sehwinkel von 4 Minuten z. B. beträgt die senkrechte Entfernung 1146 Toisen. Nun ist die Höhle (Machay) von Antisana, welche dem Gebirge Chussulongo gegenüber liegt, und über welcher wir den schwebenden Vogel maßen, 2493 Toisen über der Fläche der Südsee erhaben. Demnach war die absolute Höhe, welche der Condur erreichte, 3639 Toisen, eine Höhe, in welcher das Barometer kaum noch 12 Zoll hoch stehet. Es ist eine merkwürdige physiologische Erscheinung, daß derselbe Vogel, welcher stundenlang in so luftdünnen Regionen im Kreise umherfliegt, sich bisweilen plötzlich, wie am westlichen Abfall des Vulcans Pichincha, zum Meeresufer herabsenkt, und in einigen Stunden gleichsam alle Climate durchfliegt. In Höhen von 3600 Toisen müssen die membranösen Luftsäcke des Condurs, wenn sie sich in tiefern Regionen gefüllt haben, wunderbar anschwellen. Ulloa äußerte schon vor 60 Jahren sein Erstaunen darüber, daß der Geier der Andes in Höhen schweben könne, wo der Luftdruck kaum

14 Zoll betrage. (Observations astronomiques faites par ordre du Roi d' Espagne, p. 109.) Man glaubte damals (nach Analogie der Versuche unter der Luftpumpe), daß kein Thier bei diesem geringen Luftdrucke leben könne. Ich selbst habe am Chimborazo das Barometer bis 13 Zoll $11\frac{2}{10}$ Linien herabsinken sehen; mein Freund, Hr. Gay Lussac hat eine Viertelstunde lang bei einem Luftdruck von 0^m, 3288 geathmet. Allerdings befindet sich der Mensch in solchen Höhen in beängstigendem asthenischem Zustande. Dagegen scheint der Condur sein Respirationsgeschäft mit gleicher Leichtigkeit bei 28° und 12 Zoll Luftdruck zu vollenden. Er ist unter allen lebendigen Geschöpfen wahrscheinlich dasjenige, welches sich willkührlich am weitesten von der Oberfläche unsers Erdballs entfernt. Ich sage willkührlich, denn kleine Insecten werden von dem aufsteigenden Luftstrome noch höher aufwärts getrieben. Wahrscheinlich fliegt der Condur höher, als wir oben durch Rechnung gefunden haben. Ich entsinne mich, am Cotopari, in der Bimstein-Ebene Suniguaicu, 2263 Toisen über die Meeresfläche, den schwebenden Vogel in einer Höhe gesehen zu haben, wo er wie ein schwarzes Pünktchen erschien."

Einige Schriftsteller haben behauptet, der Condur sey so stark, daß er ein Schaf mit den Klauen fassen und ganz verzehren könne, daß er selbst die Hirsche nicht verschone und leicht einen Menschen überwältige. Andere erzählen wieder, sein Schnabel sey so fest, daß er eine Kuhhaut durchbohren könne, und zwei von ihnen seyen im Stande, das Thier zu tödten und zu fressen.

Ulloa erzählt, die Federn des Condurs machten ein so dichtes und festes Gewebe aus, daß keine Flintenkugel durchdringen könne, und daß das Thier kein Zeichen äusfere, wenn es vom Schusse getroffen wird. Man hat oft 8 bis 10 Schüsse hinter einander auf einen Condur gethan, die Kugeln auf demselben auftreffen gehört und von ihm wieder abprallen und auf die Erde fallen gesehen, ohne daß er im geringsten verletzt worden war. Bei wiederholten Versuchen dieser Art, die man in den hohen Gegenden von Peru angestellt hat, ist kein einziges Beispiel vorhanden, daß ein gewöhnlicher Schuß bei ihm eindringen oder ihn hätte verwunden können. An den Küsten der Südsee sind sie in großer Menge anzutreffen, und sie sättigen ihren gefräßigen Hunger mit den todten Fischen, die das Meer daselbst auswirft. Man hält es für sehr gefährlich, in die Gegenden zu gehen, wo sie sich aufhalten; denn da sie so starke Thiere sind, so würden sie diejenigen gewiß umbringen, welche sie angriffen.

Der nämliche Ulloa erzählt, er habe einst einen Condur ein Lamm erhaschen und mit demselben fortfliegen sehen. Da ich auf einem benachbarten Hügel, sagt er, eine Heerde Schafe in großer Bestürzung erblickte, so sah ich, daß sich Einer von diesen Vögeln mit einem Lamme zwischen den Klauen von derselben in die Höhe hob. Als er in eine gewisse Höhe kam, warf er es herab, hierauf folgte er nach, flog wiederum in die Höhe und ließ es zum zweitenmale herabfallen, wo er uns wegen der Indianer aus dem Gesichte kam, die auf das Geschrei der Knaben und das Bellen der Hunde herbeigelaufen kamen.

Diese großen Vögel horsten zwischen den höchsten und unzugänglichsten Felsen; das Weibchen legt 2 weiße Eier, die etwas größer als jene einer Truthenne sind.

In dem Lande, in welchem sie sich aufhalten, scheinen sie die Stelle der Wölfe zu vertreten, und werden von den Einwohnern eben so sehr gefürchtet als diese. Es giebt mehrere Arten, wie sie dieselben vernichten. Bisweilen bedeckt sich Jemand mit der Haut eines frisch abgezogenen Thieres, geht hinaus, bedient sich derselben so, daß der Vogel oft versucht, sie anzufallen; andere Personen, die sich versteckt halten, eilen ihm dann zu Hülfe, und da sie alle auf einmal über den Vogel herfallen, so überwältigen sie ihn. Bisweilen thut man auch ein Aas in eine sehr hohe Einfassung, und wenn der Condur sich satt gefressen und nicht frei und ungehindert in die Höhe steigen kann, so eilen Leute herbei, und bezwingen ihn. Bei diesen Gelegenheiten ist der Vogel unthätig; im Ganzen aber besitzt er einen sehr schnellen Flug. Bisweilen fängt man ihn auch in Fallen. Die Peruaner sollen ein Kind aus klebrigem Thone verfertigen und es da niedersetzen, wo er hinzukommen pflegt. Erblickt er es, so schießt er darauf los, schlägt seine Klauen ein, und wird da er mit dem schweren Thonklumpen nicht davon fliegen und auch die Krallen nicht sogleich herausziehen kann, auf der Stelle gefangen.

Hirsche, Rehe, Schafe und Kälber machen die Nahrung dieses Vogels aus. Auch soll es gar nichts Seltenes seyn, daß er sechs- und mehrjährige Knaben mit seinen Klauen faßt und fortträgt.

Der Brasilianische Geier oder Urubu.
(Vultur aura.)

Dieser Vogel, der in mehrern warmen Theilen, sowohl in Europa als in Asia und in Amerika, sehr gemein ist, ist in England ganz unbekannt*).

Seine Länge beträgt ungefähr 4 Fuß 8 Zoll, und im Ganzen wiegt er zwischen 4 und 5 Pfund. Sein Kopf ist klein und mit einer rothen Haut überzogen, welche bloß mit etlichen schwarzen Borsten besetzt ist, wodurch er in der Ferne eine Aehnlichkeit mit dem Truthahne erhält. Dieser Umstand war Ursache, daß sich Einer von den Officieren, welcher unter Woodes Rogers die Reise um die Welt mit machte, nicht wenig ärgerte. Auf der Insel Lobos sah man eine ungeheure Menge dieser Vögel, und da dieser Officier nach einer langen und beschwerlichen Reise bei dem Anblick einer solchen köstlichen Speise höchlich erfreut war, so konnte er es nicht erwarten, bis ihn ein Boot an das Ufer brachte, sondern sprang mit der Flinte in der Hand über Bord und schwamm ans Land. Als er sich einer großen Heerde näherte, schoß er unter sie und tödtete Mehrere; allein als er seine Beute aufhob, sah er sich fürchterlich in seiner Hoffnung getäuscht, da er fand, daß es keine Truthähne waren; ihr Gestank war fast unerträglich, wodurch sein Aerger noch mehr vermehrt wurde.

Ihr Körper giebt einen häßlichen Gestank von sich; des Nachts sitzen sie auf Felsen oder Bäumen und haben

*) Nach andern Naturforschern trifft man diesen Geier bloß in Amerika an.

zum Theil ihre Flügel ausgebreitet, um wahrscheinlich sich zu reinigen. Sie erheben sich zu einer außerordentlich großen Höhe und haben in der Luft die segelähnlichen Bewegungen des Habichts. Aas und fast alle Arten von Unreinlichkeiten machen ihr Lieblingsfressen aus, und da sie einen außerordentlich feinen Geruch haben, so können sie ihre Beute in einer sehr großen Entfernung gewahr werden. Dampier erzählt, daß ihr Geruch so scharf sey, daß nach der Stelle, wo ein Aas liegt, binnen einer Stunde an 100 Stück von allen Seiten herbei gezogen kämen, ob man vorher schon keinen sähe. Sie fressen selbst Schlangen, ja bisweilen fallen sie über lebendige Lämmer her. Wirft man ein Aas hinaus, mag dieß so groß oder so klein seyn als es will, so sieht man sie von allen Seiten herbei geflogen kommen, und sich nach und nach im Kreise herablassen, bis sie die Erde erreichen. Sie lassen sich nicht leicht von ihrer Beute fortjagen, und wenn sie recht begierig fressen, so kann man sehr nahe an sie kommen.

In einigen Gegenden der heißen Zone besuchen sie die Städte in ungeheurer Menge. In Carthagena, in Südamerika, sieht man sie auf den Dächern der Häuser sitzen oder auch auf den Straßen herum steigen. Hier sind sie für die Einwohner von sehr großem Nutzen, indem sie den Unrath verzehren, der durch seinen unerträglichen Gestank das Clima noch ungesunder machen würde als es schon ist. Finden sie kein Futter in den Städten, so suchen sie es unter den Viehheerden auf den benachbarten Weiden auf. Hat ein Thier zum Unglück eine Wunde auf dem Rücken, so setzen sie sich sogleich

auf, und greifen den leidenden Theil an. Vergebens sucht das arme Geschöpf sich aus ihren Klauen zu befreien, und wenn es sich auch auf der Erde herumwälzt, so hilft ihm dies doch nichts, denn die Geier lassen es nicht eher los, als bis sie es vernichtet haben.

Bei wenigen Geschöpfen hat sich die Weisheit der göttlichen Vorsehung sichtbarer offenbart als bei diesen Vögeln. So schmuzig sie auch in ihrem Betragen und so häßlich auch ihr Gestank ist, so ist doch diese Unfläthigkeit eine Wohlthat für das Menschengeschlecht. Was müßte nicht in heißen Ländern, wo die Fäulniß wenige Stunden nach dem Tode eintritt, für ein häßlicher Gestank herrschen, wenn es nicht solche Thiere gäbe? In einigen Gegenden macht dieser Geier sich auch dadurch nützlich, daß er die Eier des Alligators zerstört, der sonst durch seine außerordentliche Vermehrung unausstehlich werden würde. Wenn das Weibchen seine Eier in den Sand legt, so belauscht er sie, und kaum kehrt es nach dem Wasser zurück, als er nach der Stelle hinschießt, und die Eier verschlingt.

Kolbe führt Geier an, die entweder die nämlichen sind oder doch zu einer Art gehören, die nahe mit ihnen verwandt ist; dieselben besuchen mehrere Gegenden um das Vorgebirge der guten Hoffnung. Nach Kolbens Erzählung haben diese Vögel eine außerordentliche Geschicklichkeit, ein todtes Thier zu zergliedern. Das Fleisch wissen sie von den Knochen so geschickt abzusondern, daß die Haut fast ganz bleibt. Nähert man sich einem auf diese Art zerstörten Körper, so merkt man nicht eher als bis man ihn genau untersucht hat, daß er bloß

aus Knochen und Haut besteht, und das Innere ganz herausgenommen ist. Sie machen den Anfang damit, daß sie ein Loch in den Bauch bohren, durch das sie die Eingeweide heraus ziehen und sie begierig verschlingen; dann kriechen sie in den ausgehöhlten Theil hinein, und reißen alles Fleisch los, ohne irgend einen äußern Theil zu verletzen." Es ist oft der Fall, sagt dieser Schriftsteller, daß ein Ochse allein aus dem Ackern zurückkehrt und unterwegs niederfällt; bemerken dies die Geier, so fallen sie wüthend über ihn her und verschlingen das arme Thier ohne Umstände. Bisweilen fallen sie sogar über diejenigen her, die auf der Weide sind, wo sie dies zu Hunderten und drüber thun, die alle auf einmal einen plötzlichen Angriff machen. Die Trägheit, der Schmuz und die Gefräßigkeit dieser Vögel übersteigt fast allen Glauben. Lassen sie sich auf ein Aas nieder, das sie ohne Störung aushöhlen können, so fressen sie sich so voll, daß sie nicht im Stande sind, zu fliegen, und wenn man sie in diesem Zustande verfolgt, so hüpfen sie bloß fort. Sie fliegen jederzeit sehr langsam, und können sich nicht schnell von der Erde empor heben, und haben sie zu viel gefressen, so sind sie ganz hülflose Geschöpfe. Allein sie können sich bald ihrer Last entledigen; denn wenn sie sich in Gefahr befinden, so können sie das Gefressene von sich speien, und dann fliegen sie mit größerer Leichtigkeit davon.

Der Aasgeier oder ägyptische Geier.
(Vultur percnopterus.)

Dieser Vogel hält sich in Palästina und Aegypten auf. In dem letztern Lande ist er durch Vertilgung vieler Amphibien und des Aases sehr nützlich, das nach der Nilüberschwemmung zurückbleibt. Kahira besuchen sie in großen Heerden und fressen auf den Straßen mit den Hunden die Abfälle und das Aas. Da man in Aegypten die Aasgeier gleichsam für heilig hält, so hat man eine große Ehrfurcht gegen sie; sie sind daher so zahm, daß sie sich in Menge um die Wohnungen der Menschen versammeln. Alle Morgen und Abende stellen sie sich zu Kahira mit den Habichten auf dem Platze unterhalb des Castells ein, um die Gaben von frischem Fleisch in Empfang zu nehmen, die ihnen mehrere reiche Leute durch Legate ausgemacht haben. Die Aasgeier folgen den Caravanen, um sich von den Eingeweiden der geschlachteten Thiere zu nähren. Bei den alten Aegyptern war das Leben dieser Geier noch mehr geschützt; wer Einen tödtete, der mußte mit dem Leben dafür büßen.

Sie sind außerordentlich dreust, und wenn sie etwas ansichtig werden, was ihnen etwa zur Nahrung dienen kann, so stürzen sie sogleich darauf los, ob sich schon Menschen in der Nähe, ja selbst dabei befinden. Als sich vor eilf Jahren die Franzosen in Aegypten befanden, fraßen sie den französischen Soldaten die Speisen aus den Körben weg, die sie auf dem Kopfe ins Lager trugen.

Einst wurde ein Geier zu Kahira durch ein Fenster ein Stück Fleisch gewahr, das man in ein großes Gefäß gesteckt hatte. Er flog darauf los und trug es weg. In dem nämlichen Zimmer befand sich auch ein Affe, der aber den Dieb nicht eher gewahr wurde, als bis er mit der Beute davon flog. Da er fürchtete, daß man ihn der Gefräßigkeit beschuldigen möchte, so fiel er auf folgendes sonderbare Mittel, um sich von diesem Verdachte zu befreien: er zweifelte nicht, daß der Geier bald noch einmal wieder kommen würde, und kroch daher in das Gefäß hinein, so daß der Hintere zu oberst kam. Er konnte sich oben sehr leicht umdrehen, um den Geier anzupacken, der ohnfehlbar sein nacktes von Haaren entblößtes Gefäß für ein Stück Fleisch ansehen würde. Was der Affe vorausgesehen hatte, das geschah. Der Geier stellte sich zum zweitenmale ein, um zu rauben. Der Affe aber drehete sich schnell herum, biß dem Geier den Kopf ab, und steckte ihn in das Gefäß. Unterdessen erschien der Herr des Hauses und wunderte sich sehr, daß er statt seines Fleisches einen Geier im Gefäß fand. Er fieng an, dem Affen zu drohen. Dieser aber zog den Geier aus dem Gefäße hervor, kroch selbst hinein und zeigte seinem Herrn, was er gemacht hatte.

Diese Geier fürchten sich so wenig vor den Menschen, daß sie die Stellen nicht verlassen, die sie besuchen, ob man schon unter sie feuert, sondern kehren nach einer kurzen Flucht sogleich zurück. Wird Einer getödtet, so umringen ihn die übrigen und verzehren ihn. Die Einwohner Aegyptens erzählen, daß Einige alle Jahre der Caravane nach Mecca folgen, um das Fleisch der geschlach-

teten Thiere und die Leichname der Cameele zu verzehren, die auf der Reise sterben.

In Palästina sind diese Vögel von sehr großem Nutzen; sie vernichten die zahllose Menge von Mäusen, die auf den Feldern herumlaufen und die ohne sie alle Erdfrüchte verzehren würden.

Der Bartgeier oder Lämmergeier.

(Vultur barbatus.)

Dieser Geier ist unter allen europäischen Vögeln der größte. Seine Länge beträgt vom Schnabel bis zur Schwanzspitze 5, und die Breite bei ausgespannten Flügeln 9 bis 10 Fuß. Er bewohnt die Alpen in Tirol und in der Schweiz, hält sich aber auch in Siberien und in Afrika auf. Im Jahr 1805 erhielt der Pfarrer in Rheineck, Hr. Steinmüller (S. Alpina. Eine Schrift der genauern Kenntniß der Alpen gewidmet 1ter Band 1806.) ein sehr altes Männchen von diesem Vogel, das im Prettigau in Bündten geschossen war und dessen Länge 4 Fuß betrug; seine Flügelbreite war 8 Fuß $7\frac{1}{2}$ Zoll; die Dicke um die Brust herum 1 Fuß 12 Zoll; das Gewicht 10 Pfund $20\frac{1}{2}$ Loth. Hr. Steinmüller hält alle Berichte derer, die diesen Geier 12 bis 14 Fuß breit beschreiben, für übertrieben und erdichtet. An diesem Vogel sind mehrere Merkwürdigkeiten zu bewundern; vorzüglich bemerkt man im Magen überall eine Menge zarter und feiner Drüsen, deren Oeffnungen nur durch das Vergrößerungsglas wahrgenommen wer-

den können, woraus unaufhörlich eine Menge Verdauungssaft herausfließt, der so scharf ist, daß er die Knochen durchfrißt, und der ihm daher bei seinen rohen Speisen so äußerst nothwendig ist. So konnte ich, erzählt Hr. Steinmüller, bei einem schwarzköpfigen Lämmergeier, den ich 1804 im März zergliederte, die ätzende und verzehrende Verdauungskraft des Magensaftes nicht genug bewundern. Der Schlund und der Magen bildeten zusammen nur einen Sack, der sich von der Brust bis in den Unterleib hinab erstreckte, einen Fuß lang und von der Dicke eines starken Mannsarmes war. In diesem Behälter fand ich 5 Stücke 6 bis 9 Zoll langer und 2 Zoll dicker und breiter Knochen, und namentlich Rippenstücke von Rindvieh und Ziegen, einen Ballen Haare (wahrscheinlich Ziegenhaare, die zuletzt vermuthlich ausgespieen werden) und einen ganzen Fuß vom Knie bis zum Huf einer jungen Ziege mit Haut und Haar. Die Knochen waren überall durchlöchert und durchfressen, so daß man die ätzende und auflösende Kraft des Magensaftes dabei deutlich bemerkte. In dem Magen eines andern Lämmergeiers fand Hr. Steinmüller einen Ballen Kälberhaare und ungefähr den vierten Theil von einem Kälberbeine, woran noch der hornartige Schuh befestiget war; der Knochen war ganz mit einem zähen Schleime umgeben, und an den Ecken aller Orten abgerieben; der Schuh hingegen war nur noch dünne und der völligen Auflösung nahe.

Der Doctor Schinz fand in einem Lämmergeier den Magen mit drei so großen Knochen angefüllt, daß sie bis in die Speiseröhre hinaufreichten. Der Eine schien

der Kopf des Hüftknochens einer Kuh zu seyn und hatte wohl $3\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser und 5 Zoll Länge; der zweite war über 6 Zoll lang, und war die Schiene einer Ziege oder Gemse; ein dritter Knochen war eine halb verdaute Rippe des nämlichen Thieres, welche wahrscheinlich auch ganz hinuntergeschluckt worden war. Auch waren noch mehrere kleine fast verdaute Knochenstücke, einige Hände voll Thierhaare und eine Birkhahnsklaue vorhanden. Als Hr. Steinmüller einen weißköpfigen Lämmergeier unten am After drückte, so bewegten sich Knochenstücke im Halse, und bei der Oeffnung fand er ein funfzehn Zoll langes Rückgratsgerippe von einem Fuchs, einen ganzen Fuchsschwanz, einen ganzen hintern Lauf von einem Haasen mit Schenkelbein und Fuß, mehrere kleine Schulterblätterknochen und einen Ballen Haare. Der Lämmergeier verdaut außerordentich schnell. Es warf Jemand einem derselben einen Apfel, einen Stockzahn von einer Kuh und ein beinahe ganzes Köpfchen von einem Kuhfuße vor, woran noch ein wenig rohes Fleisch hieng, welches er alles verschlang. Nach 14 Tagen tödtete er ihn und in seinem geöffneten Magen fand er keine Spur mehr vom Zahne, hingegen noch einen Theil von dem Knochen, der mit einem zähen Schleime umgeben und ganz zerreibbar war.

Die Augen des Lämmergeiers sind von einer merkwürdigen Beschaffenheit; sie werden in der sehr weiten Augenhöhle so fest gehalten, daß sie auf keine Seite ausweichen können, und dies ist um so nothwendiger, weil sich diese Vögel immer mit Ungestüm aus der Höhe auf ihre Beute herunterstürzen. Da er beständig in den Schnee-

regionen lebt oder über den Gebirgen in einer erstaunlichen Höhe schwebt, so werden durch diese Einrichtung die Sonnenstrahlen gemildert, und der Vogel ist im Stande, ohne geblendet zu seyn, von einer unglaublichen Höhe herab seine Beute richtig zu bemerken. Bei dem Adler findet keine solche Einrichtung der Augen statt; vielleicht darum nicht, weil der Lämmergeier in noch höhern Gegenden lebt und weit seltner niedrige Regionen besucht als der Adler.

In der Schweiz findet sich dieser Raubvogel in den Gebirgen des Glarner und Bündtner Landes und in andern daran gränzenden Alpenketten am häufigsten, da wo die Gemsen noch nicht selten sind und wo die Schaaf- und Ziegenzucht beträchtlich ist. Im Frühjahre leben sie in den mittlern Alpengebirgen, wo sie nisten; im Sommer beziehen sie die höhern Gebirgsregionen, wo das Rindvieh nicht mehr hinkommt, sondern wo sich die Schaafheerden und die Gemsen aufhalten, und im kalten Winter nöthigt sie der Hunger und die Kälte, ganz tief ins Gebirge herunter bis zu den Berghäusern zu fliegen.

Sarytschew (S. dessen merkwürdige 8jährige Reise im Nordöstlichen Siberien u. s. w. Aus dem Russischen übersetzt von Busse Lpzg. 1805.) war Augenzeuge, wie 2 Geier über einen Adler herfielen. Zuerst flogen die beiden Geier höher als der Adler, so daß sie gerade über ihm schwebten; dann schoß der Eine auf ihn herab, allein da sich der Adler in die Höhe wandte, und ihm seine Klauen zeigte, so machte auch der Geier eine Wendung, und schoß neben ihm vorbei. Kaum aber hatte der Adler seine vorige Stellung wieder angenommen, als sein zweiter Feind

sich von oben her über ihn herwarf, und ihm so kräftig auf den Rücken schlug, daß man es in der Ferne hörte; unterdessen war der erste Geier wieder in die Höhe geflogen, und dieser ließ dem Adler keine Zeit, sich wieder in Vertheidigungsstand zu setzen, sondern brachte ihm schnell den zweiten Schlag bei. Der besiegte Adler sah die Ueberlegenheit seines Feindes ein, gab daher alle fernere Vertheidigung auf, und ließ sich nieder, wobei denn die beiden Geier ihm so lange dicht auf dem Rücken waren, bis er sich gesetzt hatte.

Der Lämmergeier hat alle Eigenschaften grausamer und furchtbarer Raubvögel. Schnabel und Krallen sind fürchterlich anzusehen; der Körper ist untersetzt; die Flügel und Beine sind stark; die Knochen fest; das Fleisch und die Muskeln zähe und hart; und die Stellung mit geradem Körper, etwas eingezogenem Halse, und in die Höhe gerichtetem Kopfe so, daß man überhaupt in Ansehung der äußern Form durchaus nichts Plumpes und unedel Gestaltetes an ihm wahrnimmt. Ahndet er einen Feind in der Nähe, so dehnt er seinen Hals auseinander, und schwingt sich dann plötzlich in die Höhe. —

Wenn sie sich auf den Boden niederlassen, oder wenn sie von dem Boden auffliegen, so entsteht ein Geräusch durch die Luft, wie von einem niedersinkenden blättervollen Baume; schlägt man nur mit einer einzelnen ausgerissenen Schwungfeder um sich her, so kann man sich davon sogleich überzeugen und ihre Schwungkraft bewundern. — Noch mehr, als die Adler, besitzen die Lämmergeier die Fertigkeit sich so hoch in die Luft zu erheben, daß ein scharfes Menschenauge sie kaum mehr bemerkt, und dem-

ohngeachtet entgeht ihrem scharfen Blicke, den kein Vogelauge in einem so hohen Grade besitzt, die Gemse oder das Lamm nicht, das in der Tiefe weidet, und ihre Raubgierde reizt. Im Fluge lassen sie ein langes durchdringendes Pfiyyy! Pfiyyy! von sich hören, das den meisten befiederten und vierfüßigen Alpenthieren die Nähe ihres Feindes ankündigt, und sie schon zum voraus mit Furcht erfüllt. —

Der Lämmergeier ist gar nicht gesellschaftlich, sondern lebt — die Begattungszeit ausgenommen — meistens einzeln, was sehr leicht zu erklären ist. Eine Gesellschaft, die nur aus einigen Wenigen von diesen Vögeln bestünde, würde in kurzer Zeit den ungeheuersten Schaden anrichten, und dann gewiß dem Menschen gefährlich werden. — Nach der Aussage der Gemsenjäger sollen sie sich bisweilen zu Ende des Herbstes auf den höchsten Gebirgsgräthen (Rücken) in Gesellschaft des gemeinen Adlers mehrfach versammeln, so daß man alsdann 10 bis 15 Stück von beiden Arten in einem kleinen Kreise herumfliegen, auf den Felsenblöcken herumsitzen sehen, und erbärmlich gegen einander heulen hören kann; ihr dumpfes Geschrei soll alsdann dem Geheul eines großen Hundes sehr ähnlich seyn, — wuuuu! wuuuu! — welches die Jäger für einen untrüglichen Vorboten von rauher und kalter Witterung halten.

Als ein blutdürstiges Thier soll vorzüglich auch die rothe Farbe sehr viel Anzügliches für diesen Vogel haben, und man weiß, daß sich Lämmergeier auf Leute, die rothe Kleider trugen, heruntergestürzt haben.

Der Lämmergeier, den der Doctor Amstein in Zizers einige Jahre lebend unterhielt, beweist es hinreichend, daß er sich jung sehr leicht zähmen läßt. — So wie sich ihm sein Herr nahete, flog er ihm auf die Schultern, streichelte ihm mit dem Schnabel die Backen, und streckte alle Krallen jedesmal sorgfältig aus, damit er ihn nicht damit verletze. Gegen Fremde war er still, aber gar nicht zutraulich. Als der jüngere Doctor Amstein diesen Vogel abbildete, und ihn auf dem Boden neben sich hinsetzte, unterbrach er ihn häufig, flog zu ihm auf den Tisch und auf seine Schultern und schmeichelte ihm. — Er wurde meistens mit Knochen theils von rohem, theils von gekochtem Fleisch gefüttert (ersteres war ihm lieber); die Knochen wurden auf die Größe einer Nuß und noch größer zerhackt, und dann zerstückelte oder zermalmte er sie wie Glas, und jeder, der es sah, wußte nicht, ob er mehr die Stärke des Schnabels, oder aber die verzehrende Kraft des Magensaftes bewundern sollte. — Oefters verschlang er aber auch große $\frac{1}{2}$ Fuß lange Knochen unverstückelt, wobei es sich dann bisweilen ereignete, daß, wenn er schon mehrere Stücke verschlungen und den Magen bis an den Schlund hinauf angefüllt hatte, er dann noch ein Stück bis auf die Hälfte hinunterschluckte, und die andere Hälfte oft Stunden lang zum Schnabel herausragen ließ, und dann ganz still in dieser Lage sitzen blieb, bis das Ganze nach und nach den Rachen hinunterglitschte.

Der Lämmergeier nährt sich gewöhnlich von lebendigen Thieren, welche die Alpen bewohnen, und namentlich von jungen und alten Gemsen, Ziegen und Schaa-

fen, Murmelthieren u. d. gl. Die alten erwachsenen Gemsen mit ihren Jungen sind eine trefliche Beute für den fürchterlichsten aller Vögel, und er bemächtigt sich dieses unbeschreiblich schnellen und kraftvollen Thiers auf folgende Art: erblickt er eine einzelne Gemse, so fliegt er zuerst in der Luft in einem Kreise über derselben hin und her, und stößt darauf pfeilschnell, nicht in senkrechter, sondern in schiefer Richtung auf das Thier herunter, ergreift es im Fluge mit seinen Krallen, und reißt es fliegend über die Felsen hinaus, wobei er demselben mit seinen Flügeln, worin er ebenfalls eine ausgezeichnete Stärke besitzt, auch noch heftige Stöße versetzt. Hierauf läßt er das Thier in den Abgrund fallen, fliegt zu demselben hinunter, und verzehrt es, wobei er der Gemse immer zuerst mit dem Schnabel die Augen aus dem Kopfe reißt, dann den Bauch öffnet und die edlern Eingeweide herausfrißt, und endlich den übrigen Körper zerfleischt. Was er in einem Tage nicht auffrißt, das genießt er die folgenden Tage. Der Lämmergeier kann sich übrigens nur der einzeln stehenden Gemsen, auf die er sich blitzschnell und unversehens herabstürzt, bemächtigen; sind mehrere Gemsen beisammen, und wittern sie ihn in der Nähe, so springen sie alle ängstlich zusammen, schließen ihre Jungen in ihre Mitte, und bewegen sich unaufhörlich in einem Ring herum; und auf diese Weise sollen sie sich gegen jeden Angriff sichern. — Die jungen Gemsen verzehrt er entweder auf der Stelle, wo er auf sie stößt, oder er trägt sie in den Klauen durch die Luft, an einen ihm gelegenen sichern Ort.

Vorzüglich macht er auf die jungen und halberwachsenen Lämmer und Ziegen Jagd, daher die Aelpler selten ein Lamm lebend erhalten können, das auf der Alp geworfen wird, indem diejenigen, welche den Nachstellungen der Füchse entgehen, sicher eine Beute des Lämmer- oder Schaafgeiers werden, der also diesen Namen mit Recht führt. — Auch in denjenigen Bergdörfern, die am Abhange eines Gebirges liegen, wie z. B. in Ammon, Quinten u. d. gl. am Wallenstedtersee, wo der Schnee immer wieder schnell wegschmilzt, und wo man daher die Ziegen mit ihren Jungen in das Gebüsch treibt, damit sie daselbst ihre Nahrung finden, werden alljährlich im Frühlinge zu Dutzenden, vorzüglich Junge, getödtet und aufgezehrt. Ich kenne einzelne Bauern, erzählt Hr. Steinmüller, die bei Bethlis und Quinten auf diese Weise in Einer Woche 6 bis 8 Zickchen verloren haben.

Stößt der Lämmergeier von ungefähr auf ein junges Kalb oder auf ein fettes Schweinchen, so läßt er sich auch dieses zur Abwechselung herrlich schmecken.

Ich kenne sehr viele Beispiele, die mich davon überzeugen, daß seine Raubbegierde durch den Anblick eines Hundes sehr gereizt wird, und daß er denselben unter die bessern Gerichte seiner Tafel zählt. Alpen-Haasen, Füchse, Murmelthiere und die verschiedenen Berghühner-Arten sind ihm ebenfalls eine willkommne Beute.

Ein auffallendes Beispiel von der unbegränzten Kühnheit dieses Raubvogels erfuhr ich vor kurzem von einem glaubwürdigen Augenzeugen aus Bündten, der es vor einigen Jahren auf einer hohen Alp selbst beobachtete,

wie sich ein Lämmergeier alle nur mögliche Mühe gab, einen Ochsen über eine Anhöhe hinunterzustürzen, mehr als eine Stunde lang über ihm im Kreise herumschwebte, und einige Mal auf ihn herunterstürzte. Seine Mühe war zwar vergeblich; aber an Festigkeit des Willens fehlte es ihm doch nicht.

Bei Hungersnoth und Kälte verachtet er auch das Aas nicht, und wird deswegen, besonders des Winters, nicht selten durch die Lockspeise gefangen; vorzüglich kann man ihn durch Rinderblut, das man auf den Schnee schüttet, so wie alle Raubvögel, sehr leicht anlocken.

Bisweilen trinkt er auch Wasser, sowohl in der Freiheit, als vorzüglich auch in seiner Gefangenschaft, nnd benimmt sich dabei völlig wie die Hühnerarten.

Daß der Lämmergeier auch Tannenknospen fresse, wie Hr. von Bonnstetten versichert, scheint mir zwar nicht unmöglich zu seyn, allein ich erhielt dafür keine Belege.

Daß dieser Vogel im gefangenen Zustande alles, was man ihm von Säugthieren vorlegt, Todtes und Lebendes, Rohes und Gesottenes, Knochen und Fleisch, Haut und Haar verschlinge, ist bekannt. — Einer meiner Freunde sah, wie man einem Vogel dieser Art in Genf eine lebendige Katze zuwarf, die er sogleich mit dem einen Fuße oben auf dem Kopfe packte, ihr die Augen und den Schädel zerdrückte, und dieselbe darauf in wenigen Minuten in Stücke zerriß und mit Haut und Haaren verschlang.

Da der Lämmergeier sehr kurze Beine und äußerst weite Flügel hat, so erhebt er sich, selbst ohne Beute,

nur mit Mühe von der Erde in die Luft, und muß sich daher immer zuerst durch ein Paar Sprünge in die Höhe helfen; wäre man sogleich auf der Stelle, wo er sich mit Hitze auf einen kleinen Raub herunterstürzt, so könnte man ihn todt schlagen; allein eben aus dieser Ursache bedient er sich des Vortheils, daß er sich immer in schiefer Richtung auf seinen Raub herunterschwingt, und in diesem Zustande ist er dann, ohne niederzusitzen, im Stande, eine schwere Beute mit sich in der Luft wegzutragen. — So stürzte vor einigen Jahren auf der Mürtschen-Alp im Glarnerlande ein Lämmergeier auf einen jungen Fleischerhund herunter, und trug ihn vor den Augen des Eigenthümers und der Sennen auf einen nahe gelegenen Felsenabsatz, wo er ihn auch verzehrte. — Zu Ennetmoos in Unterwalden, unweit dem sogenannten Drachenloch, sah man einen Lämmergeier mit einem lebenden Fuchs in den Krallen durch die Luft fliegen. Dieser biß ihn aber so heftig in den Hals, daß er todt zur Erde niederstürzte, und der Fuchs davon laufen konnte. Der Vogel wog 9 Pfund. — Ein glaubwürdiger Bündtner Jäger versicherte Hrn. Steinmüller, neben einem Lämmergeier-Nest, das er auf einem kahlen Felsenabsatze entdeckte, und in dem sich zwei wollige Junge befanden, ein ganzes todtes Schaaf angetroffen zu haben, aus dem nur hinten am Unterleibe etwas weniges weggefressen war; und es ist hinreichend erwiesen, daß dieser Vogel nicht selten 20 Pfund schwere Bündtner Schaafe mit sich in der Luft wegträgt, wenn sie einzeln stehen, und er sie fliegend von der Erde heben kann. Cysat erzählt, daß zu Morsach im Canton Schwitz ein Geier

auf ein Schaaf gestoßen und sich in seiner Wolle verwickelt habe, ohne daß er so viel Stärke hatte, es in die Luft hinaufzutragen, oder es zu tödten; das Schaaf sey darauf mit dem auf ihm sitzenden Feinde nach der Sennhütte zu gelaufen, und dieser daselbst von den Aelplern erschlagen worden. Ein Glarner Jäger bekam einmal eine 15 Pfund schwere getödtete Ziege, die ein Lämmergeier aus Furcht vor seiner Nähe aus der Luft herunterfallen ließ; und einem andern Glarner Jäger auf Sool hatte einst ein solcher Vogel eine 27 Pfund schwere Eisenfalle, in der er wahrscheinlich an den Füßen hängen blieb, auf ein hohes gegenüberstehendes Gebirg getragen, nachdem er sie vorher noch mit einer ungeheuern Anstrengung aus einem Holze, in dem die Falle befestiget war, herausgerissen hatte. Der Jäger fand sie erst im folgenden Jahre von ungefähr, und bemerkte keine Spur vom Vogel daran.

Die Art, wie der Lämmergeier die größern Knochen zerstückelt und zur Mahlzeit zubereitet, ist ebenfalls merkwürdig, und verdient hier erwähnt zu werden: er fliegt nämlich mit einem solchen Knochenstücke hoch in die Luft, und läßt es dann auf die Felsen herunterfallen, daß es zerbricht und zersplittert. Mein Gewährsmann versicherte mich, dies öfters, so wie einmal nachstehendes gesehen zu haben, daß ein Lämmergeier einen Kalbskopf mehr als 10 Mal aus der Luft herabschleuderte, bis er in kleine Stücke zerfiel und für ihn genießbar war. Aus diesem Grunde kann ich es mir erklären, warum ich die Nachricht, „daß neben und in ihren Nestern aller Orten Knochen und Gerippe von getödteten Thieren liegen," — von keinem Jäger bestätigen hörte. Wegen des Ve-

schlingens der Knochen könnte man ihn auch mit Recht den Ossifragum nennen.

Nunmehro fragt es sich, ob der kühne Lämmergeier auch die Verwegenheit hat, den Menschen anzufallen und zu tödten? — Sprüngli läugnet zwar die Möglichkeit nicht, doch sagt er, daß es nach aller angewandten Mühe, nur ein einziges zuverläßiges Beispiel darüber aufzubringen, ihm dennoch unmöglich gewesen, und immer nur als ein bloßes von den Alpbewohnern erfundenes Mährchen, ihre Kinder damit zu erschrecken, erschienen sey. Mir hingegen scheinen die vielen schriftlichen und mündlichen Nachrichten, die beweisen, daß, obwohl höchst selten, doch schon der Fall eingetreten sey, wo Menschen ein Opfer der Raubbegierde dieses Vogels worden sind, von einer solchen Art zu seyn, daß man diese Wahrheit unmöglich länger bezweifeln kann. In dieser Absicht verdienen nachstehende Thatsachen, zur Vervollständigung der Naturgeschichte dieses Vogels, noch eine Stelle.

Thomas Platter erzählt in seiner Jugendgeschichte, daß er als Ziegenhirte ein Paar Mal in Gefahr gewesen sey, von einem solchen Vogel angegriffen und weggetragen zu werden.

Ramond sagt: vor wenigen Jahren packte ein Lämmergeier ein dreijähriges Kind an, welches er weggetragen hätte, wenn nicht auf dessen Angstgeschrei der Vater mit einem Prügel herbeigeeilt wäre und den Räuber getödtet hätte.

Der Doctor Zellweger berichtet, daß vor einiger Zeit ein solcher Vogel zu Hundweil ein Kind im

Angesichte seiner Aeltern, welche auf dem Felde gearbeitet, von der Erde aufgehoben und weggetragen habe, das jetzt noch lebende alte Leute, als eine wirkliche Thatsache auch mündlich erzählen.

Ein anderer wahrhaft komischer Vorfall ereignete sich vor 20 Jahren in Schuders, einem Dorfe zwei Stunden ob Schiers, in einer ziemlich wilden Gegend. Ein Bauer daselbst, Namens Schamann Keßler, hatte des Frühlings auf dem schon vom Schnee befreieten Boden sein Vieh zur Tränke geführt. Ein Steingeier stürzte unversehens aus der Luft auf seinen etwa einjährigen Bock, und versuchte ihn wegzutragen. Der Eigenthümer wollte sich das nicht gefallen lassen, schlug gegen ihn, und wurde mit ihm handgemein. Allein der Vogel wandte nun seine Waffen gegen den Bauer, und schlug ihn endlich aus dem Felde, so daß der Bauer sein Heil in der Flucht suchen und seinen Bock Preis geben mußte. Siegreich flog nun der Lämmergeier wieder auf den Bock zurück, hob ihn triumphirend vor den Augen seines Eigenthümers in die Luft, und verschwand mit demselben im Gebirge. Seit dieser Zeit wird jener Mann gemeiniglich nur das Geirenmändli genannt.

Am deutlichsten wird meine Behauptung durch nachstehende traurige Thatsache bewiesen: im Jahr 1778 wurde auf der Silbern Alp im Canton Schwyz ein Hirtenbube, der auf einem hervorstehenden Felsenkopf saß, und das Vieh hütete, unversehens durch einen Lämmergeier heruntergestürzt, von ihm angefressen und von den Sennen dabei verjagt, weswegen man an dem Ort, wo der Junge gesessen, und unten, wo sein Körper hin-

fiel, ein Kreuz hinsteckte, welches noch in den neunziger Jahren stand. Ein Freund, der die Ueberbleibsel des verunglückten Körpers gesehen, und die nähern Umstände von den Sennen, die Augenzeugen davon waren, auf der Alp selbst vernommen hat, bürgt mir für die Wahrheit dieses Vorfalls.

Der Lämmergeier horstet nicht in Felsenhöhlen, wohin kein Mensch kommen kann, sondern im Mittelgebirge auf fernen steilen Felsenabsätzen, die nur der kühne Gemsenjäger oder Aelpler mit großer Gefahr erklettern kann. Sein Nest hat etliche Fuß im Umfange. Ganz unten besteht es aus ein Paar Lagen kreuzweise übereinander gelegter Holzbengel; über diese kommt dann eine Menge altes Heu oder Stroh zu liegen; und erst auf diesem Fundamente ruht das eigentliche in die Runde gezogene Nest, das von ferne einem runden Kranze ähnlich sieht. Dieses besteht zu allererst aus zarten in einander gesteckten und geflochtenen Stauden, nach diesem werden sie mit Moos und Heu und zuletzt erst noch mit ihren eigenen Flaumfedern ausgefüttert. Dieses schön gebaute Nest ist so geräumig, daß die Alten mit den Jungen bequem darin sitzen können. Daher wird man sich nicht wundern, wenn ich behaupte, daß nur das obere runde Nest, ohne sein Fundament, mehr als ein großes Heutuch anfüllen würde. — In dieses Nest legt das Weibchen 3 bis 7 Eier, die noch etwas größer als Gänse-Eier, weiß und braun gefleckt sind; allein es werden davon nicht mehr als 2, 3 bis höchstens 4 Stück ausgebrütet, die andern sind unbefruchtete sogenannte Windeier.

Es ist sehr merkwürdig, daß der Lämmergeier ausserordentlich früh brütet. Hr. Professor Meisner in Bern zergliederte zu Anfange des Hornungs des Jahrs 1805 einen solchen frischgetödteten Vogel, in welchem er ein vollkommen zum Legen reifes Ei fand; dasselbe ist bei weitem größer als ein Gänseei, sehr länglich und ganz weiß (die Farbe hätte sich gewiß noch geändert); die Schaale ist rauh, wie Chagrin anzufühlen. Zur Bestätigung dessen bemerke ich noch, daß diese Vögel früh im Frühlinge — wahrscheinlich um der Jungen willen — den jungen Ziegen in Berggegenden nachstellen, und daß ein altes Männchen, das ich im Hornung öffnete, äußerst angeschwollene Testikel von der Größe wie Turteltauben-Eier enthielt.

Die Jungen sehen im Anfange unproportionirlich aus, haben unförmliche Köpfe und Bäuche, und sind ganz mit weißem Flaum bedeckt; allein wie ihr Gefieder vor der ersten Mausezeit aussieht, habe ich bis jetzo noch nicht erfahren können.

Die Eltern sind für die Jungen sehr besorgt, und widersetzen sich dem, der ihnen dieselben rauben will, mit Ungestüm. Vor einigen Jahren entdeckte ein Harzer auf einem kahlen Felsen im glarnerischen Freyberge ein Lämmergeier-Nest. Nachdem er mit großer Anstrengung die Stelle, worauf es saß, erklettert hatte, fand er zwei halbflügge Junge in demselben, die gerade ein Eichhörnchen mit Haut und Haar verzehrten. Er band sie an den Füßen und Flügeln zusammen, hängte sie auf dem Rücken herunter, und kehrte seinen Weg behutsam wieder zurück. Allein sogleich wurden die Alten durch das Geschrei der

Jungen herbeigelockt, und da sie den Diebstahl entdeckten, so flogen sie wüthend um den Mann und ihre Jungen herum, und drohten alle Augenblicke ihn anzupacken, was auch gewiß geschehen wäre, wenn er sich nicht mit seiner Holzaxt unaufhörlich gegen sie vertheidigt hätte. — Vier Stunden lang, bis in das Dorf Schwanden, verfolgten sie ihn anhaltend.

Joseph Scherer, bei Ammon am Wallenstedtersee wohnhaft, ein berühmter Gemsenjäger, kletterte, mit seinem Jagdflintchen, das an seiner Achsel hing, und ohne Schuhe und Strümpfe, um sich mit den Zehen besser an die kurzen Felsenvorsprünge halten zu können, auf einen Felsen hin, auf dem ein Lämmergeier-Nest mit Jungen saß, nachdem er vorher das Männchen mit einem Schusse getödtet hatte. Er traf darauf 4 unausgewachsene Junge im Neste, befand sich aber sogleich, als er oben war, in der allergrößten Verlegenheit; die Mutter der Jungen stürzte wüthend, wie eine Furie auf ihn herunter, packte ihn mit ihren scharfen Krallen um die Lenden herum, verwundete mit dem schneidenden Schnabel seinen Arm, schlug mit seinen gewaltigen Flügelknochen um sich, und suchte ihn überhaupt aus dem Gleichgewichte zu bringen, und über den Felsen herunterzustürzen. Demohngeachtet kam dieser Jäger nicht aus der Fassung; er stemmte sich mit aller Gewalt recht fest an die Felsenwand an, setzte mit der freien Hand den Flintenlauf dem Vogel auf das Herz, spannte mit den Zehen seines nackten Fußes den Hahn, drückte denselben auf eine ähnliche Weise ab, und tödtete auf diese Art seinen erbitterten Feind, der ihn auf dem einen Arme so blutig verwun-

det hatte, daß er mir die Narbe seiner damaligen Wunde jetzt noch zeigen konnte, obschon seitdem ein Jahrzehend verflossen ist. — Er trug darauf die alten und die jungen Raubvögel nach Schennis, und bekam dafür vom damaligen Untervoigte $5\frac{1}{2}$ Gulden Schußgeld aus der öffentlichen Casse.

Der Lämmergeier hat, neben dem Menschen, wenig Feinde, weil er zu viel Stärke über alle andern Thiere besitzt, als daß sie sich über ihn her machen könnten. Er ist voll von einer Milbenart und von Zangenläusen, so wie dies bei dem gemeinen Adler auch der Fall ist.

Das Falkengeschlecht.

Die Falken gehören nebst den Geiern unter die größten Raubvögel; beide leben bloß von thierischer Nahrung, und fressen selten ein Aas, ausgenommen wenn sie der größte Hunger dazu treibt. Sie können sehr lange hungern, fressen aber oft auf einmal so viel, daß sie es mehrere Tage lang ohne frische Nahrung aushalten können. Mehrere von dieser Art leben von Fischen; Andere begnügen sich mit Schlangen und kriechenden Thieren. Man sieht sie nie in großen Heerden beisammen, und nimmt man die Brütezeit aus, so leben selten zwei beisammen. Sie haben ein sehr scharfes Gesicht, und erheben sich zu einer erstaunlichen Höhe. Werden sie eine Beute gewahr, so schießen sie pfeilschnell auf dieselbe herab; sie besitzen so viel Stärke, daß man sie ihren Jungen Vögel, die fast eben so schwer waren, als sie selbst, aus einer

Entfernung von 40 englischen Meilen und drüber hat zu-tragen sehen. Die Meisten bauen ihre Nester auf hohe unzugängliche Stellen; allein wenige legen sie auf der Erde an. Im Ganzen sind die Weibchen viel größer als die Männchen, damit sie, wie Einige gemuthmaßt haben, ihre Jungen desto leichter mit Nahrung versorgen können.

Die Falken unterscheiden sich von den Geiern haupt-sächlich darin, daß sie einen gebognern und schärfern Schnabel, so wie auch solche Klauen haben; im Ganzen ist der Kopf und Hals dick mit Federn bedeckt, statt nak-kend oder bloß mit Daunfedern besetzt zu seyn; auch töd-ten sie gewöhnlich ihre Beute und verzehren sie noch frisch. Die Knochen und Häute ihrer Nahrung geben sie jederzeit durch den Mund als Gewölle von sich.

Der Secretair. (Falco serpentarius. Linné Secretaire. Sonnerat. Secretary Vulture. Latham.)

Dieser Raubvogel lebt in allen dürren Ebenen land-einwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung, im In-nern von Afrika, besonders an der Ostküste, nach dem Lande der Kaffern hinauf; auch wird er auf den Phi-lippinen angetroffen. Die Holländer am Vor-gebirge der guten Hoffnung nennen ihn auch Secretaris oder Secretair, weil er einen Büschel Federn am Kopfe hat, die ihm das Ansehen eines Schrei-bers geben, der die Feder hinter das Ohr zu stecken

pflegt. Auch giebt man ihm am Cap den Namen Slang-vreeter, d. h. Schlangenfresser, weil er ein geschworner Feind der Schlangen ist. An Größe übertrifft dieser merkwürdige Vogel unsern Kranich, und wenn er aufgerichtet steht, so mißt er vom Scheitel bis auf die Füße herab drei Fuß. Eine besondere Merkwürdigkeit desselben, welche man bei keinem andern Falken antrifft, sind drei knochigte stumpfe Auswüchse am vordersten und hintersten Flügelgelenke. Levaillant hat sie zuerst wahrgenommen, und zugleich ihren Zweck bestimmt. Der Vogel bedient sich nämlich derselben zum Schlagen im Kampfe mit den furchtbaren Schlangen.

Der Secretair nährt sich hauptsächlich von den vielen in den Wüsten von Afrika einheimischen Schlangen, von Eidechsen, Ratten, Mäusen, Heuschrecken u. s. w. Wenn er einen Angriff auf eine große Schlange macht, die ihm die Spitze bietet, so entsteht zwischen beiden Thieren ein lebhafter Kampf. Die Art, wie er dies gefährliche Thier angreift, ist ganz besonders. Wenn er sich einer Schlange nähert, so nimmt er sich, wie Sparrmann erzählt, sorgfältig in Acht, daß er die Spitze des Einen seiner Flügel vorwärts bringt, um ihren giftigen Bissen auszuweichen; bisweilen erhält er Gelegenheit, auf seinen Gegner zu springen und ihn zu treten oder ihn auch mit seinen Schwungfedern anzufassen und ihn in die Luft zu werfen. Hat er auf diese Art seinen Feind endlich überwältigt und beinahe sinnlos gemacht, so tödtet er ihn und frißt ihn mit Muße ohne Gefahr.

Levaillant erzählt (Reise ins Innere von Afrika 2ter B. 1796. S. 438.), daß er einst Augenzeuge ei-

nes Kampfes zwischen einem Secretair und einer Schlange gewesen sey. Als ich einst, sagt er, von einem Berge in einen sehr tiefen Erdfall heruntergieng, bemerkte ich, fast senkrecht unter mir, einen Vogel, der sich mit ganz ungewöhnlichen Bewegungen sehr schnell hob und wieder senkte. Ich fand Gelegenheit, ihm unter dem Schutz einiger Felsen ohne Geräusch ziemlich nahe zu kommen und sah nun, daß es ein Secretair war, der mit einer Schlange kämpfte. Der Kampf war auf beiden Seiten sehr lebhaft, und die List gleich. Die Schlange merkte, daß ihr Feind Ueberlegenheit hatte, und wendete, um zu entfliehen und wieder in ihr Loch zu kommen, die Klugheit an, die man ihr zuschreibt; der Vogel errieth aber ihre Absicht; er sprang, um sie aufzuhalten, plötzlich vor sie hin, und schnitt ihr den Weg ab. Auf welcher Seite die Schlange auch zu entfliehen suchte; immer fand sie ihren Feind wieder. Nun gebrauchte sie List und Muth zugleich, richtete sich, um ihn zu schrecken, stolz in die Höhe, und zeigte ihm mit einem furchtbaren Zischen ihre offne Kehle, ihre flammenden Augen, und ihren von Wuth und Gift geschwollenen Kopf.

Bisweilen unterbrach dieser drohende Widerstand die Feindseligkeiten auf einen Augenblick; aber bald griff der Vogel aufs neue an. Er bedeckte sich den Leib mit dem Einen seiner Flügel, wie mit einem Schilde, und schlug seinen Feind mit den erwähnten knochigen Auswüchsen des Andern, die, wie kleine Keulen, um so sichrer trafen, da die Schlange sich selbst ihren Schlägen darbot. In der That sah ich die Schlange wanken, und ausgestreckt hinfallen. Nun stürzte der Sieger sich über sie her, um

sie vollends zu tödten, und biß ihr mit seinem Schnabel den Hirnschedel auf.

Da ich jetzt keine Bemerkungen mehr zu machen hatte, so schoß ich ihn. Ich fand, als ich ihn aufschnitt, in seinem Kropfe (denn er hat einen, ob das gleich noch von niemanden gesagt ist) eilf ziemlich große Eidechsen, drei Schlangen von der Länge eines Armes, eilf kleine noch völlig ganze Schildkröten, von denen mehrere ungefähr zwei Zoll im Durchmesser hatten, und endlich eine Quantität Heuschrecken und Insecten, die größtentheils noch unbeschädigt waren. Die Eidechsen, die Schlangen und die Schildkröten hatten alle einen Biß mit dem Schnabel in den Kopf bekommen.

Ich muß noch bemerken, daß der Kropf oder die Tasche des Vogels, außer dieser Menge von Nahrungsmitteln, noch eine Art von Ball enthielt, der so groß wie ein Gänseei war, und aus den Wirbelbeinen der Schlangen und der Eidechsen, die er vorher verschlungen hatte, ferner aus den Schalen kleiner Schildkröten, ingleichen aus Flügeln, Beinen und Schilden mehrerer Käfer bestand. Wenn diese unverdauete Masse zu groß geworden ist, so bricht der Secretair, wie die andern Raubvögel, sie ohne Zweifel von sich. Uebrigens erhellet aus der überflüßigen Menge Nahrungsmittel, welche der meinige, als er die Schlange in dem Erdfalle angriff, bei sich hatte, ganz deutlich, daß ihn nicht der Hunger zum Kampfe antrieb, sondern Haß und Antipathie gegen die Schlangen.

Dieser Instinct ist in einem Lande, wo das Clima die Vermehrung einer großen Menge von schädlichen und giftigen Thieren so erstaunlich begünstigt, sehr schätzbar.

In diesem Betracht ist der Secretair eine wahre Wohlthat der Natur. Auch werden die nützlichen Dienste, die er leistet, am Cap und in der umliegenden Gegend so anerkannt, daß die Colonisten und die Hottentotten ihn eben so wenig tödten, als die Holländer einen Storch, und die Aegypter einen Ibis.

Man kann den Secretair leicht zähmen; und dann bekommt ihm alle Nahrung, gekocht oder roh, gleich gut. Wenn man ihm hinlängliches Futter giebt, so lebt er mit dem Hausgeflügel nicht nur in Frieden und freundschaftlich, sondern läuft auch, sobald er einen Streit sieht, hinzu, um die Kämpfenden zu trennen und die Ordnung wieder herzustellen. Freilich, wenn man ihn Hunger leiden läßt, so entschließt er sich kurz und gut, und fällt ohne Bedenken über die kleinen Enten oder die jungen Hühner her. Aber dieser Mißbrauch des Zutrauens, wenn ich mich so ausdrücken darf, ist bei ihm nur die gebieterische Wirkung des Bedürfnisses, und ein bloßer Drang der Nothwendigkeit, welche unwiderruflich die eine Hälfte alles dessen, was lebt, der andern zur Nahrung bestimmt.

Levaillant hat in vielen Häusern solche gezähmte Secretaire gesehen; sie legen gewöhnlich 2 bis 3 Eier, die ungefähr so groß wie Gänse- und so weiß wie Hühnereier sind. Die Jungen bringen lange Zeit im Neste zu, weil sie lange und dünne Beine haben, welche sie nur mit Mühe tragen. Bis zu einem Alter von 4 Monaten können sie nicht anders gehen, als daß sie sich auf die Ferse stützen, wodurch sie ein linkisches Ansehen und einen üblen Anstand bekommen. Da sie jedoch keine so lange Zehen und auch keine so gekrümmten Nägel haben wie die an-

dern Raubvögel, so wird ihnen das Gehen doch leichter als diesen; auch machen sie, wenn sie ein Alter von 7 Monaten und die völlige Größe ihrer Art erreicht haben, recht leichte und angenehme Bewegungen, welche ihrer edlen Form sehr angemessen sind.

Der Doctor Solander erzählt, er habe einst einen Secretair gesehen, der eine Schlange, eine kleine Schildkröte oder ein anderes kriechendes Thier in seinen Krallen aufhob, und es mit solcher Gewalt auf die Erde warf, daß das arme Schlachtopfer sogleich starb; gelang ihm dies das erstemal nicht, so wiederholte er es, bis das Thier todt war, worauf er es verzehrte.

Forster (J. R.) erhielt am Cap der guten Hoffnung ein Paar Secretaire für einen hohen Preis. Zum Futter für diese Vögel kaufte er 12 Schaafe, die er dem Capitain Cook unter der Bedingung gab, daß er von den 100 und mehrern Schaafen, die er zum Schlachten mit auf die Reise genommen hatte, seinen Vögeln alle Eingeweide überlassen sollte. Auf der Reise fehlte es ihm nun nicht an Gelegenheit, diese beiden Vögel in Ansehung ihrer Lebensart und Sitten zu beobachten. Sie waren ganz jung aus dem Neste genommen und unter zahmen Hausgeflügel mit Fleisch, Fischen, Fröschen und Heuschrecken aufgefüttert worden. Sie hatten daher nie gesehen, wie alte Vögel ihrer Art Schlangen bekämpften und nach einem langen Streite überwältigten; aber doch hoben sich jedesmal, so oft der Schiffsschlächter ihnen ihren Theil von den Eingeweiden der Schaafe brachte, die am Hinterkopfe herunter hangenden langen Federn in die Höhe, schoben den einen Flügel vor, griffen die Einge-

weide, die ihnen als Schlangen vorkamen, instinctmäßig durch Stampfen mit dem Fuße an, und verzehrten sie endlich, nachdem sie dies einigemal wiederholt hatten.

So listig und verschlagen auch dieser Vogel ist, so scheint ihm Büffon doch noch mehr Verstand zuzuschreiben, als er wirklich besitzt. Er führt den holländischen Naturforscher Vosmaer an, und sagt diesem zu Folge: „indeß er den Secretair zeichnete, habe der Vogel mit ausgestrecktem Halse auf das Papier gesehen, die Federn an seinen Kopfe zurückgelegt, als ob er seine Figur bewundere u. s. w.“ Wenn Vosmaer's Secretair den Hals vorstreckte und seinen Federbusch zurücklegte, so that er dies weder aus Neugierde noch aus Freude, sondern bloß aus einer Art von Gewohnheit, welche auch viele andere Vögel haben. Man weiß, daß die meisten, wenn sie zahm und mit den Menschen vertraut sind, sich gern den Kopf kratzen lassen, weil ihnen, wie es scheint, dies Kützeln Vergnügen macht, so daß sie zu den Ersten Besten hingehen und den Hals ausstrecken. Dies kann man in Europa z. B. an dem Pfau und an dem Papogoy sehen.

Es ist noch nicht lange, daß man diesen sonderbaren Vogel, selbst am Cap, kennt. Es ist höchst merkwürdig, daß er mit seinen Beinen vorwärts und nicht wie alle übrigen Vögel rückwärts schlägt.

Der Goldadler. (Falco chrysaetos. Lin. Grand Aigle. Buffon.)

Der Goldadler ist unter allen Adlern der größte. Seine ganze Länge beträgt beinahe 4, die Breite seiner ausgespannten Flügel fast 10 Fuß; das Gewicht bisweilen 20 Pfund; freilich gilt diese Angabe nur vom Weibchen, welches wie bei andern Raubvögeln größer ist als das Männchen. Er besitzt eine außerordentliche Stärke und ein majestätisches Ansehen, und hält sich in den gebirgigten Waldgegenden von Europa und Asien auf. Auf Ebenen sieht man ihn nur bisweilen, wenn er bei strenger Kälte von einer Gegend zur Andern wandert, um sich Nahrung zu verschaffen.

Der Goldadler raubt Ziegen, Schaafe, Lämmer, Gemsen, Rehe, Füchse, Hasen, Gänse, Trappen u. s. w. Gewöhnlich jagt das Männchen in Gesellschaft seines Weibchens, außer wenn dieses mit dem Brüten beschäftiget ist. Aas frißt er bloß, wenn es noch frisch ist. Er säuft eben so wenig als andere Raubvögel. In der Gefangenschaft nimmt er mit allerlei Fleisch, ja sogar mit Amphibien vorlieb, und soll auch Brot fressen.

Von diesem Adler hat man jederzeit behauptet, daß er die nämliche Herrschaft über die Vögel habe, welche man dem Löwen über die vierfüßigen Thiere zugeschrieben hat. Büffon benutzt diese Idee und ist der Meinung, daß es viele Vergleichungspunkte, sowohl physische als moralische, zwischen beiden gebe. „Beide zeichnen sich, sagt er, durch Großmuth aus; beide verachten kleine Thiere und machen sich aus ihren Neckereien nichts. Bloß

nach vielen Herausfoderungen, nachdem ihn die geschwätzige Elster oder der schreiende Rabe lange verfolgt haben, entschließt sich der Adler, ihre Unbesonnenheit oder ihre Frechheit mit dem Tode zu bestrafen. Außerdem verachten beide den Besitz desjenigen Eigenthums, welches nicht die Frucht ihres Fleißes ist, und sehen mit Verachtung auf die Beute herab, welche sie sich nicht durch eigne Anstrengung verschafft haben. Beide zeichnen sich durch ihre Mäßigkeit aus. Selten verzehrt der Goldadler das Ganze seines Wildpretes, sondern läßt wie der Löwe andern Thieren Ueberreste davon. Ob ihn gleich der Hunger plagt, so hat er doch keine Lust, Aas zu fressen."

„Er lebt, wie der Löwe, einsam, und ist der Bewohner einer Einöde, über welche er die Oberherrschaft führt, und alle übrigen Vögel aus seinem einsamen Gebiete ausschließt. Es ist vielleicht noch seltner der Fall, daß man zwei Paar Adler auf der nämlichen Gebirgskette sieht, als man zwei Löwenfamilien in einem und demselben Theile des Waldes antrifft. Sie trennen sich so weit von einander, damit sie reichlichen Unterhalt haben, und schätzen den Werth und Umfang ihres Gebietes nach der Menge von Wildpret, welches man in demselben findet."

„Die Augen des Adlers sehen eben so feurig aus als jene des Löwen, und haben beinahe einerlei Farbe; die Krallen haben die nämliche Schärfe; die Stimmorgane sind bei beiden gleich mächtig, und beide machen ein furchtbares Geschrei. Da beide zum Kriege und zum Raube bestimmt sind, so sind sie gleich wild, kühn und unbändig. Sie lassen sich nicht zähmen, wenn sie nicht jung

gefangen werden. Es erfordert viel Geduld und Kunst, einen jungen Adler zur Jagd abzurichten, und wenn er die gehörigen Jahre und die nöthige Stärke erlangt hat, so müssen seine Launen und augenblicklichen Anfälle von Leidenschaften Verdacht und Furcht in seinem Herrn erwecken. Man weiß, daß der Adler in alten Zeiten im Morgenlande zur Jagd gebraucht worden ist, allein dies ist jetzt nicht mehr der Fall. Er ist zu schwer, als daß man ihn ohne große Mühe auf der Hand tragen könnte; auch wird er nie so zahm oder so sanft, daß man ihn nicht zu fürchten brauchte. Sein Schnabel und seine Krallen sind gekrümmt und furchtbar; er fliegt außerordentlich schnell und erhebt sich zu einer ungeheuern Höhe. In einer sehr großen Entfernung kann er die Gegenstände erkennen; allein in Ansehung des Geruchs steht er dem Geier nach. Vermittelst seines vortrefflichen Gesichts verfolgt er seine Beute, und wenn er sie erhascht hat, so macht er Halt und legt sie auf die Erde, um ihre Schwere zu untersuchen, ehe er sie fortträgt. Ob er schon starke Flügel hat, so kann er sich doch nicht ohne Mühe in die Höhe heben, besonders wenn er beladen ist, weil er steife Beine hat."

Da diese Vögel zum Kriege bestimmt sind, so leben sie einsam und ungesellig; auch sind sie wild, aber nicht unversöhnlich, und ob sie sich schon nicht leicht zähmen lassen, so sind sie doch sicherlich sehr gelehrig und zeigen in einigen Fällen, besonders wenn sie mild behandelt werden, eine große Anhänglichkeit. Dies ist jedoch selten der Fall.

Vor einigen Jahren hatte ein Herr in Schottland einen zahmen Adler, welchen sein Wärter unbesonnener Weise eines Tages wegen eines kleinen Fehlers mit einer Peitsche schlug. Ungefähr eine Woche nachher bückte sich der Mann zufälligerweise in der Nähe des Adlers, wo das wüthende Thier sich an die letzten Schläge erinnerte, ihm mit so viel Wuth ins Gesicht fuhr, daß er schrecklich verwundet, aber glücklicherweise durch den Schlag so weit weggeschleudert wurde, daß er außer aller Gefahr war. Das Geschrei des Adlers machte die Familie aufmerksam, die den armen Wärter in einiger Entfernung in einem sehr blutigen Zustande erblickte, der eben so sehr über den Fall erstaunt war, als er sich vor dem Vogel fürchtete. Das Thier lief immer hin und her, und schriee fürchterlich. Man fürchtete, es möchte sich losreißen; glücklicherweise geschahe dies erst dann, als sie weg waren, und der Adler war auf immer verloren.

Der Goldadler baut sein Nest auf hohe Felsenklippen, verfallne und einsame Schlösser und Thürme. Es ist ganz flach und nicht, wie jene anderer Vögel, hohl. Das Männchen und Weibchen bauen es gewöhnlich zwischen zwei Felsen, an einer trocknen und unzugänglichen Stelle. Sie sollen dies Nest zeitlebens brauchen. Im März legt das Weibchen zwei bis drei weiße Eier, welche nach 14 Tagen ausgebrütet werden. Die Eltern ziehen nie mehr als zwei Junge auf, und die Mutter soll entweder das gefräßigste oder das schwächste von dreien umbringen. Sobald die Jungen fliegen können, werden sie von den Eltern zum Raube angeführt, und dann fortgejagt, ohne

daß sie sich jemals wieder in dem Jagdreviere der Alten dürfen sehen lassen.

Ein Landmann soll einst, während einer Hungersnoth im Sommer, sich und seine Familie aus dem Neste eines Adlers ernährt haben. Er verlängerte das Füttern der Alten über die gewöhnliche Zeit dadurch, daß er den Jungen die Flügel beschnitt, und also ihr Ausfliegen verspätigte und band sie so fest, daß sie schreien mußten; die Alten eilten dahero, um deren Bedürfnisse zu befriedigen. Es war ein Glück für ihn, daß ihn die Alten nicht entdeckten; denn sonst würden sie ihren Zorn auf eine fürchterliche Art an ihm ausgelassen haben.

Vor einigen Jahren entschloß sich ein Landmann ein Adlernest auszunehmen, das auf einer kleinen Insel im See Killarney gebauet war. Er zog sich deshalb aus und schwamm hinüber, als die alten Vögel ausgeflogen waren; als er aber zurück schwamm und sich bis an dem Kinn im Wasser befand, kamen die Alten nach Hause, und da sie ihre Jungen vermißten, so stürzten sie sogleich über den Räuber her, tödteten ihn auf der Stelle und befreieten ihre Jungen.

Man hat mehrere Beispiele, daß Adler Kinder weggeführt und sie ihren Jungen gebracht haben. Als im Jahre 1737 ein Knabe, der etwas über 2 Jahr alt war, im Kirchspiel Norderhougs in Norwegen von dem Hause zu seinen Eltern lief, die sich nicht weit davon auf dem Felde bei der Arbeit befanden, stürzte ein Adler auf ihn herab, versetzte ihm mit seinen Krallen einen Schlag und flog mit ihm vor ihren Augen weg. Mit Angst und Kummer sahen sie ihr geliebtes Kind forttragen, aber al-

les ihr Schreien und alle ihre Anstrengung, dies zu verhindern, waren vergeblich.

Anderson erzählt in seiner Geschichte von Island, daß bisweilen auf dieser Insel Kinder von 4 bis 5 Jahren von Adlern weggeführt worden sind. Nach Rays Erzählung (Prodrom. Hist. Nat. Scot.) faßte ein Adler auf Einer der Orkadischen Inseln ein einjähriges Kind mit seinen Klauen und führte es über 4 engliche Meilen weit nach seinem Neste fort; die Mutter wußte die Stelle, verfolgte den Adler, fand ihr Kind in dem Neste, und nahm dasselbe unverletzt wieder mit nach Hause.

Nach Pallas Erzählung (S. dessen Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs 1 Th. 1776. S. 168.) bringt man viele Goldadler auf den Orenburgischen Tauschhof zum Verkauf, indem die Kirgisen Liebhaber davon sind, weil sie solche zur Jagd auf Wölfe, Füchse und Antelopen abrichten. Sie haben gewisse Merkmale an den Bewegungen eines solchen Vogels, woraus sie dessen Güte und Gelehrigkeit erkennen: denn nicht alle lassen sich zur Jagd geschickt machen, und ein Kirgise wird bisweilen für einen Adler ein gutes Pferd und für den Andern nicht einmal ein Schaaf- oder ein Korsakenfell hingeben, welches bei ihnen eine der geringsten Scheidemünzen ist. Man sieht die Liebhaber oft lange vor einem Adler sitzen und seine Art und Unart beobachten. Man pflegt die Jungen dieser Adler aus den Nestern, die sie auf hohen Bäumen machen, zu nehmen und zu erziehen, wo sie dann oft theuer von den Kirgisen bezahlt werden.

Diese Vögel sind außerordentlich muskulös; aber ihre Hauptstärke liegt in ihrem Schnabel, in ihren Kral-

len und in ihren Flügeln. Es giebt kaum ein vierfüßiges Thier, das nicht für sie eine Beute wäre; sie sind im Stande die größten Verheerungen unter den Thieren anzurichten, ohne viele Gefahr für sich selbst. Man weiß, daß sie mit einem Schlage ihrer Flügel einen Menschen augenblicklich todt zur Erde niedergestreckt haben.

Sie leben außerordentlich lange, und sind im Stande lange zu hungern. Derjenige, der zu Wien starb, ist über 100 Jahr eingesperrt gewesen, und ein Anderer, den ein Herr in Conway in Caernarvonshire besaß, hatte 3 Wochen lang gar nichts zu fressen bekommen, indem ihn die Bedienten vergessen hatten.

Der schwarze Adler. (Falco melanaëtos Linn. Aigle commune. Buffon.)

Dieser Vogel lebt in Europa; seine Länge beträgt 2 Fuß 10 Zoll. Spallanzani besaß einen Adler dieser Art, der ohne viele Mühe Hunde tödtete, die weit größer waren als er selbst. „Als ich einstmals einen Hund, sagt dieser Schriftsteller, in das Zimmer schob, wo ich den Adler hatte, sträubte dieser augenblicklich die Federn auf dem Kopfe und am Halse, warf einen fürchterlichen Blick auf den Hund, und sprang nach einem kurzen Satze ihm sogleich auf den Rücken. Mit dem einen Beine faßte er ihn bei dem Halse; der Hund konnte daher den Kopf nicht umdrehen, um ihn zu beißen; mit dem Andern packte er ihn an Einer seiner Seiten, und stieß ihm zugleich die Krallen in den Leib. In dieser Stellung

blieb er so lange, bis der Hund unter fruchtlosen Winseln und Anstrengungen starb. Jetzt bediente er sich des Schnabels, von dem er bisher keinen Gebrauch gemacht hatte, um ein kleines Loch in die Haut zu machen, das er nach und nach erweiterte; aus diesem fieng der Vogel das Fleisch herauszuholen an und verzehrte es; hiermit fuhr er so lange fort, bis er satt war. Nie fraß er ein Fell, Eingeweide oder Knochen, ausgenommen sehr kleine, z. B. die Rippen von Katzen und kleinen Hunden.

„Mit so viel Wuth und Ungestüm auch dieser Vogel über Thiere herfiel, so that er doch nie einem Menschen etwas zu Leide. Ich, der ich sein Wärter war, konnte sicher in sein Zimmer treten, und seinen Angriffen ohne Furcht oder Besorgniß zusehen; er ließ sich nicht im geringsten verhindern, ein lebendiges Geschöpf anzufallen, das ich ihm gab; auch machte ihn meine Gegenwart nicht scheu. Ueberhaupt wenn er Fleisch hatte, so viel als er brauchte, so hielt er täglich bloß eine Mahlzeit. Als ich das abwog, was er fraß, fand ich, daß 30 Unzen Fleisch, einen Tag in den andern gerechnet, für ihn völlig hinreichend waren.“

Nach Cranz Berichte (S. dessen Historie von Grönland. 1770. 1 Th. S. 104.) sieht man auf Grönland große schwarzbraune Adler, die mit den ausgestreckten Flügeln wohl 8 Fuß lang sind. Sie leben nicht bloß von Land- sondern auch von Seevögeln, indem sie vom Land aus lauern, wo dieselben untertauchen, und dann über dem Flecke warten, bis sie wieder herauf kommen und sie erhaschen. Auch ziehen sie mit den Klauen einen jungen Seehund aus dem Wasser.

Aelianus führt ein merkwürdiges Beispiel von der Dankbarkeit eines Adlers an. Sechszehn Schnitter, sagt er, wurden sehr vom Durste geplagt; sie schickten daher einen ihrer Mitarbeiter nach einer nahen Quelle, um Wasser zu holen. Dieser traf unterwegs, indem er in der einen Hand den leeren Krug und in der andern seine Sichel hielt, einen Adler an, um den sich eine Schlange gewunden hatte, und der, außer Stand sich zu vertheidigen, sich bereits als eine Beute dieses gefährlichen Thieres betrachtete. Das Erste, was der Schnitter that, war dieses, daß er dem Gefangenen beistand. Er hieb mit seiner Sichel die Schlange mitten durch, so daß sie ihn loslassen mußte; dann füllte er seinen Krug, und kehrte zu seinen Mitarbeitern zurück, die alle von dem Wasser, das er ihnen brachte, tranken. In dem Augenblick aber, als er selbst trinken wollte, stürzte sich der nämliche Adler, den er befreiet hatte, auf den Krug herab, so daß dieser ihm aus der Hand fiel und zerbrach. Aus Verdruß hierüber verfluchte er den Vogel tausendmal und nannte ihn einen Undankbaren; als er aber seine Augen auf seine Mitarbeiter richtete, sah er sie erblassen und in den letzten Zügen. Dieses rührte von dem Wasser her, das sie getrunken hatten, und der Adler, der es gewahr worden, daß die Schlange den Quell vergiftet, war geeilt, seinen Erretter der Gefahr zu entreißen.

Der König Pyrrhus hatte einen Adler, der ihm sehr zugethan war. Nach seinem Tode wollte der Vogel aus großer Betrübniß keine Nahrungsmittel mehr zu sich nehmen und hungerte sich zu Tode.

Ein anderer Adler eines Privatmanns sah den Körper seines Herrn auf den Scheiterhaufen legen, wollte ihn nicht verlassen, und stürzte sich mitten in die Flamme.

Bruce erwähnt eines schwarzen Adlers auf folgende Art: dieser schöne Vogel wurde kurz nach dem gefährlichen Uebergang des Königes über den Nil gefangen, und kam auf eine sonderbare Art um seine Freiheit. Einer abyssinischen Armee folgt jederzeit eine unzählbare Menge Raubvögel und Raubthiere; sie nehmen von dem Ausmarsch an beständig zu, je weiter die Armee in das Land rücket. Da die Armeen auf ihrem Marsch nichts Lebendiges hinter sich lassen, jede Wohnung verheeren und verwüsten, und das Land in eine völlige Einöde verwandeln, so gehört eine solche Gegend hernach ganz den wilden Thieren an, die sich alsdann unglaublich vermehren; denn dieses wilde schmuzige Volk begräbt nach einer Schlacht weder Freund noch Feind. Die vielen Lastthiere, welche aus Müdigkeit oder durch üble Behandlung umkommen, der Abfall von den vielen Ziegen, Kühen und Schaafen, welche die Armee auf ihrem Marsch schlachtet, bleibt liegen. Dies alles giebt eine solche Menge von Aas, daß dadurch eine epidemische Krankheit entstehen würde, wenn nicht die gefräßigen Begleiter der Armee das Fleisch verzehrten, ehe es in Fäulniß übergehen kann. Der tapferste Soldat, wenn er nicht von hoher Geburt und von Rang ist, oder viele Freunde hat, die ihm nach seinem Tode ein anständiges Begräbniß auf einem benachbarten Kirchhofe verschaffen, findet nach seinem Hinscheiden sein Grab in den Magen dieser gefräßigen Geschöpfe. Sie sind so zahlreich wie der Sand am Meere. Wenn

die Armee auf dem Marsch ist, so bilden sie ein dichtes Dach über derselben, das sich auf einige Meilen weit erstrecket, und wenn die Armee in das Lager rückt, so ist der Boden, so weit das Auge reicht, ganz von ihnen bedeckt, und alle Bäume wimmeln von ihnen; es sind lauter Vögel, die sich vom Aas nähren, als Geier und andere Raubvögel und eine Art Raben, welchen die Natur die Neigung und das Vermögen lebendige Thiere zu verzehren versagt hat; durch welchen Zufall dieser schöne Adler, der nicht vom Aas lebt, unter diese schmuzige Gesellschaft kam, kann ich nicht sagen. Er erlebte aber auch das gewöhnliche Schicksal derjenigen, die sich zu einer Gesellschaft halten, welche in Denkungsart und Sitten von ihnen unterschieden ist. Ein Geier oder ein anderer Raubvogel, den ich nicht kannte, warf den armen Adler vor des Königs Zelt zu Boden, und richtete ihn so übel zu, daß er kaum Stärke genug hatte, unter den Baldachin, unter dem der König saß, zu fliehen. Eine Menge Pagen und Kammerbedienten des Königs ergriffen ihn, und zogen nun daraus den Schluß, daß der König von Habesch von einem seiner Unterthanen würde gestürzet werden. Diese Vorbedeutung war zu unangenehm, um lange davon zu reden. Die Bedienten des Königs führten den Vogel weg, und so kam er in meine Hände. Dieser Vorfall machte einen so starken Eindruck auf mich, daß ich einige Minuten ganz sprachlos stand und auf den Boden sah. Man war so etwas an mir nicht gewohnt, weil ich jederzeit über den Aberglauben und die Weissagungen der Abyssinier gespottet und gelacht hatte; der Page des Königs, der mir den Vogel brachte, be-

merkte dieses, und es wurde dem Könige hinterbracht. Der König sprach einige Tage nachher, als er von Gondar nach Tigre zurück marschirte, mit mir über diesen Vorfall. Ich zeichnete den Adler lebendig ab, er wurde hernach mit einer Nadel getödtet, und nach Gondar gebracht, wo ich meine Zeichnung vollendete.

Der Fischadler. *) (Falco haliaëtos. Linn. Balbuzzart. Buffon. Osprey. Lath.)

Dieser Vogel besucht sowohl in Europa als in Amerika große Flüße, Seen und Küsten. Er ist ungefähr 2 Fuß lang und etwas über 5 Fuß breit. Seine Nahrung sind bloß Fische, die er vermöge seines scharfen Gesichts aus einer beträchtlichen Höhe erblickt und mit seinen Klauen faßt. Karpfen und andere Fische des süßen Gewässers, vornehmlich aber Forellen, sind seine Lieblingsspeise. Die Jäger wollen bemerkt haben, daß er sich bisweilen an zu große Fische wagt, die ihn, wenn er einmal seine Klauen in ihren Rücken eingeschlagen hat, mit ins Wasser hinunterzögen. Wenn er eine Beute erhascht, so muß er gewöhnlich mit dem Kopfe untertauchen; hiervon werden seine Halsfedern abgenutzt und struppicht. Nie verzehrt er seinen Raub da, wo er ihn fängt, sondern immer auf einem entfernten Baume.

Von der außerordentlichen Schärfe der Augen des Fischadlers liefert folgender Vorfall ein Beispiel: „Ich

*) Blumenbach unterscheidet den Entenstößer, die Moosweihe (Falco haliaëtos) von dem Fischadler (Falco ossifragus).

befand mich, schreibt Jemand aus Newyork an Einen seiner Freunde, zu Fiskill bei Herrn S. V., dessen Pflanzung nicht weit vom Ufer des St. Lorenz- oder Hudsonsflusses liegt. „Folgen Sie mir," sprach er, „ich will Ihnen zeigen, mit welcher Geschicklichkeit meine Lieferanten die Fische aus dem Flusse herbeizuschaffen wissen, die wir heute Mittag essen wollen." Wir kamen im tiefsten Schweigen bis zu dem letzten Abhange des Ufers, und indem wir uns hinter die dicken Zweige im Schatten sehr hoher Fichten versteckten, und mit vieler Aufmerksamkeit den vor uns liegenden Theil des Flusses betrachteten, bemerkten wir etwa 50 Toisen hinter einem Schiffe mitten im Fahrwasser eine plötzliche Bewegung, worauf sogleich ein Fischadler zum Vorschein kam, der in seinen Krallen einen Fisch hielt, dessen Länge sowohl als zappelnde Bewegungen ihn im Fluge beträchtlich zu hindern schienen; denn bald stieg er mit großer Schnelligkeit in die Höhe, bald ließ er sich wieder nieder, und erhob sich dann abermals. Dieser Kampf dauerte bis zu einem günstigen Luftzug, wo er mit seiner Beute nach seinem Neste, das sich nicht weit von uns auf dem Gipfel eines hohen Baumes befand, langsam zusteuerte. In diesem Augenblicke machte mich Herr S. V. auf den kühnen Gegner dieses Vogels, den Adler mit dem kahlen Kopfe, aufmerksam, der, nach dem heftigen Schwingen seiner Fittige und der starken Bewegung seiner Augen zu urtheilen, das Recht des Stärkern geltend machen wollte. Der allzusehr belastete Fischer leistete auch keinen Widerstand und überließ seinem Feinde die Beute sogleich, als er ihn über seinem Kopfe schweben sah. Als

ihm aber dieselbe durch den Fall ins Wasser zu entwischen drohete, schoß er mit einer verdoppelten Schnelligkeit ebenfalls niederwärts und erhaschte sie, ohne auch nur seine Flügel naß zu machen. Wie er jetzt stolz auf seinen Sieg, und nur noch in einer Entfernung von wenigen Toisen von seinem Horste, sich demselben näherte, schlug Herr S. V. an den Fuß des Baumes, worauf sich das Nest befand, und der Vogel ließ sogleich durch dieses unvermuthete Geräusch erschreckt, den Fisch fallen, und setzte sich auf den nächsten Baum. Es war ein Seefisch von 21 Pfund am Gewichte. „Sehen Sie," sagte mein Begleiter, „wie immer der Schwächere das Opfer des Stärkern ist! Indessen pflegt man, aus Furcht, diese schönen Vögel, deren Flug und Geschicklichkeit im Gefecht eine so unterhaltende Betrachtung gewährt, zu verscheuchen, diesen Versuch nur selten zu machen, und ich habe heute bloß deswegen diese Indiscretion begangen, um Sie mit einem Schauspiele zu unterhalten, von welchem ich glaubte, daß es Ihnen neu wäre. So wie aber ein Corsar, dem man seinen Fang am Eingange des Hafens wieder abgenommen hat, einen neuen Kreuzzug, in Hoffnung eines glücklicheren Erfolges, beginnt, so erhebt sich auch der Fischadler von neuem in die Luft, und läßt sich mit der Schnelligkeit eines Blitzes wieder ins Wasser herunter, woraus man ihn bald mit einem neuen Raube hervorkommen sieht, den er auch oft, zumal wenn er nicht schwer ist, der Gierigkeit seines Feindes zu entziehen weiß."

Es verräth eine ganz unglaubliche Schärfe des Gesichts, daß diese beflügelten Fischer ihren Gegenstand im

Wasser aus einer Höhe von 1000 bis 1200 Toisen unterscheiden können, und welche unbegreifliche Gewandtheit gehört dazu, um aus einer solchen Höhe sich herabzustürzen, und augenblicklich ein so äußerst bewegliches Geschöpf fest zu packen! — Diese Fischervögel wohnen so lange an den Ufern des Flusses, bis der Fisch wieder nach dem Ocean zurückkehrt. Um diese Zeit begiebt sich derselbe Adler wieder nach seinen Gebirgen, und sein Vorarbeiter nach den Küsten des Meeres, wo er leben kann, ohne einen Tribut zu entrichten.

Es ist merkwürdig, daß der Fischadler, wenn er einen Fisch fängt, allemal ein lautes Geschrei erhebt, worauf sich der Adler mit dem kahlen oder falben Kopfe (Falco leucocephalus Lin.) sogleich einstellt, wenn er es hört. Bisweilen läßt sich jener mit diesem in einen Kampf um sein rechtmäßiges Eigenthum ein, wenn er groß und stark ist, und ob er schon am Ende gewöhnlich verliert, so hat man doch schon gesehen, daß der Kampf gegen eine halbe Stunde gedauert hat.

Der Adler von Pondichery. (Falco Pondicerianus. Lin. Aigle de Pondichery.)

Dieser Vogel hat sowohl in seiner Gestalt als in seinem Betragen viel Aehnliches mit den Geiern. Er ist ungefähr 9 Zoll lang. Man trifft ihn hauptsächlich auf der Küste Malabar an, wo man ihn häufig in Gesellschaft mit Geiern und andern Raubvögeln über Städten und Dörfern schweben sieht, um Nahrung zu suchen.

Ob er schon keinen Muth besitzt, so ist er doch bisweilen äußerst zudringlich. Sein Angriff ist gewöhnlich gegen kleinere Thiere gerichtet, und er frißt begierig faule Gedärme oder Aas. Auch hat man bemerkt, daß diese Vögel auf den Blättern des Banyanbaumes den wenigen Reis wegfraßen, den die Hindus darauf gelassen hatten.

Diese haben eine große Ehrfurcht gegen diesem Vogel. Einige tragen sogar auf ihrer Brust die Gestalt desselben, die sie sich durch ein glühendes Eisen eingebrannt haben. Auch hat er einen großen Ruf in Ansehung der Wahrsagerei erhalten. Wenn ein Dassery bemerkt, daß ein solcher Adler nach der Gegend hinfliegt, wo er etwas zu verrichten hat, so zweifelt er nie an dessen glücklichem Erfolge.

An einigen Tempeln gewöhnen die Braminen die Vögel dieser Art, sich zu gewissen Zeiten einzustellen, um Futter zu erhalten; sie schlagen auf eine messingene Platte, wenn sie die Vögel zu ihrer Mahlzeit einladen.

Eine Art von Goldadler.

Diesen Vogel hat Bruce auf dem höchsten Theile des Berges Lamalmon, nicht weit von Gondar, der Hauptstadt von Habesch, gesehen. Bruce hat ihn Goldadler genannt; der gemeine Mann in Habesch heißt ihn Abou Duch'n, oder Vater Langbart, welchen Namen er vermuthlich wegen des Haarbusches erhalten hat, den er unter dem Schnabel hat. Er ist ei-

ner der grösten Vögel der Adlergattung. Von einem Flügel bis zu der Spitze des andern maß er 8 Fuß 4 Zoll. Von der Spitze des Schnabels bis an das Ende des Schwanzes hatte er nach seinem Tode 4 Fuß 7 Zoll. Er wog 22 Pfund, und war ungemein fleischig. Seine Beine waren sehr kurz; denn von dem Fuß bis an den Schenkel maß er nur 4 Zoll, und von hier bis an den Körper 6 Zoll. Die Dicke des Schenkels betrug etwas weniger als 4 Zoll, er war sehr muskulös. Die mittelste Klaue war ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, nicht sehr scharf, aber stark. Der Schnabel bis an das Nasenbein war $3\frac{1}{4}$ Zoll lang, und am Ende $1\frac{3}{4}$ Zoll breit. Ein Busch starker Haare, der sich an der Spitze in zwei Theile theilte, hieng von der Höhlung seiner Unterkinnbacken herab. Er hatte die kleinsten Augen, die Bruce je an einem so grosen Vogel gesehen hatte, da die Oeffnung kaum einen halben Zoll betrug. Der Obertheil des Kopfes war kahl, so wie der ganze Vordertheil. Dieser edle Vogel wurde nicht gejagt und nicht verfolgt, und es bedurfte auch keiner List, um ihn in die Gewalt zu bringen. Als Bruces Bediente sich auf der höchsten Spitze des Lamalmon von der Mühseligkeit des ermüdenden Aufsteigens erholten, das schöne Clima genossen, und ihr Mittagsessen verzehrten und einige Schüsseln mit gekochtem Ziegenfleisch zu sich nehmen wollten, erschien plötzlich dieser Feind ganz nahe über der Erde in dem Zirkel seiner Leute. Es entstand ein groses Geschrei, das Bruce herbeilockte. Die Bedienten liefen nach ihren Schilden und Lanzen, der Adler stand einige Minuten, als ob er sich besönne; Bruce gieng nahe zu ihm hin, und kam ihm unbemerkt nahe,

da seine Aufmerksamkeit bloß auf das Fleisch gerichtet war. Einen Fuß setzte er in einen Topf, in dem ein großes Stück Fleisch gekocht wurde; da er aber hier Schmerzen empfand, so zog er ihn zurück, und ließ das Fleisch liegen. Zwei andere große Stücke, eine Keule und eine Schulter, lagen auf einer hölzernen Schüssel. Diese ergriff er mit einer Klaue, und flog damit davon. Er sahe aber nach dem großen Stück in dem Topfe und flog so nahe über der Erde weg als bei seiner Ankunft. Die Spitze des Felsens, von der die Verbrecher herabgestürzt werden, brachte ihn aus dem Gesichte. Die mahomedanischen Eseltreiber versicherten Bruce, er werde wieder zurückkommen, die Bedienten aber, welche bei seinem Besuch gelitten hatten, wünschten das nicht. Bruce lud eine Büchse mit einer Kugel und setzte sich bei dem Topf. Er kam bald wieder zurück, und wurde von Bruces Leuten mit großem Geschrei empfangen, das gewiß ein Thier, welches nicht so muthig war, würde fortgescheucht haben. Ob sein Hunger schon etwas gestillt war, oder ob ihm Bruces Gegenwart verdächtig schien, ließ sich nicht sagen. Er wandte sich auf die Seite, und ließ sich etwa 10 Ellen von Bruce nieder, so daß der Fleischtopf zwischen Bruce und ihm stand. Da Bruce ihn gut fassen konnte, so schoß er ihn mit einer Kugel mitten durch den Leib, ohngefähr zwei Zoll unterhalb des Flügels, so daß er, ohne sich weiter zu bewegen, sogleich umfiel. Als er seinen ungeheuern Körper anfaßte, erstaunte er, daß seine Hände mit dem gelben Pulver sogleich bedeckt und gefärbt wurden. Als er ihn auf den Bauch legte und die Federn auf dem Rücken untersuchte,

so kam ein brauner Staub hervor, die Federn hatten eine gleiche Farbe. Dieser Staub erschien sehr häufig, denn wenn er ihn auf die Brust schlug, flog das gelbe Pulver in großer Menge heraus, so dick als der Puder aus der Quaste eines Friseurs. Die Federn auf dem Bauche und an der Brust hatten eine Goldfarbe, und sonst nichts besonderes; aber die großen Federn auf der Schulter und an den Flügeln, schienen feine Röhren zu seyn, welche, wenn man sie drückte, diesen Staub auf den feinern Theil der Federn streueten. Auf der Seite des Flügels schien der harte Theil der Federn so kahl, als ob sie ausgefallen wären. Bruce glaubt, daß sie sich jetzo erneuerten.

Bruce kann nicht bestimmen, warum ihn die Natur mit diesen außerordentlichen Federn versehen hat: vermuthlich sollen sie diese Vögel in diesen steilen gebirgigten Gegenden, wo es doch verschiedene Monate im Jahr außerordentlich stark regnet, gegen das ungünstige Clima schützen. Die Tauben und Wachteln, welche man auf dem Berge Lamalmon sah, hatten diesen Staub nicht in ihren Federn; aus dieser Ursache hält sie Bruce auch bloß für Zugvögel, die dieser Vorsorge entbehren konnten, welche aber die in diesem Lande einheimischen Vögel, besonders dieser Goldadler, der hier ganz zu Hause ist, nöthig haben. Denselben Tag schoß Bruce noch einen Reiher, der von den unsrigen eben nicht verschieden, nur etwas kleiner war. Auch dieser hatte ein solch blaues Pulver an seinen Federn in eben der Menge wie der Adler.

Der Bussard. (Falco Buteo. Lin. Buse Buffon. Buzzard Pen.)

Dieser Raubvogel, den die Jäger gewöhnlich Mäusefalke oder auch Weihe nennen, ist fast allenthalben in Teutschland sehr gemein; er besitzt ein träges Naturell und fliegt nur umher, wenn ihn hungert; mehrere Stunden lang sitzt er auf einem Baume, oder auf einer Anhöhe, wo er dann auf die Beute losstürzt, die er erreichen kann. Er lebt von Vögeln, kleinen vierfüßigen Thieren, Insecten und kriechenden Thieren. Ob er schon Stärke, Gewandtheit und Waffen besitzt, um sich zu vertheidigen, so ist er doch feig, unthätig und träg; er flieht vor einem Finkenfalken, und wenn er eingeholt wird, so läßt er sich in die Flucht schlagen, und selbst ohne Widerstand auf die Erde niederwerfen.

Aus der folgenden Anekdote wird man sehen, daß sich der Bussard so weit zähmen läßt, daß er sogar ein treuer Hausgenosse wird. Wir führen sie wörtlich aus dem Briefe des Erzählers, Herrn Fontaine, an, der sich in Buffons Werken befindet. „Im Jahre 1763, sagt Herr Fontaine, brachte man mir einen Bussard, den man in einer Schlinge gefangen hatre; anfänglich war er außerordentlich wild, ja selbst grausam. Ich nahm mir vor, ihn zahm zu machen, und es gelang mir dadurch, daß ich ihn fasten ließ, und ihn nöthigte zu mir zu kommen, und mir aus der Hand zu fressen. Auf diese Art wurde er sehr zahm, und nachdem ich ihn ungefähr 6 Wochen eingeschlossen gehalten hatte, fieng ich an, ihm etwas Freiheit zu geben; nur wandte ich die Vorsicht an, daß

ich ihm beide Flügelspitzen band. In diesem Zustande gieng er in meinen Garten und kam zurück, wenn ich ihn rufte, um ihm zu fressen zu geben. Als ich nach einiger Zeit glaubte, daß ich ihm trauen könnte, nahm ich ihm die Fesseln ab, und band ihm eine kleine Schelle, die $1\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser hatte, oberhalb der Kralle an, und machte ihm auch eine kleine Kupferblatte an die Brust, worauf mein Name eingegraben war. Dann überließ ich ihn gänzlich seiner Freiheit, die er aber bald mißbrauchte; denn er ergriff die Flucht, und floh bis in den Wald von Belesme.

„Schon gab ich ihn verloren, allein 4 Stunden nachher sah ich ihn in meinen Vorsaal stürzen, der offen stand; es verfolgten ihn 5 andere Bussards, die ihn genöthigt hatten, seine Freistätte wieder zu suchen.

„Nach diesem Abentheuer blieb er beständig treu und schlief alle Nächte auf meinem Fenster; er wurde so vertraut, daß er ein besonderes Vergnügen an meiner Gesellschaft zu finden schien. Er fand sich jederzeit bei Tische ein, setzte sich auf eine Ecke desselben, liebkosete mich sehr oft mit seinem Kopfe und Schnabel, und stieß ein schwaches scharfes Geschrei aus, das er jedoch bisweilen milderte. Freilich genoß ich allein dieses Vorrecht. Eines Tages folgte er mir, als ich wegritt, über 2 Stunden weit, und schwebte über meinem Kopfe.

„Gegen Hund und Katzen hatte er einen Widerwillen, fürchtete sich aber im geringsten nicht vor ihnen; oft kämpfte er tapfer mit denselben herum und trug jederzeit den Sieg davon. Ich hatte 4 sehr große Katzen, die ich in den Garten zu meinem Bussard that; ich warf

ihnen ein Stück rohes Fleisch vor; die Schnellste haschte es, die Uebrigen folgten nach, der Vogel aber stürzte ihr auf den Leib, biß sie mit dem Schnabel in die Ohren und drückte sie mit seinen Krallen so stark in die Seiten, daß sie ihre Beute fahren lassen mußte. Oft schnappte es eine andere Katze weg, sobald es jene fahren ließ, wurde aber auf die nämliche Art behandelt, bis der Bussard ganz in den Besitz seiner Beute kam. Er besaß eine solche Geschicklichkeit in seiner Vertheidigung, daß, wenn er sich von den 4 Katzen auf einmal angefallen sah, er die Flucht ergriff und ein Freudengeschrei ausstieß. Endlich wollten sich die Katzen in keinen Kampf mehr mit ihm einlassen, weil sie über ihre mehrmaligen Niederlagen aufgebracht waren.

„Dieser Bussard hatte eine sonderbare Antipathie; kein Landmann durfte eine rothe Mütze auf dem Kopfe behalten, er nahm sie ihm so schnell weg, daß derselbe gar nicht wußte, wie ihm geschah; der Kopf war bloß, wußte aber nicht, was aus der Mütze geworden war. So haschte er auch Perücken weg, ohne jedoch Jemand zu verletzen, und trug die Mützen und Perücken auf den höchsten Baum in einen benachbarten Park, wo er gewöhnlich seine Beute hinlegte.

„Er litt keinen andern Raubvogel in seinem Gebiete, sondern griff ihn mit vieler Kühnheit an und jagte ihn in die Flucht. Auf meinem Hofe richtete er keinen Schaden an, und das Geflügel, das sich anfänglich vor ihm fürchtete, gewöhnte sich nach und nach an ihn; die jungen Hühner und Enten wurden nicht im geringsten hart von ihm behandelt, er badete sich sogar unter den Letztern.

Sonderbar war es aber, daß er nicht so schonend mit dem Geflügel meines Nachbars verfuhr; ich mußte oft laut erklären, daß ich allen Schaden ersetzen würde, den er verursachte, dennoch aber schoß man oft auf ihn, und er erhielt zu verschiedenen Zeiten 15 Flintenschüsse, ohne daß ihm etwas zerbrochen wurde. Als er eines Tages früh Morgens über dem Rand eines Waldes schwebte, wagte er einen Angriff auf einen Fuchs zu machen; als ihn aber der Wächter auf den Schultern des Fuchses erblickte, schoß er zweimal auf ihn, der Fuchs wurde getödtet und dem Bussard ein Flügel zerbrochen; aber demohngeachtet entkam er dem Wächter und war 7 Tage lang weg.

„Da dieser Mann aus dem Klingeln der Schelle schloß, daß es mein Vogel wäre, so meldete er es mir den nächsten Morgen. Ich ließ auf der Stelle nachsuchen, man fand meinen Bussard nicht, und er kam nicht eher als 7 Tage nachher zurück; ich war gewohnt, ihn alle Abende mit einem Pfeifen zu rufen, worauf er 6 Tage lang nicht antwortete, allein den siebenten hörte ich in einer gewissen Entfernung ein schwaches Geschrei, das ich für jenes meines Bussard hielt; ich pfiff noch einmal und hörte das nämliche Geschrei. Ich gieng nach der Stelle hin, woher es kam, und fand endlich meinen armen Bussard mit seinem zerbrochenen Flügel, der über eine halbe Stunde weit gelaufen war, um wieder seine Freistätte zu erreichen, von der er damals noch gegen 120 Schritte entfernt war. Ob er schon außerordentlich verfallen war, so behandelte er mich doch mit vielen Liebkosungen. Es vergiengen 6 Wochen, ehe er sich wieder

erholt hatte, und seine Wunden geheilt waren. Hierauf fieng er wieder an wie zuvor zu fliegen und folgte fast ein Jahr lang seiner alten Gewohnheit, nunmehro aber verschwand er auf immer. Ich bin überzeugt, daß er zufälligerweise getödtet worden ist, und daß er mich freiwillig nicht verlassen haben würde."

Wann im Frühjahre die Paarung angeht, sieht man die Bussards in Kreisen in der Luft umher schweben. Sie nisten auf hohen Fichten und andern Bäumen, bauen aber nicht selbst, wenn sie ein Krähennest finden. Ray versichert, daß, wenn das Weibchen während der Brütezeit getödtet wird, das Männchen dies Geschäft über sich nimmt, und geduldig die Jungen so lange füttert, bis sie selbst für sich sorgen können.

Der Edelfalke. (Falco gentilis. Linn. Gentil Falcon. Lath.)

Der Edelfalke bewohnt die meisten Länder von Europa und wählt zu seinem Aufenthalte steile unzugängliche Klippen, wo er vor den Nachstellungen der Menschen und zugleich gegen die Winde gesichert ist. Vorzüglich gern lebt er auf klippenreichen und unbewohnten Inseln. Da er außerordentlich scheu ist, so läßt er sich sehr schwer schießen, und noch schwerer fangen. Alte lassen sich fast gar nicht zähmen.

Der Edelfalke fliegt mit unglaublicher Leichtigkeit und kann Stunden lang in der Luft schweben ohne zu ermüden. Sein Gesicht ist so scharf, daß er von einer

Höhe, wo er dem Auge des Menschen nur noch als ein schwebender Punkt erscheint, seinen Raub erblickt und pfeilschnell auf ihn herabstürzt. In seinem Fraße ist er sehr delicat; denn wenn ihn nicht der Hunger treibt, so stößt er auf nichts als Haasen, Kaninchen, Fasanen, Birkhühner, Haselhühner und dergleichen; Aas frißt er gar nicht. Wenn er andere an Kräften ihm gewachsene Raubvögel anfällt, so geschieht dies, um sie aus seinem Jagdreviere zu verjagen oder ihnen eine leckere Beute abzunehmen. Sein Nest legt der Edelfalke meistens schon im März in solchen Felsenklüften an, die gegen Mittag liegen und also vor den kalten Nordwinden geschützt sind. Im May sind die Jungen schon so weit, daß sie ausfliegen können. Noch ehe dies geschieht, muß man sie aus dem Neste nehmen, sonst bekommt man sie nicht nur sehr schwer, sondern hat auch unglaubliche Mühe, sie zu zähmen. Man braucht die Edelfalken zur Jagd. Wenn sie etwa 9 Monat alt sind, so fängt man sie dazu abzurichten an. Zuerst müssen sie gewöhnt werden, auf Stangen und Baumzweigen, und dann auf der Hand zu sitzen. Besonders sucht man sie dahin zu bringen, daß sie bei der Jagd nicht entfliehen. Hierzu bedient man sich folgendes Mittels: man hängt einen hölzernen Reifen an einer Schnur an der Decke eines Zimmers auf und setzt den Vogel in denselben. Sobald man wahrnimmt, daß er die Augen schließt, um zu schlafen, stößt man den Reifen an; dieser bewegt sich hin und her, und der Falke muß fest mit den Klauen anschließen, wenn er nicht fallen will, und mithin wach bleiben. Bei diesem Geschäfte wechseln 2 bis 3 Jäger mit einander ab, und treiben es so lange,

daß, der Vogel binnen 3 Tagen und 3 Nächten auch nicht einen Augenblick schlafen darf. Von dieser Zeit an scheint er das Bewußtseyn der vorigen Zeit, seine Liebe zur Freiheit und die Lust, sie durch die Flucht wieder zu erlangen, völlig verloren zu haben. Es muß also in ihm eine sehr wichtige Veränderung durch die lang anhaltende erzwungene Schlaflosigkeit vorgefallen seyn. Der Jäger kann ihn nunmehr dreust auf der Hand im Freien tragen, ihn fliegen lassen, und sicher seyn, daß er zurückkehrt. Nur die Gewohnheit, sich beim Auffliegen sogleich hoch in die Luft zu erheben, behält der so behandelte Falke noch bei, und diese äußert sich, so oft ihn der Jäger auf der Hand ins Freie trägt. Der Falke muß daher, damit er nicht zur Unzeit aufsteigt, beständig an ledernen Riemen, die seine Füße umschließen, und Wurfrieme oder Wurffesseln heißen, getragen werden. Von diesen Fesseln läßt man ihn los, wenn er aufsteigen soll. Vorher muß er noch durch Hunger gewöhnt werden, nach dem zu fliegen, was er hernach erjagen soll. Deshalb setzt ihm der Jäger einen Haasen, ein Kaninchen, oder eine Taube vor, hält ihn noch aus Vorsicht an einer langen Schnur, damit er sich nicht verfliegt, und läßt ihn so nach dem Raube stoßen, der nach und nach immer weiter entfernt wird. Bei der Jagd oder, wie man dies Vergnügen eigentlich nennt, bei der Falkenbeize, trägt der Jäger (Falkenier) den Vogel mit den Fesseln auf der Hand; über den Kopf hält er eine Kappe gedeckt, die weggenommen wird, sobald sich ein jagdbares Thier oder ein Vogel sehen läßt. Jetzt erhebt sich der Falke hoch in die Luft, schwebt über der Stelle, wo er das Thier erblickt, stürzt mit unglaubli-

cher Schnelligkeit auf dasselbe herab, tödtet es, und kehrt sodann ruhig auf die Hand des Falkeniers zurück. Bisweilen verfliegt er sich, und wird von den Jägern aus dem Gesichte verloren; damit er nun desto leichter wieder gefunden werde, befestigt man Schellchen an seinen Füssen, die ihn dann leicht verrathen und sein Auffinden erleichtern. Wer ihn findet, der hat die Verbindlichkeit, ihn an die Behörde abzuliefern.

Die Falkenbeize war vorzüglich vormals eine Belustigung für große Herren, wozu sehr kostbare Anstalten gehörten. Ein guter Edelfalke kostet abgerichtet noch jetzt 100 Thaler und drüber. Die Perser sind große Liebhaber der Falkenbeize, und gewöhnen ihre Falken, auf alle Arten von Vögeln, ja selbst auf Gemsen und Gazellen zu stoßen. Hierzu braucht man zwei Falken, die so abgerichtet sind, daß sie Einer nach dem Andern das Thier anfallen, es ermüden und im Laufe aufhalten. Der erste Falke setzt sich auf die Nase und pickt mit seinem scharfen Schnabel darauf los; zugleich schlägt er mit den Schwingen gewaltig auf und ab, so daß das Thier im Laufen aufgehalten wird. Hat ihn die Gazelle mit Mühe abgeschüttelt, so setzt sich der Zweite gerade auf die nämliche Stelle und fängt von neuem an, das Thier zu hacken und im Laufen aufzuhalten. Endlich kommen die Hunde herbei und vollenden die Jagd.

In Syrien hält sich eine kleine Spielart dieses Vogels auf, den die Einwohner Shahihn nennen, und der so wild und kühn ist, daß er jeden Vogel angreift, den er gewahr wird. „Hielten sich jetzt nicht mehrere Männer in England auf, welche folgende Thatsache

bezeugen können, sagt der Doctor Russel, so würde ich kaum die Behauptung wagen, daß man mit diesem Vogel, der ungefähr so groß wie eine Taube ist, bisweilen große Adler fängt. In vorigen Zeiten lehrte man dem Falken, den Adler unter der Schwungfeder anzufassen, und wenn er ihn so des Gebrauchs des einen Flügels beraubt hatte, stürzten beide Vögel zusammen nieder auf die Erde; jetzt aber lehrt man ihm, wie man mir erzählt hat, sich auf den Rücken zwischen den Flügeln anzuhängen, welches die nämliche Wirkung hat, bloß mit dem Unterschiede, daß der Vogel langsamer herunterfällt, und der Falkenier mehr Zeit hat, seinem Falken zu Hülfe zu kommen; wenn er aber nicht sehr hurtig ist, so ist es in beiden Fällen um den Falken gethan."

„Ich habe nie den Shahihn auf Adler stoßen sehen, weil diese Jagd zu meiner Zeit nicht mehr gewöhnlich war; oft aber habe ich bemerkt, wie er Reiher und Störche fieng. Wenn man den Falken losläßt, so fliegt er eine Zeitlang in einer wagrechten Linie, nicht 6 Fuß hoch über der Erde; dann erhebt er sich mit erstaunlicher Geschwindigkeit senkrecht in die Höhe, faßt seine Beute unter dem Flügel an, und beide fallen zusammen auf die Erde nieder. Ist jedoch der Falkenier nicht sogleich bei der Hand, so macht sich der gefangene Vogel bald wieder frei."

Der blaue Habicht. (Falco cyaneus. Linn. Blue Hawk. Edwards. Oiseau S. Martin. Buff.)

Der blaue Habicht ist ungefähr 17 Zoll lang und drey Fuß breit. In Teutschland sieht man ihn in den meisten Gegenden im Herbst und Frühjahre, wenn er auch nicht überall nistet. In Afrika und im südlichen Europa ist er gemein; im Norden des letztern Erdtheiles aber gar nicht. Man sieht ihn oft um Wälder, Heiden und andere einsame Stellen, besonders in der Nachbarschaft von Marschland, wo diese Vögel eine außerordentlich große Menge Schnepfen tödten. Sie schweben sämtlich sehr regelmäßig über einem Stücke Marschland, bis sie jene entdecken, wo sie gleich auf sie losstürzen und sich ihrer bemächtigen.

In Hampshire war Jemand auf der Jagd; zufällig sprang in einer Weizenstoppel ein Fasan auf, auf den er schoß, trotz des Schusses aber wurde der Vogel von einem blauen Habichte verfolgt, entkam aber ins Dickicht. Er jagte ihn hernach auf dem nämlichen Felde zum zweiten- und drittenmale auf; der Habicht schwebte die ganze Zeit über ihm, während er das Feld durchstrich, ohnstreitig weil er das Wild sah, das in der Stoppel lauschte. Hieraus kann man schließen, daß dieser Raubvogel durch den Hunger sehr kühn und verwegen gemacht wird, und daß sich die Habichte nicht immer ihrer Beute bemächtigen können, wann sie wollen. Ferner läßt sich hieraus schließen, daß sie auf ihren Raub auf der Erde nicht losstürzen können, wo der Letztere vielleicht tüchtigen Widerstand leisten könnte, zumal ein so großer Vogel

wie der Fasan ist. Daher läßt sich der Hang des Wildpretes niederzukauern erklären, bis man beinahe auf dasselbe tritt; hierbei hat es ohnstreitig die Absicht, sich Sicherheit zu verschaffen, ob dies schon längst durch die Erfindung von Netzen und Flinten sein Verderben worden ist.

Vor einigen Jahren schoß man einen solchen Falken in der Nähe von London, wo man ihn zuerst bemerkte, als er um die niedrigen Theile einiger alten Bäume herumflog und dann und wann an die Stämme derselben mit seinem Schnabel oder seinen Krallen zu schlagen schien; indessen setzte er sich nicht nieder, sondern flog immer fort. Ueber diese sonderbare Erscheinung konnte man, ehe man ihn tödtete, nicht einmal eine Vermuthung äußern; als man aber seinen Magen öffnete, fand man beinahe 20 kleine braune Eidechsen in demselbeu, deren er sich schlau dadurch bemächtigt hatte, daß er sich plötzlich auf sie herabgestürzt hatte. Jede war zerbissen oder in zwei bis drei Stücke zerrissen.

Dieser scheue Vogel fliegt schnell, aber niedrig, besonders des Morgens und Abends, wo er die ruhenden Lerchen, Wachteln, Rebhühner u. s. w. im Felde aufsucht. Er fängt sie nicht im Fluge, sondern läßt sich auf die Erde herab. Die Vögel suchen sich aber dadurch zu retten, daß sie sogleich auffliegen. Außerdem verzehrt er Hamster, junge Haasen, Feldmäuse, Schlangen u. s. w.

Der Sperber. (Falco nisus. Linn. Epervier. Buffon.)

Der Sperber wird durch ganz Europa, ja in der ganzen alten Welt, nur in Sibirien nicht, angetroffen. In Teutschland ist er Einer der gemeinsten Raubvögel, der den Winter über nicht wegzieht, sondern nur aus einer Gegend in die andere streicht. Er ist ein kühner Vogel und das Schrecken der kleinern Vögel, indem er unter dem jungen Geflügel aller Art große Verheerungen anrichtet; er raubt auf die kühnste Weise, selbst vor den Augen des Menschen; er fliegt außerordentlich schnell und hat seinen Flug so in seiner Gewalt, daß er wie ein Blitz durch ziemlich dichtes Gebüsch fliegt, ohne anzustoßen oder sich aufhalten zu lassen. Ist er einmal im Zuge, so schwebt er schnell über weite Strecken hin, ohne auch nur einmal die Flügel zu bewegen, und schwimmt völlig in der Luft. Sein liebster Aufenthalt sind Feldhölzer; er ist aber nicht bloß sehr schnell, sondern auch sehr listig. Wenn er über den Feldern hinschwebt und ihn die Vögel gewahr werden, so gerathen sie in Todesangst und erheben ein klägliches Geschrei. Man will sogar bemerkt haben, daß die Lerche, wenn sie ein Sperber verfolgt, ihre Zuflucht zu den Menschen nimmt, wenn sie sich sonst nicht retten kann.

Er ist ein sehr folgsamer und gelehriger Vogel, und wenn er gehörig behandelt wird, so ist er einer großen Anhänglichkeit fähig. „Ich erinnere mich sehr wohl eines Sperbers, den ich als Knabe hatte, (sagt der Verfasser der Schönheiten aus der Naturgeschichte) der mich

aufs Feld zu begleiten pflegte, seine Beute fieng, sie nach Belieben verzehrte, und mich darauf wiederfand, wo ich auch hingieng. Immer befürchtete ich, ihn einmal zu verlieren, und zu meinem großen Verdruß erschoß ihn eines Tages ein Landmann, weil er zu frech mit seinem Geflügel umgegangen war. Er war ungefähr so groß wie eine Holztaube, und ich habe ihn auf einen Truthahn stoßen sehen, und als er geschlagen wurde, erneuerte er seinen Angriff mit der größten Unerschrockenheit. Auch habe ich ihn Federvieh tödten sehen, das 5 bis 6 mal so groß war als er selbst."

Besonders durchstreift der Sperber des Morgens und Abends die Felder, wo es ihm im Sommer nicht an Nahrung fehlt, indem er Wachteln, Lerchen, Rebhühner, Tauben und alle andere Vögel frißt, deren er sich bemächtigen kann. Er verzehrt auch Ratten, Mäuse, Eidechsen und Heuschrecken. In Persien gewöhnt man ihn, die Augenhölen ausgestopfter Thierköpfe auszuhacken, die dabei anfänglich langsam, dann schneller bewegt werden. Der Vogel folgt ihnen und setzt das Hacken fort; hierdurch bringt man es dahin, daß er auf dem Felde jedes schwache Säugethier, z. B. Haasen, Rehe, Gazellen und dergleichen, sobald er es erblickt, verfolgt, und es in die Augen verwundet. Dem nacheilenden Jäger ist es nun leicht, das Thier zu erlegen.

Das Eulengeschlecht.

Die Eulen sind nächtliche Raubvögel, und die ganze Einrichtung ihres Körpers ist ihrer Bestimmung angemessen. Die Natur hat ihnen Augen gegeben, welche bei dem schwachen Lichte der Morgen- und Abenddämmerung alle Gegenstände hinlänglich unterscheiden können. Nur bei ganz finstrer Nacht sehen sie nicht; indessen ist die Meinung unrichtig, daß sie bei Tage durchaus nicht sehen können; nur ist das Tageslicht, besonders der Sonnenschein, ihren Augen zu empfindlich, als daß sie es gern ertrügen; sie ziehen daher auch die Oeffnung des Augensterns abwechselnd, so wie sie athmen, rund auseinander und wieder ganz enge zusammen, und schlafen mehrentheils am Tage.

Da sie bei hellem Tageslichte ihre Beute nicht sehen und der Gefahr hinlänglich ausweichen können, so halten sie sich während dieser Zeit an einem sichern Orte auf, der sich für ihre düstern Eigenschaften schickt, und leben da einsam und still; wagen sie sich heraus, so blendet sie alles und macht sie verwirrt; Legionen von Vögeln schwärmen alsdann um sie herum, und behandeln sie als Gegenstände des Spotts und der Verachtung. Die Amsel, die Drossel, der Heher, die graue Ammer und der Rothfinke kommen in Schaaren herbei und brauchen ihre kleinen Künste, sie zu necken und zu mißhandeln. Die kleinsten schwächsten und verächtlichsten Feinde der Eulen sind dann die Ersten, die sie beleidigen und quälen; sie vermehren ihr Geschrei und den Lärmen um sie her, schlagen sie mit den Flügeln und machen es wie alle Feiglinge, die

das meiste Herz zeigen, wenn sie wenig Gefahr zu besorgen haben. Der unglückliche Wanderer weiß nicht, wo er ist, wen er angreifen oder wohin er fliehen soll; er bleibt ruhig sitzen und erträgt alle ihre Mißhandlungen mit der erstaunlichsten Dummheit. Er darf sich nur bei Tage sehen lassen, um einen ganzen Wald in Aufruhr zu setzen. Entweder ist der Widerwille, den alle kleinern Vögel gegen die Eule haben, oder die einstweilige Gewißheit ihrer eigenen Sicherheit die Ursache, die sie zur Verfolgung der Eule antreibt, indem sie durch ihr wechselseitiges Geschrei einander aufmuntern, sich bei der gemeinsamen Sache beizustehen. Vogelsteller, die diesen sonderbaren Hang der Vögel kennen, bestreichen daher Mehrere der äußern Zweige einer Hecke mit Leim, verbergen sich dahinter und ahmen das Geschrei einer Eule so natürlich nach, daß sogleich die Vögel in Schaaren herbeigeflogen kommen, weil sie ihren gewöhnlichen Gegner zu finden hoffen; allein sie werden selbst von einem weit listigern Geschöpfe gefangen.

Dieser Mangel an Gesicht, der jedoch nicht allen Arten gemein ist, wird durch das vortreffliche Gehör ersetzt. Die Oeffnung der Ohren ist sehr weit und am Rande mit Muskeln versehen, so daß die Eulen im Stande sind, das Ohr nach Belieben zu öffnen und zu schließen. Der Gehörsinn ist bei ihnen weit schärfer als bei den meisten andern Vögeln. Sie erwachen daher nicht nur am Tage bei dem leisesten Geräusche, sondern vernehmen auch dasselbe zur Nachtzeit, wann sie ihrem Raube nachgehen. Das kleinste Mäuschen verräth sich ihnen durch seine Bewegungen. Wegen ihrer Lebensart hatten sie auch ein

so feines Gehör nöthig; aber demohngeachtet würden sie noch nicht alle die Vortheile erlangt haben, deren sie bedürfen, wenn die Natur nicht noch auf andere Weise für sie gesorgt hätte. Alle andern Vögel verursachen mit ihren Schwingen ein größeres oder geringeres Geräusch, wodurch man sie bemerkt, wenn man sie auch nicht sieht; allein der Flug der Eulen macht kein merkliches Geräusch. Man sieht daher diese Vögel in der Dämmerung dicht neben sich vorüberfliegen und bemerkt nicht das geringste Geräusch. Der Grund hiervon liegt in dem überaus feinen Gefieder und insbesondre in der Weichheit der Schwungfedern. Sie überraschen daher leise schlafende Thiere, z. B. Haasen, Kaninchen u. s. w. Dreie von ihren Zehen stehen vorwärts, Eine aber rückwärts; sie können daher ihren unproportionirten Körper sehr gut unterstützen, wenn sie auf dem Aste eines Baumes ruhen und ihren Raub verzehren.

Alle Eulen nähren sich von animalischen Speisen, welche sie ganz, oder in Stücken zerrissen, verschlucken. Im Winter ziehen sie sich in Höhlen in Thürmen und alten Mauern zurück und bringen diese Jahreszeit schlafend zu. In Ansehung der Lebensart kann man die Eulen für die Katzen des Federgeschlechts ansehen. Ein Theil der Eulen zeichnet sich durch die zu beiden Seiten des Kopfs aufgerichteten ohrenähnlichen Federn aus, die man daher Ohreulen nennt.

Die große gelbbraune Ohreule, oder der Uhu. (Stix bubo. Linn. Grand duc. Buffon. Great Horned Owl. Penn.)

Diese Eule, die an Größe Einigen der Adler gleicht, und die man auch Schuhu, Buhu, u. s. w. wegen ihrer Stimme nennt, bewohnt unzugängliche Felsen, und einsame Plätze in Europa, Asia und Amerika; sie ist 2 Fuß 4 Zoll lang und ihre Breite beträgt mit ausgespannten Flügeln 6 Fuß. Man trifft sie zwar allenthalben in Europa an, doch ist sie nirgends häufig, theils weil sie sich nicht stark vermehrt, theils weil ihr überall nachgestellt wird.

Diese Ohreule ist äußerst scheu, ohnstreitig wegen der beständigen Gefahren, die ihr von Seiten des Jägers drohen; sie fliegt schon in ziemlicher Entfernung bei hellem Tage auf, wenn man sich ihrem Ruheplatze nähert. Sie kann das Tageslicht besser als andere Eulen ertragen, und stößt nirgends an, wenn sie auch bei Sonnenschein aufzusteigen genöthiget wird, nur bleibt sie am Tage immer unterwärts. Sobald aber die Dämmerung eintritt, erhebt sie sich und durchstreift die Gegenden ihres Aufenthalts der Beute wegen. Sie fliegt dann sehr hoch und läßt dabei das Geschrei Uhu Buhu hören. Diese Eule macht nebst andern dieser Art sonderbare Grimassen; sie sträubt das Gefieder, dreht den Kopf nach allen Seiten, winkt bedeutend mit den Augenliedern, knattert mit dem Schnabel, bewegt die Seitenzehe bald vor- bald rückwärts und fährt auf einmal zusammen, als ob sie erschräcke.

Ihre gewöhnliche Nahrung sind Ratten, Mäuse, Maulwürfe, junge Haasen u. s. w. und es kostet ihr nicht viel Mühe, ein Reh oder ein Hirschkalb zu überwältigen, besonders da sie noch den Vortheil hat, daß sie die Thiere im Schlafe und im Dunkeln überfällt, wo ihr wenig Widerstand geleistet werden kann.

Herr Cronstedt führt ein sehr merkwürdiges Beispiel von der Anhänglichkeit dieser Vögel gegen ihre Jungen an. Er wohnte mehrere Jahre lang auf einer Meierei in Südermannland in der Nähe eines steilen Berges, auf dessen Gipfel zwei Ohreulen ihr Nest hatten. Eines Tages im Monat July war Eines von den Jungen aus dem Neste geflogen, und von Einem seiner Bedienten gefangen worden. Hierauf sperrte man diesen Vogel in einen großen Hühnerkorb ein und den Morgen darauf fand Herr Cronstedt ein junges Rebhuhn todt vor der Thüre des Korbes liegen. Er schloß sogleich, daß die alten Eulen dies Futter dahin gebracht hätten, welche in der Nacht ohnstreitig ihr verlornes Junge gesucht hatten und durch das Geschrei desselben von seinem Aufenthaltsorte benachrichtiget worden waren. Dies war wirklich der Fall, und 14 Tage lang bemerkte er alle Nächte die nämliche Vorsorge der Alten für ihr Junges. Die Nahrung, welche die Alten demselben brachten, bestand hauptsächlich in jungen Rebhühnern, die größtentheils erst getödtet, bisweilen aber doch etwas angefault waren. Einst wurde ein Sumpfvogel so frisch gebracht, daß er unter den Flügeln noch ganz warm war. Auch erhielt es einst ein verfaultes Lamm, wahrscheinlich war es in Fäulniß übergegangen, weil es zu lange in dem Neste der alten Eulen

gelegen hatte; vielleicht brachten sie es ihm blos deshalb, weil sie damals kein besseres Futter hatten.

Herr Cronstedt und sein Bedienter wachten mehrere Nächte an einem Fenster, um zu sehen, wann das Futter gebracht würde; allein ihre Absicht mißlang ihnen. Wahrscheinlich hatten diese Eulen, die ein sehr treffliches Gesicht haben, den Augenblick wahr genommen, wann Niemand am Fenster stand; denn man fand, daß sie in der nähmlichen Nacht Futter für das Junge vor den Korb hingelegt hatten. Im Monat August hörte diese Fürsorge auf, und dies ist gerade die Zeit, wo alle Raubvögel ihre Jungen sich selbst überlassen. Aus diesem Beispiele kann man schließen, welche Verheerungen ein Paar Eulen während der Zeit, wo sie ihre Jungen ernähren, unter dem Wilde anrichten.

Man erzählt, daß bisweilen, wenn Falkonirer den Habicht zu locken wünschen, um den Falken fortzubringen, sie die große Ohreule entstellen, indem sie ihr einen Fuchsschwanz anbinden. Das Thier, das auf diese Art ganz sonderbar aussieht, wird nunmehro losgelassen, schwebt ganz langsam dahin, und fliegt wie gewöhnlich sehr niedrig. Der arme Habicht, den entweder die Neugierde treibt, ein so närrisches Geschöpf zu beobachten, oder der vielleicht auch wissen will, ob es nicht eine gute Beute für ihn ist, fliegt darauf los. Er kommt näher und schwebt unmittelbar über demselben, wo der Falkonirer einen großen Falken gegen ihn losläßt, der sich seiner bemächtigt, und ihn mit in die Gefangenschaft schleppt.

Die Schleier- oder Perleule, auch Kircheule. (Strix flammea. Linn. Effraie. Buffon. Common owl. Kerr.

Diese Eule besucht Kirchen, alte Häuser und unbewohnte Gebäude, wo sie sich bei Tage aufhält und die sie des Abends verläßt, um Nahrung zu suchen. Gewöhnlich zieht sie von ihrem Aufenthaltsorte bei der Dämmerung weg, und fliegt um die Felder herum. Sie hat ein sehr ausgebreitetes Vaterland; man findet sie nicht bloß in Europa, sondern auch in Asien und Amerika. Nur im Sommer geht sie in die Wälder, im Winter sucht sie in den Gebäuden ihre Nahrung. Bei strenger Kälte versteckt sie sich in Heu und Stroh. Sie schläft stehend und ziemlich fest, daher fällt nicht selten Eine dieser Eulen von den Balken herab. Während des Schlafs läßt sie einen schnarchenden Laut hören. Außerdem aber giebt sie wachend theils im Stillsitzen, theils im Fluge ein äußerst widriges Geschrei von sich, das sie aber in der Gefangenschaft nicht leicht hören läßt.

Die gewöhnliche Nahrung dieser Eulen sind Ratten, Mäuse, Fledermäuse, junge Vögel und allerhand Insecten. Wenn sie in einen Taubenschlag kommen können, so richten sie darin viele Verheerungen an. Sie geben wie die übrigen ihres Geschlechts die Knochen, Federn, Haare und andere unverdauliche Dinge durch den Mund in Gestalt von kleinen Ballen von sich.

Die Mongolen und Tatarn haben eine große Ehrfurcht vor dieser Eule und halten sie beinahe für heilig, weil man ihr die Rettung des Tschingis Chans, des

Stifters des mongolischen Reichs, zuschreibt. Man erzählt nämlich, daß dieser Despot einst von seinen Feinden in die Flucht geschlagen worden sey und sich in einem dicken Gebüsch verborgen habe. Eine Schleiereule setzte sich auf den Busch, unter welchem er versteckt war, und hielt dadurch die Feinde ab, ihn an dieser Stelle zu suchen; denn sie glaubten, daß sich da, wo sich die scheue Eule hinsetzte, zuverlässig kein Mensch aufhielte.

Die Schleiereule baut kein Nest, sondern legt ihre Eier 5 bis 6 an der Zahl in die Höhlen von Mauern oder unter die Dachtraufen alter Gebäude; während sich die Jungen im Neste befinden, fliegt das Männchen und Weibchen abwechselnd nach Futter aus. Selten sind sie über 5 Minuten lang abwesend, wo sie mit der Beute in ihren Krallen zurückkommen; da sie aber dieselbe nunmehro in den Schnabel nehmen müssen, um ihre Jungen zu füttern, so lassen sie sich jedesmal nieder, ehe sie ins Nest fliegen. Da die Jungen sehr lange im Neste bleiben und selbst nachher, wann sie fliegen können, noch gefüttert werden, so müssen sie die alten Vögel mit vielen hundert Mäusen versorgen. Wie daher die Katzen das Haus von Mäusen reinigen, so reinigen die Kircheulen die Felder davon.

Der große Kauz. (Strix Ulula. Linn. Chouette. Buffon.)

Der große Kauz ist über einen Fuß lang, und Eine der Raubsüchtigsten unter den Eulen. Bei Tage

hält er sich in den Wäldern auf; wenn aber der Abend eintritt, wo viele Thiere, als junge Haasen, Rebhühner, Kaninchen u. s. w., Nahrung suchen, so wird er sehr thätig, macht ein großes Geschrei und tödtet eine unglaubliche Menge Thiere. In der Dunkelheit nähern sich diese Kauze den Wohnungen der Landleute und besuchen oft die Taubenschläge, wo sie bisweilen große Verheerungen anrichten. Auch tödten sie eine große Menge Mäuse und ziehen ihnen das Fell mit eben so viel Geschicklichkeit ab, als eine Köchin ein Kaninchen häutet. Ihre Beute fassen sie mit großer Kühnheit an und reißen sie jedesmal mit vieler Gewalt in Stücken. Ließen sie sich auch bei Tage sehen, wo alles Federvieh im Freien ist, so würden sie unglaublich vielen Schaden anrichten. Sie fressen nicht alles von den Thieren, die sie fangen, die Hintertheile lassen sie gewöhnlich unangerührt.

Bei der Untersuchung des Nestes von Einer dieser Eulen, die zwei Junge hatte, fand man mehrere Stücke von jungen Kaninchen, jungen Haasen u. s. w. Das Weibchen und Eines von den Jungen nahm man weg; das Andere ließ man darin, um das Männchen zu können, das abwesend war, als man das Nest fand. Den Morgen darauf fand man in dem Neste nicht weniger als drei junge Kaninchen, die das Männchen in der Nacht dem einen Jungen gebracht hatte.

Diese Eule baut kein eigentliches Nest, sondern brütet in hohlen Bäumen oder verfallenen Gebäuden und legt gewöhnlich 2 bis 4 weißliche Eier. Man kann sie leicht in Schlingen fangen; auch kann man sie, wenn man das Quiken einer Maus nur leidlich nachmacht, des Abends

leicht schießen. Man will behaupten, daß wenn man ihre Eier mit Hühner- oder Taubeneiern vertausche, das Weibchen dennoch fortbrüte, und im Fall es umkomme, das Männchen dies Geschäft vollende; daß aber beide Eltern die unächten Kinder auffräßen. So will man auch bemerkt haben, daß die brütende Eule die Katze, welche ihr zu nahe kommt, nicht scheue, sondern einen Kampf mit derselben beginne, der sich nur mit dem Untergange der Einen von beiden Partheien endige. Unter einander sollen diese Eulen im beständigen Streite leben.

Der große graue Würger. (Lanius excubitor. Linn. la Pie Grieche grise. Buffon.)

Der große Würger ist sowohl in Europa als in Amerika zu Hause und ist in Teutschland allenthalben in Feld- und Vorhölzern, in Baumgärten, auf einzeln stehenden Bäumen in Feldern anzutreffen. Die Muskeln, welche den Schnabel bewegen, sind sehr dick und stark; diese Einrichtung scheint für ihn sehr nothwendig zu seyn, weil die Art, wie er seine Beute tödtet und wie er sie verzehrt, äußerst sonderbar ist. Er faßt die kleinern Vögel bei der Kehle und erwürgt sie auf diese Art; daher hat man ihn auch den Würgengel genannt. Ist seine Beute todt, so befestiget er sie an einem Dorn und so angespießt, zerreißt er sie mit dem Schnabel in Stücken. Selbst im Käficht verfährt er oft mit seinem Futter beinahe auf die nämliche Art, indem er es an den Drath steckt, ehe er es verzehrt.

Im Frühjahr und Sommer ahmt er die Stimmen andrer Vögel nach, um sie zu hintergehen und zu tödten; sonst bleibt seine natürliche Stimme durch alle Jahreszeiten hindurch die nämliche. Im Bauer ist er stumm, ob er schon im Ganzen sehr zufrieden scheint.

Der große Würger ist ein kühner und seiner Größe nach ungemein starker Vogel, der sich nicht bloß kleinen Vögeln furchtbar zu machen weiß, sondern auch mit starken Falken, mit Krähen und Elstern herzhaft streitet. Kommt ein Raubvogel des Falkengeschlechts, ein Sperber oder sonst jemand in sein Revier, so erhebt er ein großes Geschrei. Dadurch werden die kleinen Vögel bewogen, auf ihrer Hut zu seyn. Man glaubt, daß sie der Würger aus Nahrungsneid vor den fremden Räubern warne; man hat ihn daher den Wächter genannt. Sein Flug hat viel Aehnliches mit dem Fluge der Elstern. Flöhen die schwächern Vögel diesen Würger eben so, wie den Sperber und andere Falken, so müßte er oft hungern; allein sie übersehen die Gefahr, die ihnen droht, fürchten den Räuber nicht und fallen ihm in die Klauen. Selbst im strengsten Winter bleibt der Würger bei uns, wo er große Strecken von seinem Standorte entfernt umherstreift und eine Beute zu erhaschen sucht. Von der Spitze eines Baumes lauscht er herab, und nimmt die Gelegenheit wahr, wo er eine Feldmaus, einen Ammer, einen Sperling, Finken, Zeisig u. s. w. erlauschen kann. Wenn er im Winter etwas lange fasten muß, so wagt er sich auch an Rebhühner, Amseln und andere Drosseln, die er aber im Freien kaum je überwältigt. Im Som-

mer holt er junge Vögel aus den Nestern, frißt allerlei Käfer, Heuschrecken u. s. w.

Herr Bell, der von Moskwa durch Siberien nach Peking reiste, erzählt, daß die Vogelsteller in Rußland diese Vögel oft fiengen und zahm machten. Er hatte einen Würger, den man ihm geschenkt hatte, und den er lehrte, sich auf einem spitzigen Stecken zu wiegen, welchen er in die Wand seines Zimmers gesteckt hatte. Sobald er einen kleinen Vogel in der Stube losließ, flog der Würger sogleich von seiner Stange herab und faßte ihn so bei der Kehle, daß er ihn beinahe augenblicklich erwürgte; dann trug er ihn nach seiner Stange, spießte ihn an das Ende derselben, welches deshalb spitzig war, indem er ihn mit seinem Schnabel und seinen Klauen hinschleppte. Er ergriff auf diese Art mehrere Vögel nach einander, spießte sie an, und ließ sie an der Kehle hängen, bis er Zeit hatte, sie zu fressen. Diese ungewöhnliche Neigung scheint für diese Vögel zum Ersatz für den Mangel an Stärke in ihren Klauen zu dienen, um ihre Beute in Stücken zu zerreißen. Von dieser Neigung haben sie den Namen Fleischervögel.

In Amerika hat man bemerkt, daß sich der Würger einer sonderbaren List bedient, um die Vögel zu berücken. Ein Herr sah zufällig, daß mehrere Grashüpfer an den scharfen dornichten Zweigen einiger Bäume angespießt waren; er fragte daher jemanden, der in der Nähe wohnte, nach der Ursache dieser Erscheinung und hörte, daß sie der Vogel dahin stecke, den man den Neuntödter nennt. Bei weiterer Erkundigung wurde er auf den Gedanken geleitet, daß dies eine List wäre,

deren sich der Vogel bediente, um kleinere Vögel, die von Insekten leben, in eine Lage zu locken, wo er auf sie losstürzen und sich ihrer bemächtigen könne. Man nennt ihn deshalb Neuntödter, weil man annimmt, daß er 9 Grashüpfer nach einander aufstecke. Daß die Insekten dahin als Futter gesteckt werden, um andere Vögel zu locken, soll man daraus sehen können, daß sie oft eine beträchtliche Zeit stecken bleiben.

Der Würger nistet auf Bäumen und im Strauchwerk; das Weibchen legt 4 bis 7 Eier. Die jungen Würger werden leicht zahm, dürfen aber nicht zu andern Vögeln gesteckt werden, weil sie diese sogleich erwürgen.

Der Tyrann. (Lanius tyrannus. Linn. Gobe-Mouche de la Caroline. Buffon. Carolina tyrant. Catesby.)

Dieser Vogel ist ungefähr so groß als eine Drossel, und besitzt, wenn wir der Nachricht glauben, welche uns Catesby mitgetheilt hat, eine außerordentliche Herzhaftigkeit. Er soll alle Arten von Vögeln, welche in die Nähe seines Aufenthalts kommen, von dem Kleinsten bis zum Größten, verfolgen und in die Flucht schlagen; keiner entgeht seiner Wuth. Nie sah ich einen, sagt Catesby, der ihm im Fluge Widerstand zu leisten wagte; denn sitzend greift er sie nicht an. Ich habe einen Tyrannen gesehen, der sich auf dem Rücken eines Adlers angehängt hatte und ihn so heftig verfolgte, daß dieser sich auf den

Rücken drehte und mancherlei Stellungen in der Luft machte, um ihn los zu werden. Endlich mußte er sich auf der Spitze des nächsten Baumes niederlassen, die er nicht eher wieder zu verlassen wagte, bis der kleine Tyrann müde war, oder es gerathen fand, ihn zu verlassen. Diese Methode befolgt das Männchen beständig, während das Weibchen brütet. Es setzt sich auf die Spitze eines Busches oder eines kleinen Baumes nicht weit von dessen Neste; kommt ein kleiner Vogel in die Nähe desselben, so verjagt es ihn; die großen aber, als Krähen, Habichte und Adler läßt es nicht eine Viertel englische Meile nahe kommen, ohne sie anzugreifen. Diese Vögel haben bloß einen schwatzenden Ton, den sie mit großer Heftigkeit die ganze Zeit über hören lassen, während sie kämpfen. Sind die Jungen ausgeflogen, so sind sie so friedlich als andre Vögel."

Es thut uns leid, einer solchen Autorität, als Herr Catesby besitzt, in einigen Punkten widersprechen zu müssen; allein Herr Abbot in Georgia hat dem Doctor Latham vor kurzem Bemerkungen mitgetheilt, welche von jenen etwas abweichen. „Da ein Tyrann, sagt Herr Abbot sein Nest auf eine große hohe Fichte gebaut hatte, so suchte ich eines Tages mir die Eier zu verschaffen; als ich das Nest betrachtete, bemerkte ich, wie sich eine Krähe auf dem Aste niederließ, die Eier zerbrach und aussaugte, das Nest zerstörte und die ganze Zeit über sich um nichts zu bekümmern schien, ob schon das Männchen und das Weibchen beständig herum flogen und dieselbe die ganze Zeit über mit ihren Schnäbeln hackten. Sobald aber die Krähe ihren Raub vollendet hatte, flog sie weg."

Man nennt den Tyrannen seines Geschreies wegen auch Titiri oder Quipiri.

Die Papagoyen.

Die Papagoyen findet man hauptsächlich innerhalb der Wendezirkel, wo sie größtentheils von Früchten und Körnern leben, ob sie schon bisweilen, wenn man sie im Bauer hat, sowohl Fleisch als Fisch fressen. Sie leben in Trupps beisammen, und machen einen außerordentlichen Lärm; allein ob sie schon in großer Menge beisammen sind, so leben sie doch hauptsächlich in Paaren von einem Männchen und Weibchen beisammen. Vermöge ihrer Füße und starken Klauen klettern sie geschickt auf den Bäumen umher und bedienen sich auch wohl dabei ihres starken, vorne spitzig übergekrümmten Schnabels. Dieser kommt ihnen, besonders bei dem Erbrechen der nußartigen Saamen, vortrefflich zu statten.

In Ansehung ihres Betragens haben sie viel Aehnliches mit den Affen. Sie ahmen manche Gebehrden und Handlungen des Menschen nach; sie lachen, seufzen, gähnen, niesen und nehmen allerhand possirliche Stellungen an, die dem Zuschauer Vergnügen machen. Gewisse Worte nachsprechen zu lernen, sind die Papagoyen ihres Schnabels und der breiten fleischigten Zunge wegen ganz besonders geschickt. Die natürliche Stimme der Papagoyen ist eben nicht angenehm. Sie ahmen die Stimme andrer Vögel und selbst das Miauen der Katzen und das Bellen der Hunde nach.

Der Flug der Papagoyen ist kurz und schwer; sie können nur wenige Meilen weit fliegen, ohne auszuruhen. Die meisten bauen kein eigentliches Nest, sondern legen ihre Eier nach Art der Eulen und einiger andrer Vögel in die Höhlen alter Bäume. In gewissen Jahreszeiten thun sie sich in großen Schaaren zusammen und fliegen weit nach Nahrung umher. Da sie nicht scheu sind, so lassen sie sich leicht fangen. Viele von den Eingefangnen werden abgerichtet, und an Schiffer verkauft, die sie mit nach Europa nehmen. Viele haben ein außerordentlich schönes Gefieder. Im Ganzen leben sie sehr lange. Alexander der Große soll die ersten Papagoyen mit nach Europa gebracht haben. Zu Rom galten sie oft mehr als Sclaven und bekamen silberne und elfenbeinerne Käfige.

Der Aras oder der brasilianische grüne Macao. (Psittacus severus oder Macao. Linn. Ara vert. Buffon.)

Der brasilianische Macao, der auf Jamaika, in Guiana und in Brasilien lebt, ist ungefähr 17 Zoll lang und eben so schön als selten. Noch mehr aber zeichnet er sich durch seine große Geselligkeit und Sanftheit aus. Er wird bald mit denen vertraut, die er oft sieht, und läßt sich gern schmeicheln, so wie er auch Liebkosungen austheilt. Er hat aber einen Widerwillen gegen Fremde, besonders gegen Kinder, und fliegt auf sie mit großer Wuth los. Er ist eifersüchtig und wird wüthend

aufgebracht, wenn er sieht, daß ein Kind die Liebkosungen und die Gunst seiner Gebieterin theilt; er versucht auf dasselbe loszustürzen, da aber sein Flug langsam und schwerfällig ist, so kann er sein Mißfallen bloß durch Gebehrden und unruhige Bewegungen ausdrücken; von solchen Anfällen wird er so lange geplagt, bis sie das Kind verläßt und den Vogel auf ihren Finger setzt. Dann freuet er sich außerordentlich, murmelt Beifall und läßt bisweilen einen Ton hören, der genau dem Lachen einer alten Person gleicht. Auch kann er nicht die Gesellschaft anderer Papagoyen ertragen; ist daher noch Einer mit ihm im Zimmer, so entzieht er ihm alle Nahrung und Bequemlichkeit.

Er frißt fast das Nämliche, was der Mensch ißt. Besonders liebt er Brod, Rindfleisch, gesottene Fische, Zucker und Pasteten. Mit dem Schnabel knackt er Nüsse auf und nimmt geschickt mit seinen Klauen den Kern heraus; saftige Früchte kauet er nicht, sondern saugt sie aus, indem er sie mit seiner Zunge an den obern Kinnbacken drückt; härtere Arten von Futter aber, als Brod und Pasteten, zerquetscht er oder kauet sie.

Im zahmen Zustande lernt der Papagoy außer vielen Wörtern und Phrasen, deren sich gelegentlich die Familie bedient, unter welcher er lebt, auch die Ausrufe bei dem Verkaufen auf der Straße. Seine begränzten Seelenfähigkeiten erlauben ihm zwar nicht, eine große Menge Wörter oder den gehörigen Gebrauch und die Bedeutung derselben zu lernen; allein er entdeckt nicht selten die Verbindung zwischen dem Objecte und dem Tone. Alle Morgen ging eine Frau vor einem Fenster vorbei, wo der Kä-

fig eines Papagoys hing und rief: Salz! Der Papagoy lernte dies Wort sehr bald nachahmen und kaum erblickte er die Frau, so sprach er auch schon dies Wort aus, ohne das die Frau vorher gerufen hatte.

Ein andrer Papagoy, der in dem Wohnzimmer einer Familie hieng, und dort mehrere zu derselben gehörige Personen oftmals gegen Abend zusammenkommen sah, unterhielt einstmals, als es schon völlig finster war, einige Minuten lang eine außer dem Hause verheirathete Tochter. Sie trat ins Zimmer und da sie ihre Mutter darin anzutreffen glaubte, so redete sie diese an. Der Papagoy, der ihre Stimme genau kannte, grüßte sie wieder und fragte sie: wie sie sich befände? Nachher that er noch zwei andre Fragen an sie, die völlig zusammenhängend waren, bis die mit dem Lichte hereinkommende Mutter der Täuschung ein Ende machte.

Einer von den französischen Mönchen hatte, wie der Pater Labat in seinen Reisen nach Westindien (B. III. S. 254.) erzählt, einen Aras, der mit seinem Herrn sehr vertraulich lebte, und auf ihn so eifersüchtig war, daß sich ihm niemand nähern durfte, ohne Gefahr zu laufen, von dem Vogel gebissen zu werden. Man mußte ihn daher einsperren, wenn sein Herr Messe lesen sollte. Versäumte man dieses, und fand der Vogel Gelegenheit, heraus zu kommen, so begleitete er ihn, setzte sich auf die Treppe, die zum Altar führte und gab durchaus nicht zu, daß der Chorjunge ihm zu nahe kam. Einstmals kam dieser Papagoy los, als gerade sein Herr und einige andere Missionarien barbiret werden sollten. Nach seiner Gewohnheit nahm er den Platz bei seinem

Herrn und blieb so lange ruhig, bis dieser hingieng, um sich barbiren zu lassen. Nun sträubte er seine Federn. Man schmeichelte ihm, gab ihm Futter und brachte es endlich so weit, daß er dem Barbier erlaubte, seinen Herrn einzuseifen. Als er jenen aber das Scheermesser nehmen und sich ihm damit nähern sah, schrie er aus allen Kräften, fuhr dem Barbier in die Beine und biß ihn mit einer solchen Erbitterung, daß das Blut stark darnach floß. Hierauf flog er seinem Herrn auf das Knie, und von da auf die Schultern, wo er zu schreien anfieng, die Federn sträubte, und mit aufgesperrtem Schnabel der ganzen Gesellschaft zu drohen schien. Es kostete seinem Herrn viele Mühe, ihn zu beruhigen, worauf er ihn in ein anderes Zimmer that, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Hier schrie der Papagoy unaufhörlich, biß in die Thüre und that alles, was in seiner Macht stand, um wieder heraus zu kommen.

Der Pater Labat hatte einen Hund, den der Herr des erwähnten Papagoys oft liebkosete. Allein dies wollte er durchaus nicht leiden und es brachte ihn so sehr auf, daß, sobald er den Hund erblickte, er auf ihn zulief oder flog, sich ihm auf dem Rücken setzte und ihn ganz gewaltig biß.

Paracautee heißt bei den Abiponern, wie Dobrizhofer erzählt, ein ächter und wahrer Papagoy, weil er das meiste Talent hat, die Stimme der Menschen und Thiere nachzumachen. Er ist so groß, wie eine kleine Taube, und hat nicht nur grüne Federn, sondern auch auf dem Kopf, Schwanz und den Flügeln gelbe, rothe und blaue. Ich fütterte einen solchen Vogel, erzählt

Dobrizhofer, der Don Pedro hieß und der mich auf den größten Reisen begleitete, 5 Jahre lang. Er sprach sehr viele Wörter, und sogar ganze Sätze sehr deutlich auf spanisch, quaranisch und abiponisch aus. Er lernte sogar ein spanisches Lied. Außerdem machte er auch den starken Husten, das Lachen, Weinen, Bellen und hundert andere dergleichen Gaukeleien vortrefflich nach. Wenn er sprach, so glaubte man einen Menschen zu hören. So oft ich ausgieng oder ausritt, setzte er sich auf meine Schulter, und schwatzte, und trieb unaufhörlich Possen. Wenn ich ihn, seines Geschreies überdrüßig, nicht mehr tragen wollte, und ihn deshalb meinem Gefährten, einem Indianer, gab, so biß er ihn zornig in das Ohrläppchen, und flog eilig zu mir zurück. Einer Quaranierin, welche uns auf einem Esel begegnete, lachte er lange aus vollem Halse nach. Ob er sich aber gleich den ganzen Tag auf meiner Schulter sehr ruhig verhielt, so wurde er dennoch, wie die Hühner, gegen die Dämmerung hin alle Tage aus Schläfrigkeit unwillig, faggelte mit den Flügeln, und pickte mich fleißig in die Ohren, um mich freundschaftlich zu erinnern, daß es Zeit wäre, unser Nachtlager aufzuschlagen. Wenn ich des andern Tags wieder mein Pferd bestieg, war er wieder munter und fröhlich, und des Singens und Lachens war kein Ende. Im Dorfe spazirte er auf einer langen, im Hof auf zwei Säulen ausgespannten Schnur auf und ab, aber nur bei Tage; denn die Nacht brachte er, um nicht von den Katzen gefressen zu werden, in meinem Zimmer zu. Gieng ich ins Speisezimmer, so war er sogleich hinter mir her, lief den Tisch, während wir speiseten, wie eine

Schildwache auf und ab, und hackte immer in vollem Zorne auf den Indianer los, welcher die Schüsseln mit den übriggebliebenen Speisen wegtrug. Was ihm gelüstete, das kostete und raubte er auf der Stelle. Wenn er im Hof herumspazierte, so rieb er zuweilen im Sande, den er oft als eine Arznei zu sich nahm, seinen Schnabel und schärfte denselben. Fiel ein Platzregen, so breitete er seine Flügel weit aus, und reckte die Federn des Kopfes in die Höhe, verdrehte rechts und links die Augen, sperrte den Schnabel auf, und ließ seinen ganzen Leib, in dieser fürchterlichen verzerrten Gestalt, von dem Regen tüchtig durchweichen. War er durch und durch naß, und zitterte er vor Frost, so flog er auf meinen Schooß, wie ein Schiffbrüchiger in den Hafen, weil er wußte, daß ich ihn abtrocknete und wärmte. Durch dieses Bad schien er das Ungeziefer, das sich an seiner Haut festsetzte, ersäufen zu wollen. Ueber einen kleinen Papagoy von einer andern Art fiel er anfänglich aus Eifersucht her, weil ich ihn liebkosete, allein die Schmeicheleien des Jungen nahmen den Alten ein, daß er ihn nicht nur unter seinen Flügeln schlafen ließ, sondern auch als seinen Schüler, und ich möchte fast sagen, als sein Söhnchen behandelte. Was der Alte mit seiner rauhen Stimme vorsprach, das wiederholte der Junge mit seiner zarten. Diesem Unterricht konnte niemand ohne Lachen zusehen. Die Quaranier binden alle Papagoyen, so viele sie zu Hause haben mögen, mit einem Fuß auf ein langes Rohr mit einen Bindfaden an, um ihre Flucht zu verhindern. Diese Fesseln mißfielen uns; wir stutzten daher unsere Papagoyen an einem ihrer Flügel nur sehr wenig, damit sie weder

weit fliegen, noch es lange im Fliegen aushalten konnten; übrigens ließen wir sie frei herumgehen, wie sie wollten. Endlich fiel es meinem Don Pedro ein, seiner vieljährigen Treue ungeachtet, als ihm die Flügel zu sehr gewachsen waren, davon zu fliegen und nicht wieder zu kommen. Nach drei Tagen sah und erkannte er mich, als ich durch den Wald gieng, von einem hohen Baume herab. Auf der Stelle kroch er mit Hülfe seiner Krallen und seines Schnabels durch die Aeste der Bäume schleunig zu mir und flog auf meine Schulter, indem er mir immer sein Don Pedro wiederholte; ich stutzte ihm nunmehro seine übermüthigen Flügel. Oft wunderte ich mich, daß dieser Papagoy seine Reden so zweckmäßig anbrachte, als ob er ihre Bedeutung verstanden hätte. Wenn ihn hungerte, sagte er mit einer kläglichen Stimme Pobre Don Pedro, armer Herr Peter! bis man ihm gewisse Wurzeln, Brod, oder sonst Futter gab.

Der Arras bedient sich, wie alle übrigen Papagoyen, seiner Krallen mit großer Geschicklichkeit; er beugt die Hinterzehe vorwärts, um Früchte und andere Dinge zu fassen und sie nach dem Schnabel zu führen. Die Papagoyen brauchen daher ihre Zehen fast eben so, wie die Eichhörnchen und Affen ihre Vorderpfoden; sie halten sich damit an, und hängen sich daran. Auch haben die Papagoyen noch eine andere Gewohnheit; sie klettern oder kriechen niemals, ohne sich mit dem Schnabel anzuhalten; mit dem Letztern machen sie den Anfang und bedienen sich ihrer Füße bloß als eines zweiten Bewegungspunctes.

Der äthiopische Papagoy. (Psittacus pullarius. Linn. Perruche à tête rouge de Guinee auch Moineau de Guinee. Buffon.)

Der äthiopische oder guineische Papagoy ist eine kleinere Art, ungefähr so groß wie eine Lerche; allein man sieht sie so oft in Bauern, daß sie in England eine sehr gemeine Art ist; dieser Umstand mag einigermaßen die Bewunderung vermindern, welche ungewöhnliche Schönheit erregt; denn er ist einer der glänzendsten Vögel des ganzen Geschlechts. Im Ganzen ist seine Farbe grün; sein Schnabel, sein Kinn und seine Stirne sind roth und der Rumpf ist blau. Nicht bloß in Guinea, sondern auch in Aethiopien auf Java und in Ostindien ist er sehr gemein, wo man ihn in großen Heerden sieht. In diesen Ländern richtet er an dem Getreide und den Früchten eben so viel Schaden an, als die Sperlinge in Europa.

Die Kauffartheischiffe bringen fast beständig eine große Menge derselben in Käfigen mit; allein sie haben ein so zartes Leben, daß die Meisten auf ihrer Reise nach unserm kältern Himmelsstriche sterben. Auch hat man bemerkt, daß das Abfeuern des groben Geschützes auf einem Schiffe für viele tödtlich ist, welche vor Furcht todt niederstürzen. Ob sie schon das Betragen andrer Vögel sehr leicht nachahmen, so ist es doch schwer, ihnen das Nachsprechen einzelner Wörter zu lehren. Indessen haben doch Einige diese Geschicklichkeit erlangt, aber dies ist sehr selten der Fall.

Sie haben eine außerordentliche Zuneigung zu einander, und es ist merkwürdig, daß sich das Männchen gewöhnlich dem Weibchen zur Rechten setzt. Dieses macht selten einen Versuch, vor jenem zu fressen.

Das, was Bonnet von ein paar Vögeln dieser Art erzählt, die er besaß, liefert zugleich einen starken Beweis von dem hohen Grade von Betrübniß, deren das Thier fähig ist. Diese beiden Vögel, sagt Hr. Bonnet, waren in einem viereckigten, für sie schicklichen Käfig; das Trögelchen stand auf dem Boden desselben. Das Männchen saß fast immer dem Weibchen zur Seite, auf derselben Stange; sie hielten sich dicht an einander, und blickten sich oft mit einer Art von Zärtlichkeit an. Entfernten sie sich von einander, so geschah es nur auf einige Augenblicke; sie setzten sich bald wieder zusammen und dicht an einander. Sie fraßen mit einander, und flogen bald wieder auf die oberste Stange zurück. Von Zeit zu Zeit schienen sie sich mit leiser Stimme zu unterhalten; sie ließen auch bisweilen allerlei veränderte, höhere und niedrige Töne von sich hören; bisweilen schienen sie sogar mit einander zu zanken, welches aber bald vorüber gieng, und sich jederzeit mit neuen Liebkosungen endigte. Diese glücklichen Gatten brachten auf diese Art vier Jahre hin; aber nach Verlauf dieser Zeit fiengen die Beine des Weibchens an zu schwellen, und es wurde so schwach, daß es nicht mehr zum Troge herunter kommen konnte; aber das dienstfertige Männchen trug ihm Nahrung zu, und fütterte es vier Monate lang mit dem Schnabel. Die Schwachheiten des Weibchens nahmen mit jedem Tage zu und verursachten, daß es nicht weiter

auf die Stange fliegen konnte, sondern sich unten auf dem Boden niedersetzen mußte, und nur bisweilen vergebens versuchte, auf die Stange zu kommen. Das Männchen stand ihm aus allen Kräften bei. Bald ergriff es mit dem Schnabel den obern Theil seines Flügels, um es auf die Stange zu ziehen, bald faßte es dasselbe selbst mit dem Schnabel, und half ihm mit wiederholter Anstrengung. Seine Bewegungen, Gebärden, beständige Bemühung, kurz, alles zeigte bey dem Vogel das dringende Verlangen an, der Schwachheit seiner Gattin zu Hülfe zu kommen. Der Anblick aber wurde erst recht rührend, als das Weibchen auf dem Puncte war, zu sterben. Das unglückliche Männchen lief unaufhörlich um seine sterbende Gattin herum, es verdoppelte seinen Eifer, und seine zärtliche Sorgfalt, es versuchte, ihr den Schnabel zu öffnen und Nahrung hinein zu bringen. Seine Aengstlichkeit nahm mit jedem Augenblicke zu; es lief mit der größten Unruhe hin und her; es gab bisweilen ein klagendes Geschrei von sich, und heftete sodann seine Blicke auf das Weibchen mit einem tiefen Stillschweigen. Es war unmöglich, sagt Hr. Bonnet, diese Ausdrücke des Schmerzens, ich möchte fast sagen der Verzweiflung, zu verkennen, und das unempfindlichste Herz hätte dabei gerührt werden müssen. Endlich starb das Weibchen; das Männchen verfiel in anhaltende Betrübniß und lebte nur noch einige Monate. (Bonnets Betrachtungen über die Natur, 2 B. S. 207 u. 9.

Der senegalische Papagoy, der ohnstreitig eine Spielart des äthiopischen Papagoys ist, ist in der Gegend des Senegals und Gambia außerordentlich häufig. Er ist besonders zum

Sprechen aufgelegt und dazu vollkommen organisirt; er behält alles, was man ihm lehrt. Die französischen Soldaten auf der Insel St. Louis zogen sonst diese Vögel mit unglaublicher Geduld und Geschicklichkeit auf. Sie lehrten ihnen eine Menge Dinge, eine sehr große Anzahl von Wörtern, kleine Unterredungen, welche der Papagoy deutlich und ohne Stocken fortsetzt, wozu er besondere Stellungen und bezaubernde Bewegungen macht und bald fragt, bald antwortet. Golberry (S. dessen Reise durch das westliche Afrika in den Jahren 1785, 1786 und 1787. Aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt von Bergk. II. Th. 1803. S. 269.) hat Papagoyen gesehen, die Gespräche von mehr als 24 Fragen und eben so vielen Antworten führen konnten, die pfiffen, Trinklieder von drei Strophen sangen und endlich in ein lautes Gelächter ausbrachen.

Der aschgraue Papagoy. Psittacus eritha-cus Linn. Perroquet cendré oder Jaco. Buffon.)

Dieser Papagoy, der jetzt am meisten nach Europa gebracht wird, ist ungefähr so groß als eine kleine Taube und mit seinem Schwanze ungefähr 20 Zoll lang. Man findet ihn in Guinea und in mehreren innern Ländern von Afrika. Dem grünen Papagoy kommt er sowohl an Leichtigkeit als an Begierde gleich, mit welcher er die menschliche Stimme nachahmt. Er hört aufmerksam zu und sucht das Gehörte zu wiederholen; er verweilt bestän-

dig auf einigen Silben, die er gehört hat und sucht jede Stimme zu überschreien. Nicht selten muß man erstaunen, daß er Worte oder Töne wiederholt, die man ihm nie gelehrt hat, und die er auch kaum je vernommen haben kann. Er scheint sich selbst Aufgaben vorzulegen, und sucht jeden Tag seine Lection zu lernen. Diese beschäftigt sogar seine Aufmerksamkeit im Schlafe, und nach Marcgrafs Behauptung schwatzt er im Traume. Bildet man sein Gedächtniß frühzeitig aus, so erlangt es bisweilen eine erstaunliche Geschicklichkeit.

Rhodiginus erwähnt eines Papagoyen, der das christliche Glaubensbekenntniß vollständig wiederholen konnte.

Ein Papagoy, den der Graf D'Kelly für 50 Guineen zu Bristol kaufte, konnte nicht allein eine große Menge Sprüche hersagen, sondern auch manche Fragen beantworten. Er besaß ein so erstaunliches Gedächtniß, daß er eine Menge Töne pfeifen konnte. Er hielt so genau Tact, als ob er die Sache verstände, und schien ordentlich Verstand zu besitzen; hatte er zufälliger Weise einen Ton mißgegriffen, so machte er sogleich seinen Fehler wieder gut, und führte alles mit der bewundernswürdigsten Genauigkeit aus. Er sang jedes Lied, das man verlangte, und er schien alles zu begreifen, was man von ihm foderte.

Die Schwester des Grafen Buffon besaß einen Papagoy, der sich nicht zu verstehen schien, wenn er mit sich selbst sprach; er that daher, als ob ihn Jemand angeredet hätte. Oefters fragte er seine Pfote und antwortete, indem er sie in die Höhe hielt. Ob er schon die

Stimme der Kinder liebte, so schien er doch einen Widerwillen gegen diese zu haben; er verfolgte und biß sie so sehr, daß das Blut darnach lief. Es gab gewisse Gegenstände, zu denen er eine besondere Zuneigung hatte, und ob seine Wahl schon eben nicht sehr delicat war, so war sie doch dauerhaft. Er liebte außerordentlich eine Küchenmagd, folgte ihr allenthalben nach, suchte sie und verfehlte sie selten. Hatte sie ihn eine Zeitlang nicht gesehen, so schlang sich der Vogel mit seinem Schnabel und seinen Pfoten um ihre Schulter, liebkosete sie und wollte sie gar nicht wieder los lassen. Seine Liebe hatte alle Kennzeichen einer innigen und warmen Freundschaft. Das Mädchen hatte einst einen sehr bösen Finger, der gar nicht wieder heilen wollte, und der ihr solche Schmerzen verursachte, daß sie laut aufschrie. Wenn sie winselte und wehklagte, so verließ er nie ihre Kammer. Das Erste, was er jeden Tag that, bestand darin, daß er sie besuchte. Sein zärtliches Mitleiden dauerte die ganze Zeit der Cur über, worauf es sich wieder in die vorige ruhige und gesetzte Anhänglichkeit verwandelte. Indessen scheint diese große Zuneigung zu dem Mädchen doch mehr ihrem Geschäfte in der Küche als ihrer Person gegolten zu haben; denn als ein anderes Mädchen an ihre Stelle kam, zeigte er sogleich den ersten Tag den nämlichen Grad von Anhänglichkeit an sie.

Diese Art von Papagoyen ahmt nicht bloß Gespräche, sondern auch Gebehrden und Handlungen nach. Scaliger sah einen, der den Savojardentanz tanzte und zugleich den Gesang der Savojarden sang. Er hörte gern Jemand singen, und wenn er eine Person tan-

zen sah, so suchte er auch Luftsprünge zu machen, aber auf die abscheulichste Weise, die man sich nur denken kann.

Ein Papagoy, der in einem gräflichen Hause unterhalten wurde, war im Stande mit dem Grafen folgendes Gespräch zu führen:

Der Papagoy. Guten Morgen, Herr Graf!

Der Graf. Wie hat Papagoy geruht?

Der Papagoy. Pa-Pa-Pa-Pagoy hat vortrefflich geruht.

Der Graf. Will Papagoy Chocolade.

Der Papagoy. Caffee, Zucker, Bonbons.

Der Graf. Die Kammerjungfer kommt.

Der Papagoy. Fort Mamsell! — Mamsell riechen nicht gut.

Der Graf. Die Gräfin!

Der Papagoy. Votre très affectionné serviteur, ma chere Comtesse.

Alle diese Worte sprach der Vogel sehr gut aus, besonders aber gelang ihm die Aussprache des Französischen.

Bei gutem Wetter hielt sich ein Papagoy gewöhnlich in dem Garten seines Herrn auf. Er hatte von den Arbeitern gehört, daß sie in der Mittags- und Abendstunde dem Gärtner beim Herausgehen zuriefen: „Herr Steck, wir gehen!“ damit der Gärtner die Pforte zuschloß. Einst ergriff diesen Papagoy ein großer Kater und lief mit seiner Beute zur Pforte hinaus; dieser aber rief so laut er konnte: „Herr Steck, wir gehen!“ und rettete

durch diesen Ruf sein Leben, indem Herr Steck seine Gefahr bemerkte und ihn befreite.

Der Umgang, in welchem der Papagoy mit dem Menschen lebt, ist seiner Sprache wegen weit inniger und angenehmer, als der, auf welchen der Affe wegen seiner linkischen Nachahmung unsrer Gebehrden und Handlungen Anspruch machen kann. Der Papagoy macht uns viel Vergnügen und vertreibt uns angenehm die Zeit; in der Einsamkeit leistet er uns Gesellschaft, nimmt an der Unterhaltung Antheil; er lacht, braucht zärtliche Ausdrücke oder führt ein ernstes Gespräch, und seine Worte, die er ohne Unterschied ausspricht, gefallen dadurch, daß sie nicht zusammen passen, und erregen bisweilen durch ihre Zusammenstimmung Erstaunen. Willughby erwähnt eines Papagoys, der, wenn Jemand zu ihm sagte: „Lache Poll, lache!“ sogleich lachte und den Augenblick darauf ausrief: „Was für ein Narr, daß er mich zu lachen macht!“ Ein Anderer wurde bei seinem Herrn alt, und theilte mit diesem die Schwächen des Alters. Da er nun fast Nichts anders als die Worte hörte: „Ich bin krank!“ so antwortete er, wenn ihn Jemand fragte: „Wie befindest du dich, Poll? Wie geht dirs?“ in einem klagenden Tone, indem er sich nach dem Ofen hinwandte: „Ich bin krank!“

Goldsmith erzählt, der König Heinrich VIII. habe in seinem Palast zu Westminster in einem Zimmer an der Themse einen Papagoy gehabt, der viele Wörter und Redensarten von den Schiffern und Vorübergehenden gelernt hatte. Als er sich eines Tages auf seiner Stange lustig machte, fiel er unglücklicher Weise ins

Wasser: kaum aber merkte der Vogel, wo er war, so rief er laut aus: „Ein Fahrzeug! 20 Pfund für ein Fahrzeug!“ Ein Fährmann befand sich in der Nähe der Stelle, wo der Papagoy herumschwamm; er zog ihn sogleich heraus, gab ihn dem Könige wieder und verlangte, da der Papagoy sein Lieblingsvogel war, die Belohnung, die der Letztere versprochen hatte. Dies wollte der König nicht; man kam aber überein, daß, da der Papagoy eine Belohnung angeboten habe, der Mann es auf dessen Entscheidung wegen der zu erhaltenden Summe ankommen lassen sollte. Kaum hörte dies der Vogel, so rief er aus: „Gebt dem Schurken vier Pence!“

Der berühmte Compositeur Vogler ist ein großer Freund von Vögeln und hat beständig eine große Anzahl davon in dem Zimmer, wo er componirt. Einstmals hatte er einen schönen Papagoy geschenkt bekommen, der eine vortreffliche Stimme hatte, und mit dem er deshalb mancherlei Versuche anstellte. Er sang und spielte ihm vor, allein sein Bemühen war ohne Erfolg; endlich merkte er, daß der Vogel dem D, auf der vierten Linie im Discant, aufmerksam zuhörte. Er machte daher mit der Note den Anfang und der Vogel stieg bald eine ganze Octave höher, und damit er ihn bei Lust und Laune erhielte, zeigte er ihm eine Kastanie, die er zur Belohnung bekommen sollte. Nunmehro gab er sich Mühe, den Vogel immer höhere Töne zu lehren; die Anstrengung des Vogels aber hierbei war wirklich lächerlich; er machte einen Versuch mit der Note, und wenn er sie zu schwer für sich fand, so that er einen mächtigen Schrei, schlug mit den Flügeln an den Käfig und schien in der größten Unruhe

zu seyn. Vogler componirte einige Arien, die der Stimme seines Lehrlings angemessen waren; diese lernte er bald, und da der Vogel wußte, daß, wenn er seine Sache gut mache, er eine Kastanie zur Belohnung erhalte, so fieng er zum Erstaunen der Zuhörer allemal eine oder mehrere Arien zu singen an, wenn er Appetit zu seiner Lieblingsspeise bekam. Ein andrer merkwürdiger Umstand war es, daß, wenn sich Vogler ans Clavier setzte, um eine neue Composition zu probiren, der Vogel piano allemal seine gewöhnlichen Arien, aber bloß eine bis zwei verschiedne Noten zu singen anfieng, die insgemein 8, 5 oder 3 entsprachen. (The Wonderful Museum No. 13. August 1803.)

So auffallend auch die Geschichte dieses Papagoyes ist, so kann sie doch an Wunderbarkeit nicht mit der verglichen werden, die Locke in seinem Versuche über den menschlichen Verstand erzählt, wovon Folgendes ein Auszug ist: Ich war begierig, sagt Locke, die Geschichte eines alten Papagoys, der fragte und antwortete, und wie ein vernünftiges Geschöpf sprach, aus dem eigenen Munde des Prinzen Moriz von Oranien zu erfahren, der ihn als Gouverneur in Brasilien gehabt hatte. Seine Leute sprachen oft davon und schlossen allemal damit, daß Zauberei oder Hexerei dabei im Spiele gewesen sey. Einer von seinen Caplanen, der sich lange nachher in Holland aufhielt, konnte seit der Zeit keinen Papagoy mehr ausstehen, er behauptete, sie hätten alle den Teufel.

Da ich so wunderbare Dinge hörte, so erkundigte ich mich bei dem Prinzen selbst, was an der Sache wäre.

Er erwiederte mir mit seiner gewöhnlichen Trockenheit, daß zwar etwas Wahres an den Gerüchten sey, die von diesem Papagoy im Umlaufe wären, daß aber auch viel Uebertreibung und Falsches darüber verbreitet sey. Er erzählte mir hierauf, daß, als er nach Brasilien gekommen, er viel Wunderbares von einem alten Papagoy gehört hätte: ob er nun zwar nichts davon geglaubt, und derselbe überdies weit von ihm entfernt gewesen wäre, so sey er doch so neugierig gewesen, daß er nach ihm geschickt hätte; es wäre ein sehr großes Thier gewesen. Als der Papagoy das erstemal ins Zimmer gekommen, wo sich der Prinz mit vielen vornehmen Holländern befand, habe er sogleich ausgerufen: „was für eine Gesellschaft von weißen Menschen giebt es da!“

Man fragte ihn hierauf, wer der Mann sey? indem man auf den Prinzen zeigte. Er erwiederte: „ein General.“ Als man ihn zum Prinzen brachte, fragte ihn dieser: „Woher kommst du?“ „Von Marinan.“ „Wem gehörst du?“ „Einem Portugiesen.“ „Was machst du da?“ Ich gebe auf die jungen Hühner Acht.“ Der Prinz lachte und sagte: „Du giebst auf die jungen Hühner Acht!“ „Ja! ich! erwiederte der Papagoy; ich weiß recht gut, wie ich das mache,“ und rief vier bis fünfmal Gluck, gluck, wie es die Leute machen, wenn sie die jungen Hühner locken.

Der Papagoy sprach brasilianisch und der Prinz bediente sich, wie er Locken versicherte, zweier Dollmetscher. Der Eine war ein Holländer, der Andere ein Brasilianer, und der Prinz war fest überzeugt, daß kein Betrug dabei obgewaltet habe.

Die Fähigkeit, genau Gespräche nachzuahmen, setzt in dem Papagoy einen sehr vorzüglichen und vollkommnen Bau des Organs voraus, und die Genauigkeit seines Gedächtnisses (obgleich unabhängig vom Verstande) verräth eine große Aufmerksamkeit und eine starke mechanische Erinnerung, welche kein anderer Vogel in einem so hohen Grade besitzt. Alle Naturforscher haben daher auf den besondern Bau seines Schnabels, seiner Zunge und seines Kopfs aufmerksam gemacht. Sein Schnabel hat um die Außenseite und die innwendige Wölbung einigermaßen die Gestalt eines Mundes, und gestattet der Zunge einen freien Spielraum; der Ton, der an den zirkelförmigen Rand des untern Kinnbackens anprallt, wird hier wie an einer Reihe von Zähnen modificirt, dahingegen die Wölbung des obern Kinnbackens ihn wie ein Gaumen zurückwirft; daher hat der Vogel keinen pfeifenden Ton, sondern eine vollkommene Aussprache. Die Zunge, welche alle Töne modulirt, ist verhältnißmäßig größer als beim Menschen und würde beweglicher seyn, wenn sie nicht härter als Fleisch und mit einer starken hornartigen Membrane umgeben wäre.

Wegen des besondern Baues des obern Kinnbackens seines Schnabels hat der Papagoy die Fähigkeit, welche kein anderer Vogel besitzt, daß er sein Futter kaut. Sein Schnabel ist wie eine Hand, die Futter in den Kropf thut, oder wie ein Arm, der es klein macht. Der Papagoy faßt sein Futter von der Seite an, und zerbeißt es gemächlich. Der untere Kinnbacken hat wenig Bewegung, aber die Bewegung von der rechten zur linken ist am sichtbarsten; dies ist oft der Fall, wenn der Vogel nicht frißt,

woraus einige geschlossen haben, der Papagoy wiederkäue, allein in solchen Fällen mag der Vogel bloß den Rand dieses Kinnbackens schärfen, mit welchem er sein Futter zerbeißt.

Der gelbköpfigte Papagoy. (Psittacus ochropterus. Linn. Crick à tête et gorge jaune. Buffon.)

Die Größe des gelbköpfigen Papagoys ist ungefähr 13 Zoll, und sein Vaterland ist Südamerika. Man weiß wenig von dem Charakter dieses Vogels im Naturzustande; allein der Pater Bougot, der eine Zeitlang einen besaß, hat Buffon folgende Nachricht von seinen Sitten und seinen Neigungen im zahmen Zustande mitgetheilt: „er ist, sagt er, einer Zuneigung gegen seinen Herrn sehr fähig, er liebt ihn, verlangt aber oft Liebkosungen, und scheint trostlos, wenn er vernachläßigt, und rachsüchtig, wenn er aufgefordert wird. Er hat Anfälle von Halsstarrigkeit; wenn er übel gelaunt ist, beißt er, lacht aber sogleich darauf und freut sich in seinem Mißgeschicke. Züchtigungen und eine strenge Behandlung machen ihn nur hartnäckig; man kann ihn bloß dadurch sanft machen, daß man ihn mild behandelt.

„Der Hang alles zu zerhacken, was er erreichen kann, macht ihn sehr schädlich. Er zerhackt die Meubeln, zersplittert das Holz der Stühle, und zerreißt Papier, Federn u. s. w., und wenn man ihn von einer Stelle wegnimmt, so läuft er sogleich wieder dahin; denn er ist

sehr zum Widerspruch geneigt. Diesen bösen Eigenschaften halten jedoch die angenehmen das Gleichgewicht; denn er erinnert sich leicht an das, was man ihm sprechen gelehrt hat. Ehe er spricht, klatscht er mit den Flügeln und spielt auf seiner Stange; im Bauer wird er niedergeschlagen und bleibt stumm; er schwatzt nie gut, außer wenn er seine Freiheit genießt.

„Wenn er aufgelegt ist, so ist er zuthunlich, nimmt Liebkosungen an und erwiedert sie, hört und gehorcht, ob schon ein mürrisches Wesen oft diese Eintracht stört. Die Witterungsveränderung scheint Einfluß auf ihn zu haben und er wird stumm; will man ihn aufmuntern, so muß man ihm außerdem etwas vorsingen und dann bemüht er sich die Stimme, welche ihn auffordert, durch sein lärmendes Geschrei zu übertreffen. Er liebt die Kinder, worin er sich von den meisten andern Papagoyen unterscheidet. Er hegt für Einige eine Vorliebe und läßt sich von ihnen angreifen und forttragen; er liebkost sie, und wenn sie dann Jemand anrührt, so beißt er wüthend auf ihn los. Verlassen ihn seine Lieblingskinder, so fühlt er sich unglücklich, folgt ihnen nach und ruft sie mit lauter Stimme. Während der Mauserzeit nimmt er sehr ab, und scheint viel auszustehen, und dieser Umstand dauert beinahe drei Monate."

Die Tucane oder Pfeffervögel.

Diese Vögel sind sämmtlich in den heißern Theilen von Südamerika zu Hause und leben von Früchten.

Sie machen einen gewaltigen Lärm, und man sieht sie gewöhnlich in Trupps von 8 bis 10 beisammen; sie streichen aus einer Gegend in die Andere und ziehen nord- oder südwärts, so wie die Früchte reifen. Sie lassen sich leicht zähmen, wenn sie jung aufgezogen werden, und sind in diesem Zustande sehr zutraulich. Sie zeichnen sich durch den großen convexen oben nachenförmigen und am Ende gebogenen Schnabel aus, welcher hohl, sehr leicht und an den Rändern mit sägezahnartigen Einschnitten versehen ist. Die Nasenlöcher sind so klein, daß Einige geglaubt haben, sie hätten gar keine; sie sind rund und dicht am Kopfe befindlich; bei Vielen liegen sie unter den Federn versteckt.

Da der Schnabel bei diesen Vögeln wegen seiner ungewöhnlichen Größe mit dem Körper in keinem Verhältnisse steht, so haben sie ein einfältiges Ansehen. Ihre Beine sind nicht zum Gehen gebildet; sie bedienen sich derselben hauptsächlich zum Klettern und Anhalten an den Zweigen der Bäume. Sie setzen sich gern auf die Wipfel hoher Bäume und zeigen da sehr lebhafte Bewegungen. Sie sind gegen die Kälte äußerst empfindlich und suchen sich selbst in den heißen Himmelsstrichen gegen die Kühle der Nächte zu verwahren.

Der predigende Pfeffervogel oder der Prediger. (Ramphastos picatus. Linn. Toucan à ventre rouge. Buffon. Preacher Toucan. Latham.)

Diese Art ist in Guiana und Brasilien zu Hause, und ungefähr 20 Zoll lang; sie lebt hauptsächlich von Früchten und läßt sich leicht zähmen, und in diesem Zustande frißt sie fast alles, was man ihr giebt. Den Namen Prediger haben diese Tucane davon, daß sich Einige über ihre Gesellschafter, wenn diese schlafen, auf den Gipfel des Baumes zu setzen und ein Geschrei zu machen pflegen, welches dem Anscheine nach aus schlecht articulirten Tönen besteht. Der Vogel soll dabei den Kopf von einer Seite zur andern drehen, um die Raubvögel zu beobachten.

Pozzo, der einen Tucan aufgezogen, und ihn völlig zahm gemacht hatte, sagt, er sey auf- und abwärts gesprungen, habe mit dem Schwanze gewedelt und ein Geschrei gemacht, das jenem einer Elster geglichen. Er gab ihm das nämliche Futter, das man den Papagoyen giebt; er fraß aber sehr gern Weintrauben. Pflückte Jemand Eine ab und warf sie ihm vor, so wußte er sie sehr geschickt in der Luft aufzufangen, ehe sie noch auf die Erde fiel.

Der Tucan baut sein Nest in hohle Bäume, die er entweder selbst aushöhlt, oder in denen er zufällig ein Loch entdeckt; kein Vogel sichert, wie Buffon sagt, seine Jungen mehr gegen äußere Verletzungen als der Tucan. Er hat sich nicht bloß gegen Vögel, Menschen und

Schlangen zu verwahren, sondern auch gegen eine Menge von Affen, die weit hungriger sind und mehr Unheil anrichten, als alle Uebrigen. Der Tucan bleibt jedoch in seinem Neste sitzen und bewacht mit seinem großen Schnabel den Eingang; wagt ein Affe, ihm aus Neugierde einen Besuch zu machen, so bewillkommet ihn der Tucan so, daß er es augenblicklich für gerathen hält, sich davon zu machen, und froh ist mit heiler Haut davon zu kommen. (Dieser Umstand scheint jedoch sehr zweifelhaft zu seyn, weil der Tucan einen sehr weichen und biegsamen Schnabel besitzt.)

In Südamerika soll dieser Vogel sehr gesucht seyn, sowohl wegen seines Fleisches, das zart und nahrhaft ist, als auch wegen seines schönen Gefieders, besonders wegen der Brustfedern. Die Indianer ziehen ihm diesen Theil der Haut ab, und wenn sie ihn getrocknet haben, befestigen sie ihn an ihre Wangen, und glauben dadurch ihrer Schönheit einen unwiderstehlichen Reiz zu verschaffen.

Das Rabengeschlecht.

Es giebt wenige Thiere, die allgemeiner über die Erde verbreitet sind, als die verschiedenen Rabenarten; denn Einige derselben findet man beinahe in jedem Himmelsstriche. Sie sind sehr fruchtbar, machen viel Geschrei, und sind im Ganzen gesellig genug, um in Trupps beisammen zu leben. Die Meisten bauen ihr Nest auf Bäume, und die Anzahl der Jungen, die sie gewöhnlich

ausbrüten, ist 5 bis 6. Sie leben sowohl von thierischen als Pflanzen-Nahrungsmitteln. Einige hält man, wenn sie in großen Schaaren beisammen sind, für schädlich, indem sie Getreide fressen; allein diesen Schaden ersetzen sie reichlich durch die Vernichtung einer ungeheuern Menge von schädlichen Insekten und andern Gewürmen.

Der Kolkrabe oder der gemeine Rabe.

(Corvus corax. Linn. Corbeau. Buffon.)

Dieser Rabe hat ein sehr ausgedehntes Vaterland; man findet ihn im nördlichsten Amerika, bis Mexiko hinab, und von Grönland bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung; auch in Asien wird er angetroffen. Bei uns sieht man ihn einzeln in den Wäldern. Im Spätherbst kommt er einzeln oder in kleinen Zügen von 5 bis 6 nach den Städten, Höfen u. s. w. um daselbst seine Nahrung zu suchen. Er streicht aus einer Gegend in die Andere, je nachdem es seine Bedürfnisse erfordern. Er ist ein schlauer und listiger Vogel, und hält sich sorgfältig außerhalb der Flintenschußweite.

Wenn man den Raben jung aufzieht, so wird er sehr kirre, und im zahmen Zustande besitzt er mehrere Eigenschaften, welche ihn höchst angenehm machen. Er ist geschäftig, neugierig und unverschämt; läuft allenthalben hin, beleidigt die Hunde und jagt sie in die Flucht; spielt den Hühnern und Tauben mancherlei Streiche und

sucht sich vorzüglich die Köchin zur Freundin zu machen, welche gewöhnlich in einer Familie sein Liebling ist. Allein bei diesen angenehmen Eigenschaften eines Lieblingsvogels hat er auch dessen Fehler und Laster; er ist von Natur ein Vielfraß und durch Gewohnheit ein Dieb. Kein andrer Vogel versteht die Kunst so wie er, sich eines Stück Fleisches oder sonst eines Fraßes auf eine listige Art zu bemächtigen. Allein er stiehlt nicht bloß Dinge, die er brauchen kann, sondern auch solche, die ihm nichts nutzen, vorzüglich glänzende Gold- und Silbermünzen, Ringe und andere Sachen von Metall, und versteckt sie in Schlupfwinkel.

Herrn Montagu wurde von einem Herrn erzählt, daß sein Kellermeister mehrere silberne Löffel und andere Artikel vermißt habe, ohne im Stande zu seyn, die Ursache davon anzugeben; endlich ertappte er einen zahmen Raben, den man im Hause hielt, mit einem Löffel in dem Schnabel, und da er ihm bis an den Ort folgte, wo er seine Sachen versteckte, so entdeckte er daselbst noch ungefähr ein Dutzend andere.

Der Rabe hat einen äußerst feinen Geruch, daher wittert er stark ausdünstende Körper, besonders Aas, in einer sehr beträchtlichen Entfernung. Er fliegt sehr hoch und zeigt ungemein viel Gelehrigkeit; er lernt Worte sehr deutlich und vernehmlich nachsprechen, und wurde dieser Eigenschaften wegen schon im Alterthume sehr geachtet. In der Grafschaft Mansfeld hielt man auf einem Edelhofe einen Kolkraben. Er war zahm, lief auf dem Hofe herum, und begab sich des Abends wieder in seinen Bauer. Er konnte allerlei sprechen; unter andern auch die Worte:

„Sage, wer bist du?“ Was er sprach, das sprach er sehr deutlich, stark und pathetisch aus. Als er einstmals im Garten im hohen Grase herum spazierte, begegnete ihm der Hühnerhund. Sobald dieser die Bewegung im Grase bemerkte, schlich er heran und stand vor dem Raben. Der Rabe kehrte sich anfänglich nicht daran, sondern gieng weiter. Der Hund kam vorsichtig nach; endlich mochte es dem Raben ungelegen seyn, einen solchen Spürer neben sich zu haben. Er kehrte sich schnell um, und redete den Hund an: „Sage, wer bist du?“ Der Hund erschrack, ließ den Schwanz hängen und machte sich schweigend davon. Als er schon weit weg war, schimpfte er erst mit Paf paf! den Raben.

Einige behaupten, daß man den Raben wie den Falken auf Rebhühner, Tauben und Krähen abrichten könne; allein man weiß dies nicht gewiß. Indessen ist der Rabe ein starker und sehr beherzter Vogel, dem sich sogar mittelmäßige Falken nicht ungestraft nähern dürfen. Da er sehr geschickt im Fliegen ist, und künstliche Schwenkungen macht, so weiß er die Raubvögel sehr bald in die Enge zu treiben. Mit seinem starken Schnabel versetzt er ihnen derbe Stöße, und in Gesellschaft von mehrern seines Gleichen jagt er selbst den Adler in die Flucht.

Obgleich die Raben den Landleuten Schaden zufügen, so haben diese doch eine große Ehrfurcht gegen diesen Vogel, weil er den Propheten Elias in der Wildniß ernährt hat. Dies Vorurtheil, zu Gunsten des Raben, ist sehr alt; denn schon die Römer hatten die größte Verehrung gegen ihn.

Ein Rabe, den man in dem Tempel des Castor hielt, flog, wie Plinius erzählt, in den Laden eines Schneiders, der eine große Freude über diese Besuche hatte. Er lehrte dem Vogel verschiedene Possen, besonders aber lehrte er ihm die Namen des Kaisers Tiberius, und der ganzen kaiserlichen Familie aussprechen. Der Schneider fieng durch diejenigen reich zu werden an, die diesen wunderbaren Raben besuchten, bis ein neidischer Nachbar den Vogel umbrachte, und ihn aller seiner künftigen glücklichen Aussichten beraubte. Die Römer nahmen jedoch die Parthei des Schneiders, bestraften seinen Beleidiger und erwiesen dem Raben alle Ehrenbezeugungen eines prächtigen Begräbnisses.

Vor einigen Jahren wurde zu Breslau in der dasigen Mohrenapotheke ein Rabe unterhalten, der ungehindert herum spazierte, und durch sein possierliches Wesen manchem Vorübergehenden Vergnügen machte. Er hatte mit den Hühnern im Hause auf einer und derselben Stange sein nächtliches Lager und unterhielt Jahrelang die beste freundschaftliche Nachbarschaft, bis endlich der Hausherr ein Paar Auerhühner kaufte, welche des Abends den übrigen Hühnern auf den Hühnerstall nachfolgten; da sie sich aber ganz vorne an die Steige setzten, so versperrten sie dem armen Raben dadurch sein zeither behauptetes Plätzchen. Der Rabe erschien und suchte sein Plätzchen zu erhalten, wurde aber von Einem der fremden Gäste mit dem Flügel dergestalt begrüßt, daß er von der Stange in den Hof hinunter purzelte. Hier spazierte er einige Minuten nachdenkend herum, faßte endlich ein kurzes starkes Holz in dem Schnabel und gieng mit demselben nach der

Steige. Sobald er einige Stufen vorwärts marschiert war, machte er Halt und klopfte mit dem Holze. Die Auerhühner zogen sich zurück; der Rabe stieg hierauf höher und wiederholte sein Klopfen. Die Auerhühner zogen sich noch mehr zurück; nun stieg er auf die Stange, setzte sich mit seinem Holze dicht an die erschrocknen Feinde und konnte nicht nur diesmal, sondern auch ferner seine alte Besitzung ohne Einspruch behaupten.

Die Raben kommen oft an das Seeufer, um daselbst Futter zu suchen. Finden sie, daß sie die Schaalen der Muscheln u. s. w. nicht aufbrechen können, so erreichen sie ihre Absicht durch einen sehr sinnreichen Kunstgriff. Sie nehmen eine Muschel oder einen andern Schaalfisch hoch mit sich in die Luft, werfen ihn dann auf einen Felsen herunter, zerbrechen auf diese Art die Muschel und erreichen also ihren Zweck.

Der Rabe bauet sein Nest auf die Wipfel hoher Eichen, Tannen, Fichten und andrer Bäume, so wie auf alte hohe Thürme und Schlösser in Mauerritzen. In Gebirgen findet man es auf steilen nnd unzugänglichen Felsenabhängen. Das Weibchen legt in unsern Gegenden im März 3 bis 5 Eier, die an Größe beinahe den Hühnereiern gleichen. Bei dem Brüten, das gegen drei Wochen dauert, löst das Männchen sein Weibchen täglich einige Stunden ab, und hält sich die meiste übrige Zeit, besonders des Nachts, dicht beim Nest auf, um Mutter und Brut gegen feindliche Angriffe zu schützen. Die Jungen hilft der Vater sehr sorgfältig pflegen und mit passender Nahrung versorgen. Tritt keine rauhe Witterung ein, so treffen die Eltern zu einer neuen Hecke An-

stalt, bauen aber jedesmal ein neues Nest, weil das alte von dem Kothe der Jungen so verunreiniget ist, daß es nicht wieder gebraucht werden kann.

Von der Beharrlichkeit der Raben im Brüten erzählt Herr White folgende Anekdote. In der Mitte eines Wäldchens, nahe bei Selborne, stand eine Eiche, die, obschon im Ganzen, wohlgestaltet und schlank, doch gegen die Mitte des Stammes einen großen Auswuchs herausgetrieben hatte. Auf diesem Baume hatten ein Paar Raben ihren Aufenthaltsort seit vielen Jahren aufgeschlagen, so daß die Eiche der Rabenbaum hieß. Die Jungen in der Nachbarschaft machten mehrere Versuche, sich des Nestes zu bemächtigen; die Schwierigkeit spornte ihre Begierde, und jeder wollte das Hinderniß überwinden, allein wenn sie an den Auswuchs kamen, ragte dieser so weit hervor, daß selbst die kühnsten eingestanden, daß das Unternehmen zu schwer sey. So bauten die Raben in vollkommener Sicherheit ein Nest über das Andere, bis der unglückliche Tag kam, wo der Wald umgehauen werden sollte. Dies war im Februar, wo diese Vögel gewöhnlich brüten; man setzte die Säge an den Baum, trieb Keile in die Oeffnung; der Wald wiederhallte von den starken Schlägen des Beiles; der Baum drohte umzufallen, das Weibchen blieb aber immer im Neste sitzen; endlich stürzte er um, der Vogel flog aus dem Neste, aber die Aeste, obschon seine mütterliche Zärtlichkeit ein besseres Schicksal verdient hätte, trafen ihn, und er fiel todt zur Erde.

Der Rabe lebt hauptsächlich von kleinen Thieren und soll Kaninchen, junge Enten und Hühner, ja biswei-

len selbst Lämmer verzehren, wenn diese schwächlich sind. In den nördlichen Gegenden jagt er gemeinschaftlich mit dem weißen Bär, dem arctischen Fuchs und dem Adler. Er frißt die Eier andrer Vögel, so wie Schaalthiere. In der Noth verzehrt er auch den Koth von Menschen und Thieren und Aas. Er tödtet wenigstens in Gesellschaft mit Andern manchen jungen Haasen. Vor den Häusern liest er im Winter allen hinausgeworfenen Abgang aus der Küche auf, und verzehrt ihn in Gesellschaft der Nebelkrähen.

Daß sein Geruch außerordentlich scharf seyn muß, kann man daraus sehen, daß er nach Hearnes Erzählung in den kältesten Wintertagen in der Hudsonsbay, wo beinahe augenblicklich jede Art von Flüssigkeit durch den Frost zerstört wird, die Abgänge von Büffeln und andern Thieren verzehrt, ob man schon keinen von diesen Vögeln vorher in der Nähe sieht; sie müssen also die Ueberbleibsel von den getödteten Thieren in einer ungeheuern Entfernung gewahr werden.

Die Eingebornen Grönlands essen das Rabenfleisch, so wie sie auch die Haut dieser Vögel benutzen.

Am Vorgebürge der guten Hoffnung fand Levaillant in der Saldanhabay eine Spielart des Raben, die sich von den unsrigen bloß durch die Größe und die stärkere Krümmung des Schnabels unterscheidet. Nach der Behauptung dieses Reisenden, versammeln sie sich in großen Heerden, greifen oft junge Antelopen an und tödten sie.

Die Rabenkrähe oder Krähe oder schwarze Krähe. (Corvus corone Linn. Corbine. Buffon.)

Die Rabenkrähe ist nicht so groß als der Rabe, aber sie gleicht ihm an Farbe, äußerer Gestalt und vielen seiner Sitten. Diese Vögel leben hauptsächlich in Paaren in Wäldern beisammen, wo sie ihr Nest auf Bäume bauen. Das Weibchen legt fünf bis sechs Eier, welche viel ähnliches mit denen der Raben haben, und wird während des Brütens beständig von dem Männchen gefüttert.

Die Krähen sind in unsern Gegenden gemein, und man findet sie nicht bloß in ganz Europa, die nördlichsten Theile ausgenommen, sondern auch im nördlichen Amerika und im nördlichen Asien. Bei uns sieht man sie das ganze Jahr über. Im Herbste vereinigen sich mehrere Familien in eine Schaar, um in Gesellschaft umher zu streifen. Im Winter, besonders wenn Schnee liegt, suchen sie die offenen Stellen auf Wiesen, wo warme Gewässer sind, und diejenigen Felder auf, wo Misthaufen liegen, und finden hier ihre Nahrung. Auch kommen sie in die Städte und Dörfer, um auf den Straßen Futter zu suchen. Des Abends fliegen sie in Schaaren aus den Feldern und von den Wiesen nach dicken Waldungen, wo sie sich, besonders in den Wipfeln der Tannen und Fichten, gegen die Strenge der Witterung verbergen. Ist das Wetter heiter und die Luft ruhig, so fliegen sie hoch; bei regnigtem und stürmischem Wetter aber niedrig. Die Krähen sind eben so verschlagen als die

Raben; sie unterscheiden den Menschen, der ihnen nichts thun kann, genau von dem Jäger, wenn dieser seine Absichten auch noch so geschickt zu verbergen sucht. Dem Ackersmanne hinter dem Pfluge nähern sie sich bis auf wenige Schritte, um die aufgepflügten Maikäferlarven und ähnliche Leckerbissen zu verzehren; tritt aber eine verdächtige Person an den Pflug, so sind sie höchst vorsichtig, um ihr nicht auf Schußweite zu nahe zu kommen. Sie besitzen einen sehr feinen Geruch, und es fehlt ihnen auch nicht an Muth und Dreistigkeit. In Gesellschaft verfolgen sie den größten Raubvogel mit lautem Geschrei und setzen ihm so zu, daß er eilends zu entkommen sucht. Sie kratzen bisweilen den Lämmern, wenn diese erst geworfen worden sind, die Augen aus. Sie richten auch in den Kaninchengehegen viele Verheerungen an, indem sie die jungen Kaninchen tödten und sie verzehren; auch entgehen die jungen Hühner und jungen Enten nicht immer ihren Angriffen.

„Wir sahen einst diesen Vogel, erzählt Herr Montagu, eine Taube verfolgen, auf welche er mehrmals, wie ein Habicht, losstieß; allein die Taube entkam ihn, indem sie in eine Hausthüre floh. Auch haben wir ihn eine Taube von einem Scheunengipfel todt herab stoßen sehen.“ Er ist ein so kühner Vogel, daß er selbst den Wanderfalken anfällt, wenn er Junge hat, und oft auf einen Stoß zu Boden schlägt.

Wenn Hühner ihre Eier unter Hecken oder Stakete legen, so sieht man oft, daß sie die Krähen verzehren. Auf den nördlichen Küsten von Irland sah einst ein Freund des Doctor Darwin über 100 Krähen, die

zusammen auf Muscheln Jagd machten; jede Krähe nahm eine Muschel 20 bis 80 Fuß hoch mit in die Luft, und ließ sie alsdann auf Steine herabfallen, und sie bemächtigten sich des Thieres, indem sie die Schaale zerbrachen. Ein alter Philosoph gieng einst an der Meeresküste hin, um Seemuscheln zu sammeln; eine Krähe, die seinen Kahlkopf für einen Stein ansah, warf ein Schaalthier auf ihn herab, und tödtete zugleich den Philosophen und die Auster.

Im Herbste des Jahres 1804 gieng ich, erzählt ein Jugendlehrer, mit meinem Zöglinge bei einem Teiche vorbei, der vor einigen Tagen gefischt worden war. Eine unzählige Menge wilder Enten und Gänse, Reiher und Krähen suchten ihre Nahrung theils im Schlamme, theils in den Pfützchen, die darin stehen geblieben waren. Ich sprach eben mit meinem Zöglinge darüber, worin eigentlich die Nahrung aller dieser Vögel bestände, als eine Krähe mit äußerster Schnelligkeit auf uns zu geflogen kam, die im Schnabel etwas Großes hatte, daß wir in der Entfernung aber nicht erkennen konnten. Einige Schritte von uns, in einer Höhe von 20 bis 30 Fuß, schien sie den Kopf zurückzulegen, wie man etwa die Hand oder den Arm zurückzieht, mit welchem man einen Stein werfen will, und mit sichtbarer Anstrengung schleuderte sie eine geschlossene Muschel von ansehnlicher Größe auf den harten, breiten Weg, auf dem wir giengen, so daß sie in viele kleine Stücke zersprang, und die Schnecke frei da lag. Uns konnte sie bisher nicht bemerkt haben; denn, voller Begierde, um ein köstliches Mahl zu halten, schoß sie, gleich dem Adler, der seine, vom Sturz auf

einen Felsen zerschmetterte, Schildkröte schmausen will, nach ihrer leckern Beute herab, aber in dem Augenblicke wurde sie zu ihrem Aerger und Schrecken uns gewahr, kehrte auf halbem Wege wieder um, und flog weit weg. Gern hätte ich noch beobachtet, ob sie nicht etwa zurückkehren, und das nachholen würde, was sie im Stiche hatte lassen mußte, ich konnte es aber aus Mangel an Zeit nicht abwarten. Vermuthlich mögen sich die Krähen häufig dieses Kunstgriffes bedienen; denn ich habe, durch obige Erfahrung aufmerksam gemacht, hinterdrein auf demselben Wege viele auf dieselbe Art zerschmetterte Muscheln gefunden.

Im Herbste des Jahres 1802 aß ich eine Gans, erzählt Herr Krebs in Breslau, wovon mein Spitzhund die Knochen erhielt. Die Anzahl der Letztern war zu beträchtlich, als daß er solche mit einemmale verzehren konnte. Er verscharrte daher einen Theil davon, und wollte ein großes Bein, das er vergebens unterzubringen suchte, auf der Straße vor meinem Fenster verzehren. Es war diesen Tag ein kleiner Schnee gefallen. — Mein Spitz lagerte sich aber ganz ruhig drauf, und streckte seinen buschichten Schweif aus.

Nach Verlauf einiger Minuten versammelte sich eine Anzahl Krähen, die an des Hundes Mittagstafel Theil zu nehmen Miene machten. Indessen ließ sich dieser nicht im geringsten stören, ohngeachtet die Zahl der Gäste von Zeit zu Zeit zunahm, so daß zehn auf das Bein Jagd machten. —

Eine alte, dem Anschein nach erfahrnere Krähe wagte den ersten Angriff; und während die übrigen die Wach-

samkeit des Hundes von vorne beschäftigten, rückte dieselbe dem Hunde von hinten näher, zwickte in den ausgestreckten Schweif und entfloh. — Der Spitz blieb ganz ruhig, weil nur die Haare am Ende des Schweifs angegriffen worden waren. — Durch das Beispiel des alten Anführers aufgemuntert, wagte jetzt eine Andere den nämlichen Angriff, der aber, so wie die nachher öfters erfolgten Versuche, mißglückte, bis endlich der Anführer nochmals erschien, und sich, doch mit der allergrößten Vorsicht, weit näher an den Besitzer des Knochens wagte. — Er zwickte und traf die äußerste Spitze des Schwanzes.

Nun fuhr der Hund hastig auf, und auf den Feind los. Allein in demselben Augenblicke erwischte eine andere Krähe das Bein, und flog damit aufs nächste Dach, wo sich ein harter Kampf des Eigenthumsrechts wegen entspann.

Der Doctor Darwin hat bemerkt, daß die Krähen die Gefahren, die sie von den Menschen zu besorgen haben, weit leichter bemerken, als die meisten andern Vögel. Wer auf sie Acht gegeben hat, der wird auch bemerkt haben, daß sie recht gut wissen, daß sie mehr Gefahr zu besorgen haben, wenn sich Jemand ihnen mit einer Flinte nähert, als wenn er keine Waffe in der Hand hat. Kommt Jemand im Frühjahre unter Krähennester mit einer Flinte in der Hand, so heben sich die Bewohner der Bäume sogleich in die Höhe, und rufen ihren unbefiederten Jungen zu, sich ins Nest zurückzuziehen und vor dem Feinde zu verbergen. Die gemeinen Leute, die diesen Umstand so häufig bemerkt haben, behaupten, die Krähen röchen Pulver.

Als Sonnini *) in Aegypten reiste, bemerkte er eines Abends, daß sich alle Krähen aus der umliegenden Gegend nach und nach und in sehr großer Anzahl auf eine kleine Sandinsel im Nil begaben. Auf diese Art zusammengedrängt, blieben sie eine Viertelstunde lang beisammen; hierauf zerstreuten sie sich und flogen Eine nach der Andern nach allen Seiten hin. Es schien, als ob ihre Versammlung eine Berathschlagung zum Zwecke hätte.

Die Zudringlichkeit und Kühnheit der Krähen ist in einigen Gegenden des Morgenlandes erstaunlich groß. Sie besuchen häufig die Höfe der Europäer, und wenn die Bedienten die Mahlzeit auftragen, setzen sie sich auf die Schüsseln, und tragen die Speisen weg, wenn sie nicht diejenigen wegjagen, die in dieser Absicht mit Stökken da stehen. Nach Percivals Erzählung (S. dessen Beschreibung von der Insel Ceylon. Aus dem Englischen mit Anmerkungen, übersetzt von Bergk 1803.) sind sie auf dieser Insel, so wie in allen übrigen Theilen Indiens außerordentlich dreist und lästig; es kostet viele Mühe, sie aus den Häusern abzuhalten, die wegen der Hitze offen gebaut, und solchen ungebetenen Gästen sehr ausgesetzt sind. Sie sind so kühn, daß sie gleich den Harpyen der Alten häufig Brod und Fleisch vom Tische wegschnappen, wenn auch Gäste um denselben herumsitzen sollten. In Colombo lesen sie auf den Straßen und in den Höfen gewöhnlich Knochen und andere Dinge auf, und tragen sie auf die Gipfel der Häuser, wo sich ge-

*) Siehe dessen Reisen in Ober- und Nieder-Aegypten. Aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt von Bergk, 1ter und 2ter Theil. 1800.

meiniglich zum großen Verdrusse der Leute, die sich unten befinden, wegen der Beute ein tüchtiger Kampf entspinnt, wobei die Ziegel unaufhörlich leiden. Auch wissen sie ganz vortrefflich jede Oeffnung zu benutzen, die sie in den Häusern finden, oder die sie darin machen; man muß daher sehr auf seiner Hut seyn, damit sie nicht solche Dinge wegschleppen, die nicht fest gemacht sind. In der Gestalt gleichen sie genau unsrer gewöhnlichen Krähe; nur sind sie gemeiniglich kleiner. In jeder Stadt, in jedem Fort und in jedem Dorfe auf der Insel wimmelt es davon; man sieht sie beständig auf den Häusern herum springen, gleich als ob sie die Gesellschaft der Menschen ganz besonders liebten. Sehr selten trifft man sie in Wäldern oder auf öden Plätzen an. Ob nun gleich diese Vögel außerordentlich lästig sind, und beständig darauf passen, wo sie etwas wegtragen können, so sind sie doch nichts weniger als eine unnütze Plage; sie sind vielmehr für die Indier eine große Wohlthat; denn da sie insgesammt sehr begierig das Aas verzehren, und sogleich alle Arten von Unrath, Wegwurf und todten Gewürmen fressen, so schaffen sie alle diejenigen Gegenstände fort, die, wenn man sie liegen ließe, in diesem heißen Himmelsstriche den schädlichsten Gestank verbreiten und wahrscheinlich Faulfieber hervorbringen würden. In dieser Hinsicht werden die Krähen von den Eingebornen gar sehr geschätzt; sie lassen ihnen ihre lästigen Streiche und ihre Unverschämtheit ungeahndet und geben nicht zu, daß Jemand eine Krähe schieße oder auf eine andere Art tödte.

In einigen Theilen von Nordamerika sind sie außerordentlich zahlreich und vernichten den frisch gesäeten

Mais, indem sie ihn aus der Erde hacken und ihn verzehren. Auch richten sie sehr großen Schaden an den reifenden Früchten an, indem sie Löcher in die Blätter hacken, welche um die Aehren herum stehen, und sie auf diese Art der Fäulniß aussetzen, weil der Regen hinein läuft. Um die Krähen zu vernichten, setzten die Einwohner von Pensylvanien und Neujersey eine Belohnung von 3 bis 4 Pence für jeden Kopf aus; allein das Gesetz wurde bald wiederrufen, weil der öffentliche Schatz zu viel Geld dafür bezahlen mußte.

In England sind die Krähen jetzt zahlreicher als in irgend einem andern Lande Europas. Unter der Regierung Heinrichs VIII. wurden die Krähen so zahlreich, daß eine Parlaments-Acte durchgieng, in welcher jedem Flecken befohlen wurde, 10 Jahr lang eine gewisse Anzahl von Krähennestern zu zerstören. Die Einwohner mußten daher zu gewissen Zeiten zusammen kommen, um sich über die schicklichsten und besten Mittel zur Ausrottung der Krähen zu berathschlagen.

Es giebt mehrere Arten, wie man diese Vögel fängt. Man bindet eine lebendige Krähe fest an die Erde, vermittelst eines Hakens auf jeder Seite am Anfange der Flügel. In dieser peinlichen Lage kämpft das Thier und schreiet; die Krähen fliegen von allen Orten auf ihr Geschrei herbei, wahrscheinlich in der Absicht, ihr zu helfen; allein die Gefangene, die alles ergreift, was sie erreichen kann, um sich aus ihrer Lage zu befreien, faßt mit ihrem Schnabel und ihren Krallen, die man frei läßt, Alles, was in ihre Nähe kommt, und überliefert die Krähen dem Vogelfänger als Beute. Auch fängt man die

Krähen mit kegelförmigen Papierdeuten, in denen sich rohes Fleisch befindet; wenn nun die Krähe den Kopf hinein steckt, um die Lockspeise zu verzehren, die sich unten auf dem Boden befindet, so klebt das Papier, das mit Vogelleim beschmiert ist, an den Federn des Halses, und der Vogel kann nicht wieder heraus. Da er nun die Kappe nicht wieder los werden kann, welche gänzlich seine Augen bedeckt, so hebt er sich fast senkrecht in die Luft, damit er ja nirgends anstößt, bis er ganz kraftlos sich wieder in der Nähe der Stelle niederläßt, von welcher er aufgestiegen ist.

Wenn man eine Krähe in einen Bauer thut, und sie aufs Feld setzt, so erregt ihr Geschrei gewöhnlich die Aufmerksamkeit Anderer, die sich in der Nachbarschaft befinden, und die um ihren eingekerkerten Mitbruder herumfliegen. Bisweilen bedient man sich dieses Mittels, um die Krähen innerhalb der Schußweite zu bekommen; denn so scheu sie auch sonst sind, so soll ihre Aufmerksamkeit in diesem Falle doch so sehr mit ihrem Freunde beschäftiget seyn, daß sie die Nähe des Jägers beinahe nicht gewahr werden.

Willughby erzählt, daß man diesen Vogel mehrere Wörter mit großer Deutlichkeit aussprechen lehren könne. Die Alten sahen ihn, besonders wenn er ihnen auf der linken Seite erschien, als einen Unglücksvogel an. Oft findet man weiße oder scheckigte Krähen; ein Umstand, den man häufiger bei schwarzen Vögeln als bei Andern bemerkt.

Die Saatkrähe. (Corvus frugilegus. Linn. Freux oder Frayonne. Buffon. Rook.

Die Saatkrähe nennt man auch Ackerkrähe, Saatrabe, Nacktschnabel und schwarze Feldkrähe. Sie ist 19 Zoll lang, und bewohnt beinahe alle Länder Europens, nur die südlichsten und nördlichsten Gegenden dieses Erdtheils nicht. Des Morgens und Abends thun sich diese Vögel gerne in Schaaren zusammen, wo sie oft so zahlreich sind, daß sie die Luft verdunkeln. Selbst zur Zeit der Paarung und des Brütens sieht man kleine Gesellschaften beisammen; sie scheinen mehr als andere Vögel ihres Geschlechts zur Kurzweil und zum Spiel aufgelegt zu seyn; denn man sieht sie des Abends oft in der Luft umher schwärmen, wo sie einander necken und jagen. Den Sommer über wohnen sie im nördlichen Teutschland und in den Ländern unter gleichem Himmelsstriche auf nahe beisammenstehenden hohen Bäumen in der Nähe der Städte und Dörfer, auf alten Thürmen nnd andern Gebäuden. Im südlichen Teutschland sieht man sie, wenn der Winter nicht ungewöhnlich streng ist, das ganze Jahr hindurch; auch bei uns bleiben gewöhnlich Einige zurück, besonders in gelinden Wintern. Eigentlich sind sie bei uns Zugvögel; denn man sieht sie schaarenweise im October oder zu Anfange des Novembers in Gesellschaft der Dohlen fortziehen; allein im April, ja oft schon zu Ende des Märzes kommen sie wieder zurück.

Außer Insekten fressen die Saatkrähen mehrere Arten von Getreide, und verursachen hierdurch dem Landmanne einigen Schaden; allein dieser wird dadurch reich-

lich ersetzt, daß sie die Maden einiger der schädlichsten unter dem Käfergeschlechte vernichten. In Suffolk und in einigen Theilen von Norfolk finden es die Pachter ihrem Interesse angemessen, die Zucht der Saatkrähen aufzumuntern, da sie das einzige Mittel sind, ihre Felder von der Larve zu befreien, aus welcher ein Käfer hervorkommt, der in diesem Zustande die Wurzeln des Getreides und des Grases in einem solchen Grade vernichtet, daß, wie einer der genauesten Naturforscher dieses Landes, Herr Stillingfleet, sagt, er selbst ein Stück Weideland gesehen habe, wo man den Rasen mit dem Fuße umwenden konnte. Ein einsichtsvoller Pachter in Berkshire erzählte ihm, daß sich einstens, während seine Leute ein Rübenfeld hackten, eine große Anzahl Saatkrähen auf einem Theile desselben niederließen, wo sie nicht arbeiteten. An dieser Stelle erhielt man eine vortreffliche Rübenerndte; auf der andern hingegen bekam man dies Jahr kaum eine Rübe.

Die Saatkrähen besuchen jedes Jahr wieder die nämliche Stelle, wo sie im vorigen Jahre ihr Nest hatten. Indessen betragen sie sich doch als schlechte Nachbarn gegen einander; denn beständig kämpfen sie mit einander und reißen einander das Nest in Stücken. Dies Verfahren scheint sich mit ihrem engen Zusammenleben nicht zu vertragen, und doch, wenn ein Paar auf einem einzelnen Baum zu bauen sucht, so wird das Nest ausgeplündert und zerstört. Einige unglückliche Paare dürfen kein Nest vollenden, bis die übrigen sämmtlich ihren Bau zu Stande gebracht haben. Sobald sie einige Reiser zusammen legen, kommt eine Parthei herbei geflogen und zerstört das

Ganze. Gewöhnlich hält das Eine von einem Paare Wache, während das Andere Geniste sucht.

Sobald die Saatkrähen ihr Nest fertig haben, und noch ehe sie legen, fangen die Männchen an, die Weibchen zu füttern, die ihre Güte mit liebkosenden Tönen und flatternden Flügeln und allen den kleinen Schmeicheleien annehmen, welche Junge in ihrem hülflosen Zustande zeigen. Dies gefällige Betragen des Männchens dauert durch die ganze Brütezeit fort.

Neue Ankömmlinge werden oft hart von den alten Bewohnern behandelt, die keine Einmischungen von andern Gesellschaften lieben, und werden oft ganz fortgejagt. Ein Vorfall dieser Art trug sich bei Newcastle vor: im Jahre 1788 mußten ein Paar Saatkrähen nach einem unglücklichen Versuche, sich unter einer Gesellschaft von Krähen nicht weit von der Börse niederzulassen, ihre Absicht aufgeben, und ihre Zuflucht auf dem Gipfel dieses Gebäudes suchen. Und ob sie schon beständig von andern Krähen gestört wurden, so baueten sie doch ihr Nest oben auf die Wetterfahne, brüteten 4 Junge aus, und ließen sich nicht von denen stören, die sich unten befanden; das Nest und seine Bewohner wurden daher beständig bei jeder Veränderung des Windes mit herumgedreht. Sie kamen zurück und bauten ihr Nest alle Jahre auf die nämliche Stelle, bis zum Jahr 1793, wo die Wetterfahne herabgenommen wurde.

Vor einigen Jahren trug sich ein merkwürdiger Umstand mit diesen Vögeln zu Dallamtower in Westmoreland, dem Landsitze Daniel Wilsons Esq., zu. Hier waren zwei Wäldchen, die an den Park stießen; das

Eine war seit vielen Jahren der Aufenthaltsort von einer Menge Reiher gewesen, die regelmäßig alle Jahre da baueten und brüteten. In dem Andern befand sich eine große Colonie von Saatkrähen. Lange lebten beide Arten von Vögeln friedlich beisammen. Endlich wurden die Bäume, auf denen sich die Reiherneste befanden, im Frühjahre 1775 umgehauen, und die junge Brut kam beim Fallen der Bäume um. Die Eltern wollten sich nicht gutwillig von dem Platze vertreiben lassen, und suchten sich da anzusiedeln, wo die Saatkrähen waren. Diese leisteten kräftig Widerstand; allein nach einem sehr hartnäckigen Gefechte, wo mehrere Krähen und einige Reiher ihr Leben verloren, gelang es endlich den Letztern einige von den Bäumen in Besitz zu nehmen und sie baueten noch im nämlichen Frühjahr ihre Nester von neuem auf. Das Jahr darauf entstand wieder ein Kampf, der sich wie der vorige mit dem Siege der Reiher endigte. Seit dieser Zeit scheinen beide Theile über den Frieden übereingekommen zu seyn; die Saatkrähen haben einen Theil des Wäldchens den Reihern überlassen, auf welchen sich diese einschränken, und die beiden Gemeinheiten scheinen nunmehro in der nämlichen Eintracht zu leben, in welcher sie vor dem Streite lebten. (Hutchinsons Cumberland 1, 18.)

Folgende Anekdote von einer Gesellschaft Saatkrähen erzählt der Doctor Percival in seinen Abhandlungen: seit vielen Jahren lebte eine zahlreiche Colonie Saatkrähen in einem Wäldchen an den Ufern des Flusses Irwell bei Manchester. An einem heitern Abende stellte ich mich dahin, um ihr zuzusehen, und betrachtete mit

Aufmerksamkeit die mancherlei Arbeiten, Zeitvertreibe und Evolutionen dieser schwärmenden Gesellschaft. Die müssigen Mitglieder vertrieben sich die Zeit damit, daß sie einander durch die endlosen Irrgänge jagten, und auf ihrer Flucht ertönte die Luft von einer zahllosen Menge disharmonischer Töne. Mitten in diesem kurzweiligen Zeitvertreibe ereignete sich das Unglück, daß eine Saatkrähe mit ihrem Schnabel an die Flügel einer Andern stieß. Die Unglückliche fiel sogleich in den Fluß. Es erhob sich ein allgemeines Nothgeschrei. Die Vögel schwebten über ihrem unglücklichen Gefährten und drückten alle Kennzeichen von Angst aus. Durch ihr Mitleiden, vielleicht aber auch auf den Rath, dessen Inhalt ihnen bloß allein bekannt war, erhob er sich in die Luft, und erreichte durch eine starke Anstrengung die Spitze eines Felsen, der über das Wasser hervorragte. Die Freude wurde laut und allgemein, aber ach! sie veränderte sich bald in Wehklagen; denn als der arme verwundete Vogel nach seinem Neste fliegen wollte, fiel er in den Fluß und ertrank unter dem Wehklagen seiner ganzen Brüderschaft.

Zwischen diesen Vögeln und den Raben scheint eine wunderbare Antipathie zu herrschen. Herr Markwick erzählt, daß im Jahr 1778, sobald ein Rabe sein Nest auf einen Baum gebauet hatte, der in der Nähe einer sehr zahlreichen Gesellschaft von Saatkrähen stand, diese sogleich sämmtlich die Stelle verließen, und seitdem nicht wieder zurückgekommen sind, um sich wieder daselbst anzubauen. Zu Broomham bei Hastings bauete ein Rabe sein Nest auf einen Baum; kaum war dies geschehen, so verließen sogleich alle Krähen die Stelle; je-

doch kamen sie den darauf folgenden Herbst zu ihren Wohnungen zurück und baueten daselbst ihre Nester auch im darauf folgenden Jahre. Diese Antipathie läßt sich leicht erklären. Die Raben lassen selten einen Vogel eine Viertel engl. Meile von ihren Nestern kommen; und sie vertheidigen dasselbe sehr tapfer. Außerdem holen sie die jungen Krähen aus ihren Nestern, um ihre Jungen damit zu füttern. Hiervon war Herr Lambert auf dem Landsitze des Herrn Seymers zu Harford in Dorsetshire Augenzeuge; denn hier war in der Krähengesellschaft Tag und Tag kein Friede, bis Einer der alten Raben getödtet und die übrigen vernichtet waren.

Der Dr. Darwin hat bemerkt, daß die Saatkrähen weit schneller jede Gefahr ahnden, die sie von Menschen zu besorgen haben, als die meisten andern Vögel. Wer nur im geringsten auf sie aufmerksam ist, der wird sogleich sehen, daß sie es wissen, daß sie mehr Gefahr zu besorgen haben, wenn sich ihnen jemand mit einer Flinte nähert, als wenn er keine Waffen in den Händen hat. Kommt jemand im Frühjahre mit einer Flinte in der Hand in die Nähe von Krähennestern, so fliegen die Bewohner der Bäume sogleich in die Höhe und rufen den nakten Jungen zu, daß sie sich vor ihrem Feinde ins Nest verstecken möchten. Die gemeinen Leute, die diese Erscheinung häufig bemerken, behaupten daher, die Saatkrähen röchen Pulver.

Die Dohle. (Corvus monedula. Linn. Choucas. Buffon.

Die Dohle hält sich in ganz Europa und in vielen Gegenden Asiens auf. Sie ist ein geselliger Vogel, der nicht nur gern mit seiner eigenen Gattung, sondern auch mit Saat- und Rabenkrähen lebt. Vor den Menschen hat sie eine große Scheu, besonders ist ihr im Sommer äußerst schwer beizukommen. Im Winter macht sie der Hunger etwas dreuster.

Im Herbst und Frühjahre belustigen sich die Dohlen dadurch, daß sie in großen Schaaren mannichfaltige Schwenkungen und Wendungen in der Luft vornehmen, und einander gleichsam haschen. Ob sie schon sehr gesellig sind, so pflegen sie doch gern mit einander zu streiten. Mit den Raben haben sie das gemein, daß sie glänzende Dinge im Schnabel davon tragen und verstecken. Die hiesigen Dohlen bleiben den Winter über bei uns; diejenigen aber, die aus dem nördlichen Europa kommen, ziehen nach Süden; daher die großen Schaaren, die wir im Herbste und Frühjahre streichen sehen. In England bleiben sie das ganze Jahr über.

Sie besuchen gern alte Thürme und Ruinen in großen Schaaren, wo sie ihre Nester bauen; bisweilen bauen sie jedoch auch in hohle Bäume in der Nähe einer Colonie von Krähen, mit denen sie beim Rauben gemeine Sache machen. In einigen Theilen von Hampshire, wo es sehr wenige Thürme giebt, müssen sie ihre Neste unter die Erde in Kaninchenhöhlen bauen; auch legen sie dieselben in die Lücken zwischen den geraden und Queersteinen von

Stonehenge an; jedoch so, daß sie die Schaafjungen nicht erreichen können, die beständig um diese Stelle herum faullenzen. Auf der Insel Ely, wo es keine verfallenen Gebäude giebt, bauen sie oft ihre Nester in Essen. Auf einem Roste unterhalb eines solchen Nestes, den man lange nicht gebraucht hatte, brannte man einst Feuer an; die Vogelnester geriethen in Brand, und waren so zahlreich, daß das Haus nur mit großer Mühe gegen die Flammen gerettet werden konnte.

Die Dohlen leben hauptsächlich von Würmern und Insektenlarven; Herr Bingley aber war einst in Gesellschaft Zeuge einer sonderbaren Abweichung von ihrem gewöhnlichen Futter. Er gieng im innern Tempelgarten gegen die Mitte des Mays spazieren, wo er eine Dohle auf eine sehr ungewöhnliche Art über der Themse schweben sah. Es schwamm ein Faß in der Nähe der Stelle, das als Wahrtonne für ein Netz galt, das einige Fischer zogen; anfänglich glaubte man, der Vogel wolle sich auf sie herablassen; allein dies war nicht der Fall; denn er flog bis auf die Oberfläche des Wassers, und schlug einige Secunden lang mit seinem Schnabel und untergetauchten Füssen; hierauf hob er sich in die Höhe, flog eine kleine Strecke fort, und wiederholte das Nämliche; alsdann machte er einen kurzen Zirkel, und ließ sich auf einer Barke ungefähr 100 Schritte von dem Garten nieder, wo er einen kleinen Fisch verzehrte. Hierauf machte er einen dritten Versuch, fieng noch einen und flog mit ihm im Schnabel davon.

Die Dohlen lassen sich leicht zähmen, und mit etwas Mühe kann man ihnen mehrere Worte sprechen leh-

ren. Herr Denis in Wien hatte eine Dohle, welche er jung aufgezogen hatte, die so kirre war, daß sich die wilden Dohlen, die zahlreich herum flogen, vergeblich bemühten, sie fortzulocken. Sie gab ihnen Antworten und ließ sie neben sich setzen; wenn sie aber aufflogen, blieb sie unbekümmert zurück. Ihre Freude war, unter vielen Menschen zu seyn. Da war kein Kopf, keine Schulter sicher; wenn man aber im Kreise stand oder saß, war sie gern in der Mitte. Steckte man einen Stab oder eine Ruthe in die Erde, woran oben eine Kirsche oder so etwas befestiget war, so flog sie nicht darnach, sondern trat unten mit dem Fuße so lange an die Ruthe, bis die Erde nachgab, die Ruthe sich neigte und das Naschwerk erreichbar wurde. Man pflegte in den Collegien der Jesuiten zweimal zu Tische zu läuten; bei dem ersten Zeichen blieb sie ruhig, wo sie war; kaum aber war das zweite gegeben, so flog sie die Stiegen herunter, über die Köpfe hinweg in den Speisesaal, schwang sich auf die Tische, nahm, wofern man es ihr erlaubte, etwas von der Speise, trank auch aus Weingläsern, so, daß sie berauscht wurde, taumelte und endlich nach einem Fenster hinflog, sich setzte und den Rausch ausschlief und meist am Ende der Tafel wieder nüchtern ward. Sie begleitete Denis auf Spaziergängen, flog entweder umher oder saß auf seiner Schulter. So oft er an eine Brücke kam, blieb sie nie sitzen, sondern stieg fast senkrecht auf eine beträchtliche Höhe, und ließ sich erst dann, wann er über den Fluß war, wieder zu ihm herunter. Bei Ameisenhaufen deckte er ihr die Eier auf. Gleich war sie mitten darinnen, und achtete der empörten Ameisen nicht. Indeß verbarg sich

Denis in dem Gebüsche. Nach einer Weile sah sie sorgfältig um sich, krächzete ängstlich, bis er sich wieder zeigte. Sie brachte manches aus der Nachbarschaft ins Haus, das Denis den Besitzern wieder zustellete. In dem Zimmer war sie immer geschäftig, doch ohne etwas zu beschädigen, und Denis mußte herzlich lachen, da sie mehr als einmal seine zerstreueten Schreibfedern sammelte und sie an eine Ecke lehnete.

Das Futter, das sie nicht fressen können, verbergen sie. Sie lieben mehr gebirgigte Landschaften als Ebenen und halten sich lieber in Städten mit alten Thürmen und Schlössern auf, als in Dörfern. Man kann die Jungen ohne Mühe aufziehen und leicht zähmen. Wenn ein Junges in einer Esse oder von einem Thurme herabfällt, so stellen sich die alten Dohlen in Schaaren ein, locken und muntern das Junge auf; die Eltern fliegen sogar in die Nähe hin und suchen das Junge wieder ins Nest zu bringen.

In der Schweiz giebt es eine Spielart der Dohle, die einen weißen Ring um den Hals hat. In Norwegen und andern kalten Ländern hat man Dohlen gesehen, die völlig weiß waren. In einigen Gegenden essen arme Landleute das Fleisch der Dohlen.

Der Holzheher. (Corvus glandarius. Linn. Jeay. Buffon.)

Der Holzheher, den man auch Holzschreier nennt, ist in ganz Europa einheimisch und man findet ihn auch

in Asien. In Teutschland sieht man ihn in Laub- und Nadelwäldern sehr häufig. Durch seine gräßliche laute Stimme verräth er sich laut. Er zeichnet sich durch Schlauheit und List aus; im Freien ist er sehr auf seiner Huth und gegen seinen Feind sehr vorsichtig. Man sieht ihn unaufhörlich in Bewegung; mit seinen starken Klauen weiß er sich auf den Zweigen der Bäume sehr fest zu halten. Seine Stimme kann er vielfältig verändern und man glaubt oft einen ganz fremden Vogel zu hören.

Wenn man ihn zahm macht, so ist er sehr gelehrig und lernt deutlich mehrere Worte nachsprechen. Man hörte Einen genau den Ton einer Säge nachmachen, die in Bewegung ist. Diejenigen daher, die vor dem Hause der Person vorübergiengen, die den Holzheher hatte, glaubten, es arbeite ein Zimmermann darin. Jemand hatte einen Holzheher, erzählt Herr Bewick, der gelernt hatte, einen Hund auf das Rindvieh zu hetzen, indem er ihm pfiff und ihn beim Namen rufte. Einstmals im Winter, während eines strengen Frostes, wurde der Hund auf diese Art zum Angriff einer Kuh aufgefordert, die trächtig war; das arme Thier fiel auf das Eis und that sich großen Schaden. Der Holzheher wurde als ein Schadenfroh angesehen und getödtet.

Bis zum October sieht man diese Vögel einzeln, dann aber halten sich 4, 6 und mehrere zusammen, welche von Busch zu Busch streichen, aber doch den Winter über bei uns bleiben. Die Jungen halten sich bis zur nächsten Paarungszeit zu den Alten, wo jedes seinen Gatten wählt, und trennen sich wieder, um ein neues Geschlecht hervorzubringen. Wenn die alten Vögel ihre flücken

Jungen locken, um ihnen zu folgen, so lassen sie einen Ton hören, der dem Miauen einer Katze gleicht.

Die Elster. (Corvus pica. Linn. Pie. Buffon.)

Die Elster ist ein kluger und verschlagner Vogel, der, wenn man ihn jung aufzieht, Worte nachsprechen lernt und so zahm wird, daß er aus- und einfliegt; ja er ahmt sogar jeden besondern Ton nach, den er hört. In Rom hatte einstens, wie Plutarch erzählt, ein Barbier eine Elster, die so gut sang und sprach, daß man sich in dem ganzen Stadtviertel, wo der Barbier wohnte, fast von nichts als von der geschickten Elster unterhielt. Sie ahmte die Stimmen der Menschen, das Geschrei der Thiere, den Klang der Instrumente, kurz, fast alles nach, was sie hörte, ohne daß sie jemand weiter dazu aufgemuntert hätte.

Einstmals bestattete man eine reiche und angesehene Person zur Erde. Der Leichenzug, vor welchem Trompeten und Zinken hergiengen, kam über den Platz, wo der Barbier wohnte, und hielt daselbst lange still, während die Musikanten aus allen Kräften bliesen. Von diesem Augenblicke an verstummte die Elster und man hörte sie einige Tage lang weder reden, noch pfeifen, noch sonst einen Gebrauch von ihrer Stimme machen. Man machte mancherlei Muthmaßungen über die Ursache dieses plötzlichen Stillschweigens. Endlich aber brauchte sie ihre Stimme wieder, und man sah nunmehr, daß sie wäh-

rend der Zeit studiert hatte. Sie wiederholte nicht das, was sie sonst zu sagen pflegte, sondern sie ahmte den Schall der blasenden Instrumente mit denselben Abwechselungen, Pausen, Wiederholungen und Abfällen nach, die sie bei Gelegenheit des obigen Leichenbegängnisses vernommen hatte.

Die Elster ist sehr scheu und mißtrauisch, ob sie gleich ihren Aufenthalt in der Nähe des Menschen wählt; sie ist daher schwer zu erlegen oder zu fangen. Im Frühjahr lassen sie zur Paarungszeit ein sonderbares Geschwätz hören, das oft Stunden lang dauert. Beide Geschlechter scheinen dadurch einander ihre Liebe zu erkennen zu geben. Man bemerkt an ihnen dieselbe Neigung zu glänzenden Dingen, wie bei den Raben. Ringe, Goldstücken und andere Sachen von glänzendem Metall tragen sie in ihrem Schnabel fort, und verstecken sie in ihren Nestern oder sonst wo.

Die Elstern haben mit den Raben und Krähen in ihrer Lebensart viel gemein, und nähren sich auch beinahe von Allem, was jene fressen. Nach dem Fleische junger Vögel sind sie sehr begierig; sie schleppen junge Gänse, Enten und Hühner von den Höfen und Teichen weg, ja sie fallen sogar junge Haasen an, tödten sie nach und nach mit dem Schnabel und zerfleischen sie endlich. In Obstgärten fressen sie vorzüglich gern Pflaumen, wovon sie immer die besten aussuchen und den Tag über eine Menge wegtragen. Sie werden ziemlich alt, und man weiß, das zahme Elstern einige 20 Jahre gelebt haben.

Die aschgraue Krähe. (Corvus canadensis. Linn. Jeay brun de Canada. Buffon.)

Die aschgraue Krähe, die sich bloß in Nordamerika findet, und sehr gemein um die Hudsonsbay ist, ist so klein, daß sie selten 3 Unzen wiegt. Sie ist sehr zutraulich und besucht gerne die Wohnungen der Menschen, entweder Häuser oder Zelte, und ist so raubsüchtig, daß nichts, was sie erreichen kann, frisch oder eingesalzen, gegen ihre Räubereien gesichert ist. Sie ist so kühn, daß sie in Zelte kommt, sich auf den Rand des Kessels setzt, wenn dieser über dem Feuer hängt und die Speisen aus den Schüsseln stiehlt.

Für die Jäger, mögen diese Engländer oder Indianer seyn, ist sie eine große Plage, indem sie ihnen den ganzen Tag nachfolgt; sie setzt sich auf einen Baum, während der Jäger seine Mardernetze aufspannt, und kaum hat er den Rücken gewandt, so kommt sie herbeigeflogen und frißt die Lockspeise weg.

Diese Krähe ist eine Art von Spottvogel und besitzt daher eine Menge Töne; sie wird leicht zahm, lebt aber nie lange, wenn sie eingesperrt ist; sie will beständig fortfliegen, sobald sie gefangen ist, ob sie schon ihr Futter im Freien frißt.

Die Sorgfalt, mit welcher dieser Vogel im Sommer einen Vorrath von Früchten für den Winter sammelt, wo er sonst keine Früchte haben kann, ist ein merkwürdiges Beispiel unter dem Vogelgeschlechte, wo dergleichen Vorsicht sonst ungewöhnlich ist.

Der Maisdieb oder Reispirol. (Oriolus phoeniceus. Linn. Commandeur. Buffon.)

Dieser Vogel ist ungefähr so groß, als ein Staar, indem er gegen 9 Zoll lang ist. Man findet ihn bloß in Amerika, wo er in einigen Theilen bisweilen in solcher Menge erscheint, daß man oft auf einen Netzzug über 300 fängt. Er lebt von Waizen, Mais u. s. w., und richtet große Verheerungen an. Selten greift er den Reis an, außer kurz nach dessen Einsaat, oder wenn die Aehre noch grün ist, wo er eine Oeffnung an der Seite macht, so daß der Regen hineindringen kann und der Kern verdirbt. Man glaubt, daß sie dies deshalb thun, um Insekten zu suchen. Die Maisdiebe sind so kühn und raubsüchtig, daß man oft zwei- bis dreimal auf einen Trupp schießen kann, ehe er fortflieht; ja es ist oft der Fall, daß während man die Flinte zum zweitenmale ladet, der Haufe weit größer wird als zuvor. Sie lassen sich leicht in Netzen im Gebüsche fangen, das sie besuchen, und lassen sich ohne Mühe zahm machen, ja man lehrt sie auch sprechen. Sie lieben das Singen, und sind ausserordentlich lustig, sowohl wenn man sie einsperrt, als auch wenn man sie im Hause frei herum laufen läßt. Ein vorzüglich trolliger Anblick soll es seyn, wenn man sie vor einen Spiegel setzt und ihre närrischen und sonderbaren Gebehrden betrachtet; bald richten sie die Federn ihres Kopfes in die Höhe und zischen vor dem Spiegel; dann lassen sie den Federbusch hernieder, heben den Schwanz in die Höhe, zittern mit den Flügeln, beißen mit dem Schnabel darauf los u. s. w. Man mag sie jung oder alt fangen, dies thut nichts; in

beiden Fällen werden sie sogleich zahm. Man hält sie sehr häufig in einem cylinderförmigen Bauer mit Schellen, die sie auf die nämliche Art herum drehen, wie dies oft Eichhörnchen in England thun. Wenn sie einige Jahre in einen Bauer eingesperrt gewesen sind, so sollen sie ganz weiß und so dumm und leblos werden, daß sie sich endlich nicht mehr selbst füttern können. Dies ist jedoch nie der Fall, wenn man sie frei herumlaufen läßt.

Der große Paradiesvogel. (Paradisea apoda. Linn. Oiseau de Paradis. Buffon.)

Den gemeinen Paradiesvogel trifft man besonders auf Aru und auf mehrern moluckischen und um Neu-Guinea liegenden Inseln an. Man kennt seine Oekonomie noch nicht genau; allein man vermuthet, daß die Paradiesvögel auf Neu-Guinea brüten und sich daselbst während der nassen Jahreszeit aufhalten. Sobald aber der trockne Mansuhn eintritt, fliegen sie nach den Aru-Inseln, welche 140 englische Meilen gegen Osten davon liegen. Sie ziehen beständig in Schaaren von 30 bis 40 und haben einen Anführer, welchen die Einwohner Aru-König nennen; er soll schwarz aussehen, rothe Flecken haben und höher als die übrige Schaar fliegen, welche ihn nie verläßt, sondern sich an derselben Stelle niederläßt, wo er es thut. Sie fliegen niemals mit dem Winde, sondern wie die mehresten Zugvögel immer gegen den Wind; eine Veränderung des Windes nöthigt sie oft sich auf die Erde niederzulassen, wo sie nicht ohne große

Mühe sich wieder in die Höhe heben können. Werden sie von einem großen Sturme überfallen, so steigen sie augenblicklich in höhere Regionen, wo der Sturm nicht hinreicht, und setzen da ruhig ihre Reise fort. Hätte sie die Natur nicht dieses und einige andere Mittel gelehrt, so würden sie, vom Sturmwinde ermüdet, niederfallen und im Meere ertrinken. Bei ihrem Fluge schreien sie wie die Staare, und wenn sie ein Sturm erreicht, so drücken sie einen Ton aus, der dem Krächzen des Rabens gleicht. Bei ruhigem Wetter sieht man eine Menge solcher Vögel, sowohl in Gesellschaft als einzeln, herum fliegen, um große Schmetterlinge und andere Insekten zu fangen, von denen sie leben. Bisweilen bringt ein schneller stürmischer Windwechsel, dem sie nicht sogleich entgehen können, ihre langen Schulterfedern in Unordnung; dies hindert sie im Fliegen und sie fallen entweder ins Meer und kommen um oder sie werden leicht auf dem schon erreichten Erdboden von den Einwohnern gefangen, da sie nicht wieder aufsfliegen können, weil sie sich hierzu auf einem Baume oder sonst auf einem erhabenen Gegenstande befinden müßten.

Bei ihrer Ankunft auf Aru lauern die Einwohner auf sie und schießen sie entweder mit stumpfen Pfeilen oder fangen sie mit Vogelleim oder in Schlingen. Sobald sie gefangen sind, leisten sie einen muthigen Widerstand und vertheidigen sich tapfer mit ihren Schnäbeln. Sie werden sogleich getödtet; die Eingeweide und den Brustknochen nimmt man heraus und sie werden im Rauche und Schwefel getrocknet, um sie nach Banda zu schicken, wo man das Stück für einen halben Reichsthaler verkauft. Man versendet sie nach allen Theilen Indiens

und nach Persien, um einen Schmuck an dem Turban vornehmer Personen abzugeben; auch putzt man das Pferdegeschirr damit.

Der Paradiesvogel kommt besonders durch die Holländer nach Europa; er ist ausgebalgt, verstümmelt und auf ein Bambusrohr gesteckt. Die Holländer unterhielten sonst mit Fleiß die Lüge, daß der Vogel von Natur keine Beine habe, um die Aufmerksamkeit der Naturforscher destomehr zu spannen.

Der gemeine Kuckuk. (Cuculus canorus. Linn. Coucou. Buffon.)

Der gemeine Kuckuk hat ungefähr die Größe einer Feldtaube und ist ein sehr scheuer und unruhiger Vogel, der selten einen Menschen so nahe an sich kommen läßt, daß man ihn genau betrachten kann. Sein schneller Flug ist kurz abgebrochen und niedrig. Er wählt kleinere und größere Waldungen zu seinem Aufenthaltsorte, besonders liebt er solche Waldgegenden, in deren Nähe Wiesen sind; auch findet er sich in den Gärten der Städte und Dörfer ein. Selten trifft man zwei Männchen in der Nähe beisammen an, indem gewöhnlich jeder Kuckuk seinen eigenen Bezirk hat, welcher etwa eine halbe Stunde Wegs im Umfange beträgt, und in welchem er keinen Andern duldet. Unsere Gegenden verläßt er im August und kommt in der Mitte oder gegen das Ende des Aprils wieder zurück. England sollen die alten Kuckuke noch frühzeitiger, nämlich im July, verlassen. Die Männchen erscheinen im

Frühjahre einige Tage früher als die Weibchen, und lassen ihr Geschrei bis Johannis und drüber hören; man hat Kuckuke noch drei Wochen nach Johannis schreien hören. Dies Rufen ist bloß dem Männchen eigen, und es läßt dasselbe sowohl im Fluge als im Sitzen hören. Ob gleich der Kuckuk im Sommer mit seines Gleichen keinen Umgang hat, so zieht er doch im Herbste und Frühlinge in Gesellschaft. Den Winter bringt er wahrscheinlich in Afrika zu.

Der Kuckuk gehört zu den gefräßigsten Vögeln und er muß den ganzen Tag nach Nahrung suchen. Einige finden in diesem Umstande den Grund, warum er nicht selbst brütet. Die Paarungszeit der Kuckuke dauert bis Johannis. Man sieht alsdann das Männchen mit seinem Weibchen häufig in der Luft umher fliegen, einander verfolgen und necken. Nach der Befruchtung streifen beide Gatten in der ganzen Gegend ihres Aufenthalts umher und suchen die Nester solcher Vögel auf, welche sich von Insekten nähren, z. B. der weißen und gelben Bachstelzen, der verschiedenen Arten von Grasmücken, der Bastardnachtigall, des Rothkehlchens, des Zaunkönigs, und des Weidenzeisigs. Das Weibchen weiß fast immer die rechte Zeit zu treffen, wann es sein Ei in ein fremdes Nest legen muß, und thut es gemeiniglich dann, wenn die Eigenthümerin desselben ihr letztes Ei gelegt hat. Es fängt mit den ersten Tagen des Junius zu legen an, und fährt damit so fort, daß es etwa alle acht Tage bis in die Mitte des Julius ein Ei irgendwo anbringt. Die im Neste befindlichen Eier wirft das Kuckucksweibchen gewöhnlich selbst hinaus; auch zerbricht es wohl dieselben.

Wirft es die Eier nicht selbst hinaus, so thut dies die Eigenthümerin des Nestes meistentheils selbst.

Herr Edward Jenner hat über die ganze Oekonomie des Kuckuks in Ansehung der Verfügung seiner Eier sehr sorgfältige Beobachtungen angestellt und sie der königlichen Gesellschaft zu London mitgetheilt. Sie befinden sich im 2ten Theil des LXXVIII. Bandes ihrer Verhandlungen.

Herr Jenner bemerkt, daß der Kuckuk, während der Zeit, wann die Grasmücke ihre Eier legt, welches gewöhnlich vier bis fünf Tage dauert, sein Ei unter dieselben zu legen sucht, und überläßt die künftige Sorge für dasselbe gänzlich der Grasmücke. Dies Einschieben des Eies veranlaßt bisweilen einige Verwirrung; denn die alte Grasmücke wirft während des Brütens von Zeit zu Zeit nicht bloß Einige von ihren Eiern heraus, sondern beschädigt sie auch bisweilen so sehr, daß sie verdorben werden, so daß oft nicht mehr als zwei bis drei Eier von den Ihrigen ausgebrütet werden. Höchst auffallend ist es, daß man nie bemerkt hat, daß die Grasmücke das Ei des Kuckuks herausgeworfen oder beschädigt hat.

Hat die Grasmücke ihre gewöhnliche Zeit gesessen und den jungen Kuckuk ausgebrütet, und sind einige von ihren Jungen aus der Schaale, so wirft sie ihre eigenen Jungen und die Eier, welche noch nicht ausgebrütet sind, sogleich aus dem Neste; der junge Kuckuk bleibt dann im vollen Besitze des Letztern und ist der einzige Gegenstand der künftigen Sorge der Pflegemutter. Die jungen Vögel werden zuvor nicht getödtet, und die Eier werden

nicht zerbrochen, sondern sie werden sich selbst überlassen und gehen beide zu Grunde, indem sie sich entweder in dem Busche verwickeln, wo das Nest ist, oder auf der Erde unter demselben liegen bleiben.

Hierauf sucht Herr Jenner die Ursache dieses dem Anscheine nach unnatürlichen Umstandes zu erklären, und theilt hierüber folgende Bemerkungen mit: den 18ten Juny 1787 untersuchte er ein Grasmückennest, in dem sich das Ei eines Kuckuks und drei Grasmückeneier befanden. Als er den Tag darauf wieder nachsah, hatte der Vogel ausgebrütet; im Neste aber war bloß ein junger Kuckuk und eine junge Grasmücke. Das Nest befand sich so nahe am Rande einer Hecke, daß er genau sehen konnte, was darin vorgieng, und zu seinem großen Erstaunen bemerkte er, wie der junge Kuckuk, der erst ausgebrütet war, beschäftigt war, die junge Grasmücke herauszuwerfen. Die Art, wie er dies zu Stande brachte, war merkwürdig: das kleine Thier suchte mit Hülfe seines Rumpfes und seiner Flügel den Vogel auf seinen Rücken zu bekommen, und indem es durch Erhöhung seiner Biegungen einen Platz für seine Last machte, klimmte es rückwärts mit derselben an der Seite des Nestes hinauf, bis es den obern Theil des Letztern erreichte; jetzt ruhete es einen Augenblick; alsdann warf es seine Bürde mit einem Rucke ab und schleuderte sie ganz aus dem Neste heraus. Nachdem es eine kurze Zeit in dieser Stellung geblieben war, und mit den Enden seiner Flügel um sich gefühlt hatte, gleichsam als ob es sich überzeugen wollte, ob alles gut sey, fiel es wieder in das Nest zurück.

Herr Jenner machte bei verschiedenen Nestern mehrere Versuche, indem er mehrmals dem jungen Kuckuk ein Ei hineinlegte, allein er fand, daß er sich jedesmal auf die nämliche Art davon befreiete. Es ist höchst merkwürdig, daß die Natur dem Kuckuk bei seinem sonderbaren Hange um diese Zeit mit einer solchen Bildung versehen hat: denn sein Rücken unterscheidet sich von dem jedes frisch ausgebrüteten Vogels; er ist von den Schulterblättern unterwärts sehr breit mit einer beträchtlichen Vertiefung in der Mitte versehen, wobei die Natur die Absicht zu haben scheint, dem Ei der Grasmücke oder ihren Jungen eine sichere Lage zu verschaffen, wenn der junge Kuckuk Eines von beiden aus dem Neste zu werfen sucht. Ist der Kuckuk über zwölf Tage alt, so ist diese Vertiefung ganz ausgefüllt; der Rücken nimmt die Gestalt jenes anderer jungen Vögel überhaupt an, und um diese Zeit verschwindet der Hang gänzlich, seine Gefährten herauszuwerfen. Die Kleinheit des Kuckukseies, das gewöhnlich kleiner, als das des Sperlings ist, ist noch ein Umstand, worauf man bei diesem wunderbaren Verfahren aufmerksam seyn muß, und scheint Aufschluß über die Neigung des Kuckuksweibchens zu geben, sein Ei bloß in die Nester solcher kleinen Vögel zu legen, die wir oben angeführt haben. Wenn es dasselbe in das Nest eines Vogels thäte, der ein größer Ei legte, und folglich ein größeres Junges ausbrütete, so würde wahrscheinlich die Absicht verfehlt werden; der junge Kuckuk würde sich nicht zum alleinigen Besitzer des Nestes machen können, und ein Opfer der größern Stärke seiner Gefährten werden.

Herr Jenner hat die Bemerkung gemacht, daß bisweilen zwei Kuckuks = Eier in ein und dasselbe Nest gelegt werden, und führt davon folgendes Beispiel an, das er selbst beobachtet hat: zwei Kuckuke und eine Grasmücke wurden in einem und demselben Neste ausgebrütet, ein Kuckuksei blieb unausgebrütet. In wenigen Stunden entstand zwischen den beiden Kuckuken wegen Besitz des Nestes ein Kampf, der bis den folgenden Tag Nachmittags unentschieden blieb, wo Einer, der etwas größer war, den Andern nebst der jungen Grasmücke und dem unausgebrüteten Ei aus dem Neste warf. Dieser Kampf, setzt Herr Jenner hinzu, war sehr merkwürdig; die Kämpfer schienen abwechselnd den Vortheil zu haben, weil Einer den Andern mehrmals bis nahe an den Rand des Nestes brachte, und dann wiederum von dem Gewichte seiner Last zurücksank, bis endlich der Stärkste nach vielen Anstrengungen die Oberhand behielt, und nachher von den Grasmücken aufgezogen wurde.

Es giebt in der That keinen Grund, warum der Kuckuk wegen seiner Gestalt nicht eben so gut als andere Vögel ein Nest bauen, seine Eier ausbrüten und seine Jungen aufziehen sollte; denn er schickt sich in jeder Hinsicht vollkommen zu allen diesen Verrichtungen. Woher rühren also jene oben angeführten sonderbaren Umstände? Haben sie nicht vielleicht ihren Grund in folgenden Ursachen? Der Kuckuk hält sich nur kurze Zeit in dem Lande auf, wo er seine Art fortpflanzen soll, und während dieser kurzen Zeit liegt ihm die Bestimmung ob, eine zahlreiche Nachkommenschaft hervorzubringen. In England erscheint der Kuckuk zuerst gegen die Mitte des

Aprils; sein Ei ist nicht eher zum Brüten bereit, bis einige Wochen nach seiner Ankunft, also selten vor der Mitte des Mai. Vierzehn Tage braucht der Vogel, um das Ei auszubrüten. Gewöhnlich bleibt der junge Vogel drei Wochen in dem Neste, ehe er ausfliegt, und die Pflegältern füttern ihn noch länger als fünf Wochen nach diesem Zeitpunkte, so daß, wenn ein Kuckuk weit früher mit einem Eie fertig seyn sollte, als in der angegebenen Zeit, so würde kein einziger Junger, selbst keiner von den frühesten, im Stande seyn, für sich selbst zu sorgen, ehe seine Eltern einen neuen Aufenthaltsort suchen müßten, und auf diese Art genöthigt wären, ihr Junges zu verlassen; denn die alten Vögel verlassen England in der ersten Woche des July.

„Zur Abreise der jungen Kuckuke, sagt Herr Jenner, scheint kein bestimmter Zeitpunct festgesetzt zu seyn. Ich glaube, sie ziehen nach und nach fort; wahrscheinlich sobald sie im Stande sind, für sich selbst zu sorgen; denn ob sie sich hier schon so lange aufhalten, bis sie fast eben so groß sind, als der alte Kuckuk, und fast eben so große Federn haben, als dieser, so sorgt die Grasmücke doch immer noch für sie. Ich habe oft gesehen, daß der junge Kuckuk so groß war, daß sich ihm die Grasmücke auf den Rücken oder den halb ausgebreiteten Flügel setzte, um groß genug zu seyn, ihm das Futter in dem Mund zu stecken. Wahrscheinlich versorgen sich um diese Zeit die jungen Kuckuke selbst mit einigem Futter, wie z. B. die jungen Saatkrähen, welche sich zum Theil selbst füttern, theils noch von den Alten gefüttert werden, bis sich die Paarungszeit nähert.“

Der nämliche Instinkt, welcher den Kuckuk veranlaßt, seine Eier in die Nester anderer Vögel zu legen, treibt auch die Jungen an, die Eier und die Jungen aus dem Neste zu werfen. Die Absicht der Natur würde sonst nicht erreicht werden; denn es würde für die kleinen Vögel nicht bloß sehr schwer, wo nicht ganz unmöglich seyn, die bestimmt sind, für den Kuckuk zu sorgen, auch für ihre eigenen Jungen nach einem gewissen Zeitpunkte zu sorgen; auch würden sie nicht alle in dem Neste Raum haben.

Die bisher angeführten Beispiele, daß der Kuckuk seine Eier in die Nester andrer Vögel legt und seine Jungen der Sorgfalt derselben überläßt, werden von glaubwürdigen Männern bestätigt; indessen haben wir doch eben so glaubwürdige Beweise, daß der Kuckuk seine Eier selbst ausbrütet, und seine Jungen selbst füttert. Der ehrwürdige Herr Stafford gieng eines Tages in Blossop-Dale in Derbyshire spazieren, und sah einen Kuckuk aus seinem Neste aufsteigen, das sich auf dem Rumpf eines Baumes befand, der vor einiger Zeit umgefallen war, so daß derselbe beinahe die Farbe des Vogels hatte. In diesem Neste befanden sich zwei Junge Kuckuke, wovon er Einen vermittelst eines Pflocks und eines Bindfadens an der Erde befestigte; mehrere Tage lang sah er sehr häufig, daß die alten Kuckuke sie fütterten.

Herrn Daines Barrington, der diese Nachricht anführt, wurden noch zwei andere Beispiele von Kuckuksnestern, und daß die alten Kuckuke ihre Jungen fütterten, erzählt: das Eine fand vier englische Meilen von London, das Andere an der Südwest-Küste von

Merionethshire statt. Als er sich in dem Hause eines Freundes zu Herefordshire befand, brachte ihm ein Mädchen einen jungen Kuckuk, den sie aus einem Neste genommen hatte, und als er sie fragte, was für ein Vogel ihn gefüttert hätte, erwiederte das Mädchen: ein eben solcher, nur war er etwas größer.

Man hat oft dem Kuckuk und zwar mit Recht große Undankbarkeit vorgeworfen; hier wollen wir ein Beispiel anführen, daß er auch dankbar zu seyn weiß. Ein berühmter Naturforscher hatte einen jährigen Kuckuk in einen Käfig gesperrt, in welchem schon drei nicht ganz befiederte Grasmücken waren. Er wollte sehen, ob sich der Kukuk auch noch dankbar der Liebe und Zärtlichkeit, welche ihm das Geschlecht der Grasmücken erwiesen hatte, erinnern würde. Die armen halb nackten Grasmücken zitterten vor Frost, und sahen den befiederten Kuckuk wehmüthig an. Da der Kuckuk seine Mitgefangenen so ängstlich zittern sah, breitete er seine Flügel aus, sammelte die nackten Grasmücken darunter, und wärmte sie auf diese Art so lange, bis sie völlig befiedert waren.

Die kleinern Vögel haben gegen den Kuckuk eine gewisse Zuneigung. Im Sommer 1800 hatte der Prediger Herr Lippold in Horsdorf bei Wörlitz sehr frühzeitig eine weiße Bachstelze fast noch ganz nackt aus dem Neste genommen und aufgezogen. Sie war schon ausgewachsen, als er einen jungen Kuckuk erhielt, den er, nachdem er auch fast ausgewachsen war, mit der Bachstelze in einen großen Käfig sperrte. Bald nahm er wahr, daß zwischen beiden Vögeln eine gewisse Zuneigung entstand. Die Bachstelze holte beständig Futter und

stopfte es in den weiten Rachen des Kuckuks, den Herr Lippold selbst noch füttern mußte. Sehr oft bemerkte er, daß die Bachstelze aus dem Käfig zu fliegen wünschte. Wenn er sie herausließ, fieng sie den Schnabel voll Fliegen, setzte sich auf den Käfig und suchte von allen Seiten einzudringen. Sobald er die Thüre öffnete, schlüpfte sie triumphirend hinein, und brachte dem Kuckuk ihre Beute. So gern sie selbst Fliegen fraß, so sparte sie doch jede für ihren Pflegling auf.

Die kleinern Vögel haben eine ordentliche Freude, wenn sie das Weibchen des Kuckuks nach ihrem Neste kommen sehen. Wenn sich ein Mensch oder ein Raubvogel ihrem Neste nähert, so flattern sie ängstlich hin und her und lassen Töne der Verzweiflung hören; sobald aber das Kuckukweibchen kommt, frohlocken sie, machen dem Gaste Plaz und geben ihm auf alle Art ihre Freude zu erkennen.

Wenn der junge Kuckuk groß genug ist, um auszufliegen, so wählt er einen nahen Baumast zu seinem Standplatz, wo er nicht wegen Nahrung besorgt zu seyn braucht. Nicht bloß seine Pflegältern, sondern auch viele andere kleine insektenfressende Vögel, die sich in der Nähe befinden, kommen herbei und bringen dem Kuckuk Futter; denn da der Kukuk ein so großer Fresser ist, und seine eigentlichen Pflegältern durch seine Ernährung beinahe erschöpft sind, so würden sie ihn, der nun immer größere Portionen verlangt, nicht mehr hinlänglich versorgen können, wenn nicht andere Vögel ihnen Beistand leisteten. Die wahren Aeltern des Kuckuks bekümmern sich gar nicht um ihr Kind.

Einige Naturforscher haben die Vermuthung geäussert, der Kuckuk bleibe in England den Winter hindurch in hohlen Bäumen in einem erstarrten Zustande verborgen. Zur Unterstützung dieser Meinung führt Willughby auf die Aussage einer andern Person folgende Geschichte an: „Die Leute eines Herrn auf dem Lande hatten auf einer Wiese einige alte dürre faule Weiden ausgerottet, und fanden es einst für gut, sie nach Hause zu schaffen. Als man das Treibehaus heizte, that man zwei Scheite von diesem Holze in den Ofen und brannte sie wie gewöhnlich an. Nicht lange darauf ließ sich zum großen Erstaunen der Familie die Stimme eines Kuckuks hören, der dreimal unter dem Treibhause hervor schriee. Man wunderte sich über ein so ungewöhnliches Geschrei im Winter; die Leute zogen die Weidenscheite aus dem Ofen und sahen in der Mitte des Einen sich etwas bewegen; sie nahmen eine Axt, machten ein Loch, und indem sie mit den Händen hinein griffen, zogen sie anfänglich nichts als Federn heraus; hierauf bekamen sie ein lebendiges Thier, und dies war der Kuckuk, der gerade noch zu rechter Zeit erwacht war. Er war zwar munter und lebhaft, aber ganz nackt und ohne Federn, und ohne den geringsten Wintervorrath in seiner Höhle. Dieser Kuckuk blieb zwei Jahre in dem Treibehause am Leben; ob er aber nachher wieder gerufen hat, hat der Erzähler diese Nachricht nicht für gut befunden uns zu melden.

Vor einigen Jahren fand man einen jungen Kuckuk im erstarrten Zustande in dem dicksten Theile eines dichten Stachelgenistes; man hob ihn auf, und er zeigte bald einige Spuren von Leben; er war aber ganz ohne Federn;

da man ihn warm hielt und sorgfältig fütterte, so wuchs er und bekam seine Federn wieder. Im folgenden Frühjahre entwischte er, und als er über den Fluß Tyne flog, hörte man sein gewöhnliches Geschrei.

Mit Unrecht würde man es als eine allgemeine Thatsache ansehen, daß die Kuckuke in England den Winter hindurch erstarren, weil es etwa ein halb Dutzend oder vielleicht nicht einmal so viele Fälle giebt, daß man sie in diesem Zustande gefunden hat. Man muß vielmehr annehmen, daß diese Beispiele wahrscheinlich darin ihren Grund haben, daß diese Vögel noch jung waren und also noch nicht Stärke genug hatten, England zur gewöhnlichen Wanderzeit zu verlassen; sie suchten daher Zuflucht und Wärme an den Stellen, wo man sie gefunden hat.

Man nimmt an, daß es mehr männliche Kuckuke als weibliche giebt. Herr Pennant hat bemerkt, daß in einer Jahreszeit fünf Männchen in einer Schlinge gefangen worden sind. Herr Doktor Latham sagt, daß unter ein halb Dutzend Kuckuken, die er gepflegt, nie ein Weibchen gewesen sey. Da die Männchen allein ihre Stimme hören lassen, so mag dies vielleicht eine Ursache seyn, warum unsre Exemplare hauptsächlich von diesem Geschlechte sind, dessen Gesang den Jäger lockt; das Weibchen hingegen sichert sich durch sein Schweigen.

Die jungen Kuckuke sind leicht aufzuziehen, sie fressen Semmel in Milch, Ameisenpuppen, jungen Käse u. s. w. Zum Gehen und Hüpfen sind sie beinahe gänzlich ungeschickt, und sitzen fast beständig auf einem hingesteckten Baumzweige still. Sie sind fortdauernd sehr

ungestüm und lassen häufig einen heiser kreischenden Laut hören.

Der Honigkuckuk oder Moroc. (Cuculus indicator. Linn. Coucou indicateur. Buffon.)

Den Honigkuckuk, der sich dem äußern Ansehen nach nicht sehr von dem gemeinen Sperling unterscheidet, findet sich vorzüglich im südlichen Afrika landeinwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und die Naturforscher haben ihm den Namen Honigweiser deshalb gegeben, weil er durch einen zwitschernden und pfeifenden Laut die Bienennester verräth. Er zeigt sie nicht bloß dem Menschen, sondern auch dem Ratel (viverra mellivora) an. Er ist ein außerordentlich großer Liebhaber, sowohl des Honigs als der Bienenlarven, und er weiß, daß, wenn ein Nest ausgeplündert wird, etwas auf die Erde fallen muß, das ihm zu Theil wird; überhaupt aber lassen ihm diejenigen, die ein Nest ausplündern, etwas zur Belohnung für seine Dienste zurück. Die Art, wie dieser Vogel Andern seine Entdeckungen mittheilt, ist eben so bewundernswürdig als zweckmäßig.

Morgens und Abends sind seine Hauptmahlzeiten, wenigstens zeigt er sich dann am häufigsten, und läßt das schnarrende Geschrei tscherr, tscherr, tscherr, hören, um sowohl die Aufmerksamkeit des Ratel als auch der Hottentotten und Colonisten zu erregen, in deren Lande er sich aufhält. Gewöhnlich geht Jemand nach der Stelle hin, woher das Geschrei kommt, indem der Vogel

die ganze Zeit über unaufhörlich sein Geschrei tscherr tscherr tscherr wiederholt, langsam fortfliegt und sich nach und nach nach der Stelle hinbegiebt, wo sich der Bienenschwarm aufhält. Diejenigen, welche er auf diese Art eingeladen hat, folgen ihm und nehmen sich zugleich sehr in Acht, daß sie ihren Führer nicht durch einen ungewöhnlichen Lärm erschrecken, sondern antworten ihm vielmehr dann und wann mit einem sanften und sehr milden Pfeifen, um dem Vogel wissen zu lassen, daß sie sein Rufen gehört haben.

Wenn sich das Bienennest noch in einiger Entfernung befindet, so macht der Vogel oft lange Flüge oder Absätze und wartet zwischen jedem Fluge auf seine Begleiter und ruft ihnen zu, ihm zu folgen; er macht aber kürzere Absätze und wiederholt sein Geschrei öfterer und mit größerer Begierde, je näher sie dem Neste kommen. Wenn der Vogel bisweilen wegen seiner großen Ungeduld zu weit vor seinen Begleitern voraus ist, besonders aber, wenn sie wegen des unebnen Erdreichs mit ihm nicht gleichen Schritt halten können, so fliegt er wieder zurück, sucht sie auf, und macht ihnen mit verdoppeltem Geschrei, das seine noch größere Ungeduld verräth, Vorwürfe, daß sie ihm so langsam nachfolgen. Langt er bei dem Bienenneste an, mag dies nun in einer Felsenspalte oder in einem hohlen Baume oder in einer Erdhöhle seyn, so schwebt er einige Secunden lang über der Stelle; ein Umstand, wovon der Doktor Sparrman zweimal Augenzeuge gewesen ist; hierauf setzt er sich stillschweigend nieder, verbirgt sich gemeiniglich auf einem benachbarten Baume oder in einem nahen Busche und wartet, was geschieht, und hat

zugleich die Absicht, seinen Antheil an der Beute zu holen. Wahrscheinlich schwebt dieser Vogel jederzeit mehr oder weniger auf die angeführte Art über dem Bienenneste, ehe er sich verbirgt, ob man schon nicht immer auf diesen Umstand gemerkt hat; indessen kann man doch auf jeden Fall versichert seyn, daß das Bienennest sehr nahe ist, wenn der Vogel auf einmal schweigt, sobald er seine Begleiter eine Strecke weit geführt hat.

Wenn man unter der Leitung des Vogels das Nest gefunden und ausgeplündert hat, so läßt man gewöhnlich aus Dankbarkeit ein beträchtliches Stück von dem Theile der Scheibe liegen, worin sich die jungen Bienen befinden; wahrscheinlich ist dies für den Vogel der größte Leckerbissen.

Diese Thatsachen, welche der Doktor Sparrmann anführt, bestätigt auch Herr Barrow (S. dessen Reisen in das Innere von Südafrika in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt von Bergk. I. B. Leipzig 1801. S. 397.). Wenn dieser Vogel, sagt Herr Barrow, ein Honigneſt bemerkt, so fliegt er sogleich fort, um einen Menschen aufzusuchen, dem er durch sein Flattern, Pfeifen und Zwitschern von seiner Entdeckung Nachricht giebt. Hier kennt jederman den Vogel zu gut, als daß er im geringsten an der Richtigkeit seiner Entdeckung zweifeln sollte. Er führt ihn geraden Wegs nach dem Orte hin, und fliegt von einem Busche zum Andern, von einem Ameisenhügel zum Andern. Ist er ganz in der Nähe des Nestes, so bleibt er ruhig und schweigt. Hat die Person, der er die Entdeckung mitgetheilt hat, den Honig ausgenommen,

so fliegt der Honigkuckuk hin, um die Ueberbleibsel zu verzehren. Auf solche Art und mit der nämlichen Gewißheit soll er auch die Gruben der Löwen, Tiger, Hyänen und anderer schädlichen und Raubthiere anzeigen. Bei der Entdeckung eines Bienennestes ist sein Eigennutz im Spiele, allein im letztern Falle müssen seine Beweggründe von einer ganz andern Ursache herrühren. (Der Ratel, der ein großer Liebhaber des Honigs ist, und dem der Honigweiser ebenfalls die Bienennester verräth, hat eine so dicke Haut, daß kein Bienenstich durch sie hindurch dringen kann. Auch hat vielleicht kein Thier ein so zähes Leben als der Ratel. Ein Hund kann ihn nur mit großer Mühe tödten.)

Die Honigweiser, sagt Levaillant (S. dessen erste Reise in das Innere von Afrika während der Jahre 1780 bis 1782. Aus dem Französischen übersetzt von J. Reinhold Forster. 1790.) werden von den afrikanischen Wilden wie Gottheiten geehrt, da sie bloß von Honig und Wachs leben, und unwillkührlich die Oerter anzeigen, wo man beides in Menge findet. Levaillant will diesen Vogel aber nicht zu den Kuckuken, sondern eher unter die Bartvögel rechnen. Er hat eine so dicke feste Haut, daß man, wenn sie noch frisch ist, kaum mit einer Nadel hindurch stechen kann. Dies ist Eine der wunderbaren Anordnungen der Natur, die ihn dazu bestimmte, seine Nahrung den sinnreichsten Insekten zu rauben, und ihm nun auch eine hinlängliche dichte Haut gab, damit er vor ihrem Stiche gesichert wäre. Er bauet sein Nest in hohle Bäume und klettert an diesen hinauf, wie die Spechte; auch brütet er seine Eier selbst.

Bruce bestreitet die Behauptungen des Doktor Sparrman, allein seine Einwendungen scheinen diesen nicht zu treffen, da auch andere Reisende, z. B. Lobo, Sparrmanns Erzählung bestätigen. „Weder ich, noch irgend jemand, den ich darüber befragt habe, sagt Herr Bruce, hat je seine Stimme oder einen Laut von ihm gehört. Wenn er Bienen fängt, so macht er ein klapperndes Geräusch, das von dem Oeffnen und Schließen des Schnabels herkommt. Lobo legt ihm einen besondern Instinkt bei, den Honig zu entdecken, und erzählt, daß, wenn er Honig entdeckt habe, er auf die Landstraße flöge, und durch ein Getöse, das er mit seinen Flügeln mache, die Vorübergehenden anlocke, ihm zu folgen; hierauf führe er sie vom Baume zu Baume, bis an den Ort, wo der Honig ist, den er ihnen dann durch einen melodischen Gesang anzeigt. Von diesem Allen aber habe ich in Habesch nichts gehört.“

Der Wendehalß. (Yunx torquilla. Linn. Torcol. Buffon.)

Der Wendehalß, den man auch Drehhalß und Natterwindel nennt, hat ein sehr ausgedehntes Vaterland; man findet ihn nicht bloß in Europa, sondern auch in Asien. In Teutschland ist er ziemlich gemein, und man trifft ihn in Nadel- und Laubwäldern, in einzelnen Feldgebüschen und in Obstgärten an. Der Name Wendehalß ist sehr bezeichnend, und deutet auf die bewundernswürdige Eigenschaft hin, die keinem bekannten Vo-

gel in dem Grade zukommt, den Hals zu verlängern und so zu drehen, daß die Unterkinnlade des Schnabels gegen die Mitte des Rückens hingekehrt ist. Der Wendehalß gehört zu den Zugvögeln; er verläßt uns in den ersten Wochen des Septembers, und kehrt in der letzten Hälfte des Aprils zurück. Es ist ein sehr sanfter, stiller Vogel, der keine große Scheu vor den Menschen hat. In seinen Bewegungen zeigt er sich zwar langsam, aber doch nicht ungeschickt; er richtet den Vordertheil des Leibes öfters hoch auf, verbeugt sich langsam, hebt die Scheitelfedern in die Höhe und breitet den Schwanz aus; neckt man ihn, so streckt und dehnt er den Körper vorwärts aus, senkt ihn nieder, verdrehet die Augen, und wendet den Hals auf die oben erwähnte Art, welches einen überraschenden Anblick gewährt, wenn man es noch nicht gewohnt ist. Der Doktor Derham erzählt, daß, obschon diese Vögel nicht im geringsten furchtbar sind, sie doch, wenn sie in Gefahr kommen, solche sonderbare Krümmungen mit dem Halse und solche närrische Bewegungen mit dem Kopfe machen, daß er als Knabe so darüber erschrack, daß er in Zukunft nicht wagte, ihre Nester auszunehmen, oder die Vögel anzurühren. Die Jungen zischen, wie viele Schlangen, so lange sie sich im Neste befinden, wodurch sie verhüten, daß ihr Nest nicht ausgeplündert wird.

Die Nahrung des Wendehalses besteht in Insekten, besonders in Ameisen und in den Larven derselben. Für diese ist auch eigentlich seine sonderbare vorne mit einer hornartigen Spitze versehene und mit einem klebrichten Schleime überzogene Zunge eingerichtet. Mit derselben

weiß er die Ameisen sehr geschickt aus den Ritzen der Baumrinde, aus dem Moose und dem faulen Holze hervorzuziehen. Er spießt diese Insekten und ihre Puppen mit der Zungenspitze an, und schluckt sie hinunter; auch besucht er häufig Grasplätze und Ameisenhaufen, in die er seine Zunge steckt und aus denen er geschickt seine Beute hervorzuholen weiß. Herr White erzählt in seinem Naturkalender, daß seine Zunge so lang ist, daß er sie um den Kopf herum wickeln kann.

Die Sitten und das Betragen des Wendehalses hat man genau untersucht, indem man ein Weibchen aus ihrem Neste wegfieng und es einige Tage lang in einen Bauer sperrte. Man gab ihm eine Menge Erde mit Ameisen und ihren Larven, und es gewährte einen artigen Anblick, wenn es die Zunge mit solcher Schnelligkeit und mit solcher Geschicklichkeit herausstreckte, daß es dieselbe nie ohne eine Ameise oder ohne eine Larve zurückzog, welche sich an dem klebrigten Ende derselben befand und nicht, wie man gewöhnlich glaubt, angespießt war. Während des Fressens war der Körper ganz ohne Bewegung, bloß den Kopf drehte es; die Bewegung der Zunge war so schnell, daß die Larven, die eine lichte Farbe haben, und mehr in die Augen fielen als die Zunge, beinahe das Ansehen hatten, als würden sie durch die Anziehungskraft nach dem Munde hingezogen, so wie ein Stückchen Eisen auf einen Magnet losfliegt. Selten machte es von dem Schnabel Gebrauch, ausgenommen in der Absicht, die Erde umzuwühlen, um desto leichter die Insekten erhalten zu können. Wo die Erde eine Höhlung hatte, fuhr es mit der Zunge in die Oeffnung hinein, um die Ameisen

aufzustöbern; hierzu ist das hornichte Ende sehr dienlich, indem es als Führer zum Innern dient.

Der Wendehalß ist ein einsamer Vogel, und man bekommt ihn nie in anderer Gesellschaft zu Gesichte, als in der seines eigenen Gatten; aber selbst diese Verbindung ist nur vorübergehend; denn sobald sich der häußliche Verein auflöst, welches im September geschieht, entfernt sich jedes von dem Andern, zieht fort und kommt nicht eher als im folgenden Frühjahre zurück.

Der Wendehalß nistet in Baumhöhlen und das Weibchen legt 5 bis 6 ja bisweilen 9 Eier. Die Jungen lassen sich sehr leicht aufziehen, und werden außerordentlich zahm.

Der Grünspecht. (Picus viridis Linn.)

Der Grünspecht ist ein scheuer, lebhafter und listiger Vogel, der den Menschen nicht zu nahe an sich kommen läßt, und wenn er merkt, daß er hintergangen ist, so fliegt er plötzlich mit einem Geschreie davon, das einem Gelächter nicht unähnlich und wie Gäk! Gäk! klingt. Es ist eine Lust ihm zuzusehen, wenn er einen Baumstamm hinanreitet, wobei ihm der Schwanz zur Stütze dient. Er rutscht beständig um den Stamm herum, und wenn er die Rinde desselben aufpickt, um Insekten hervorzuziehen, so wendet er sich nach einigen Hieben immer nach der entgegengesetzten Seite, um zu sehen, ob daselbst Insekten oder Larven hervorgekrochen sind, die er dann mit seiner langen Zunge schnell auffaßt und verschluckt. Der

Würmer oder Insekten, die sich in dem Innern gewisser Zweige oder noch öfterer unter der Rinde des alten Holzes aufhalten, bemächtiget er sich auf folgende Art: durch starke Stöße mit dem Schnabel untersucht er längs den Zweigen und Stämmen die Stellen, die angefault und hohl sind. Klingt der Zweig irgendwo hohl, so verweilt er da, und zerhackt mit seinem Schnabel Rinde und Holz. Nachher steckt er ihn in das gemachte Loch hinein, macht ein Gepfeife in das Hohle des Baums, um die schlafenden Würmer aufzuwecken, und in Bewegung zu bringen. Dann steckt er die Zunge in das Loch hinein, und holt, vermöge der Stacheln und des Leims, womit sie versehen ist, alle kleinen Thiere zu seiner Nahrung weg.

Der Grünspecht zeigt in allen seinen Bewegungen und Stellungen viel Possierliches und scheint Keckheit zu verrathen. Er ist wild und unruhig, den ganzen Tag über thätig und bleibt kaum einen Augenblick an derselben Stelle. In die Ameisenhaufen steckt er seine Zunge hinein und schluckt auf einmal eine große Anzahl hinunter. Auf diese Leckerei ist er so erpicht, daß man sich hinschleichen und ein Netz über ihn decken kann. Seine Jungen kriechen, ehe sie noch fliegen können, aus dem Neste an den Baumstämmen herum, und gehen des Abends wieder in dasselbe zurück. Sie lassen eine dem Geschrei der jungen Schweine ähnliche Stimme hören, und können mit Milch und Semmel leicht aufgezogen werden. Wenn sie aber erst fliegen können, so lassen sie sich nicht mehr eingesperrt halten, so wild und unbändig betragen sie sich, sondern müssen in einer mit Drathgittern versehenen Kam-

mer frei umher fliegen, in welcher einige Baumstämme aufgerichtet stehen. In Laub- und Nadelwäldern sind sie in Teutschland nicht selten; doch sieht man nicht leicht zwei Paare in einem Bezirke von einigen Stunden im Umkreise, indem sie einander nicht leiden.

Der weißschnäblichte Specht. (Picus principalis. Linn. Grand pic noir à bec blanc. Buffon.)

Dieser Vogel ist ungefähr so groß wie eine Krähe, und hält sich in Carolina, Virginien und mehrern Theilen von Südamerika auf, wo ihm die spanischen Ansiedler wegen des Getöses, das er mit seinem Schnabel an den Bäumen in den Wäldern macht, den Namen Zimmermann gegeben haben. Man hört diesen Lärm sehr weit, und wenn Mehrere zusammen arbeiten, so klingt das Getös beinahe wie das, was Holzhacker oder Zimmerleute machen; er rasselt mit seinem Schnabel an den Seiten der Oeffnung so stark, daß die Wälder davon wiederhallen. Oft findet man unten an den Bäumen einen Haufen Späne, der von seinen Arbeiten herrührt. Bei der Untersuchung ihrer Höhlen hat man gefunden, daß sie von einer schlängelnden Gestalt sind, um desto besser ihr Nest gegen das Wetter zu schützen.

Der Schwarzspecht. (Picus martius. Linn.)

Der Schwarzspecht ist in Teutschland in den meisten Gegenden ein seltener Vogel und in den größten Waldungen halten sich nur einige Paare auf; in Siberien ist er häufiger. Mit der größten Schnelligkeit klettert er an den Baumstämmen hinauf und lehnt sich dabei auf seine starken elastischen Schwanzfedern; mit seinem starken Schnabel arbeitet er tiefe Löcher in schadhafte Bäume, theils um die Larven herauszuziehen, theils um darin zu nisten. In der Ferne glaubt man einen Zimmermann im Walde arbeiten zu hören, so stark ist der Schall, den er durch sein Hacken verursacht.

Dieser Vogel muß einen unglaublich feinen Geruch oder sonst einen Sinn haben, wodurch er in den Stand gesetzt wird zu erfahren, ob Larven unter der Rinde eines Baumes oder im Holze desselben befindlich sind. Vielleicht merkt er es bei dem Anpicken der abgelösten oder doch nicht völlig frischen Rinde, welches einen ganz andern Schall giebt, als wenn er an einen gesunden Baum anschlägt. Das Geschrei, das der Schwarzspecht hören läßt, klingt wie Gut! Gut! Gick! Gick! und schallt sehr weit. Er beträgt sich eben so unruhig als der Grünspecht, und alle Augenblicke sieht man ihn an einem andern Baume, bald in dieser bald in jener Gegend. An Schlauheit scheint er den Grünspecht noch zu übertreffen; auch ist er noch scheuer als dieser; daher ist er auch nicht leicht zu schießen. Im Winter verläßt er sein Vaterland eben so wenig als andere Spechte, weil es ihm nie leicht ganz an Nahrung gebricht.

Der Schwarzspecht legt sein Nest in Baumlöchern an, die er entweder selbst macht oder schon vorfindet. So schlau er auch ist, so hintergeht ihn doch der Jäger auf eine possirliche Weise. Da dieser weiß, daß der Vogel keinen andern Specht in seinem Reviere duldet, so ahmt er das Picken desselben mit einem Messer auf dem Flintenkolben nach und versteckt sich dabei in einem Hinterhalt. Er dauert nicht lange, so stellt sich der neidische Vogel ein, um seinen Feind zu verjagen und wird geschossen.

Der Blauspecht. (Sitta europaea. Linn. la Sitelle oder Torchepot Buffon. Nuthatch oder Wood-cracker.)

Dieser Vogel bewohnt nicht bloß Europa, sondern auch Asien; bei uns ist er in Laub- und Nadelwäldern ziemlich gemein. In Teutschland nennt man ihn auch die Spechtmeise, den Nußhacker, den Baumkleiber u. s. w. Mit den Spechten kommt er darin überein, daß er wie diese meistentheils bloß an den Baumstämmen herum klettert, und sich selten auf dem Boden sehen läßt. Er läuft noch schneller die Stämme hinan als der Specht, und geht auch abwärts. Er ist ein scheuer und einsamer Vogel, aber thätig und munter, daher ruht er selten. Er hat einen schnellen und leichten Flug, aber auf flachem Boden hat er keinen sonderlichen Gang.

Der Blauspecht, das Eichhörnchen und die Feldmaus, die gern Haselnüsse fressen, haben jedes eine besondere Art, wie sie sich des Kerns bemächtigen. Das Eichhörnchen raspelt das schmale Ende ab und spaltet mit seinen langen Vorderzähnen die Schale entzwei, gerade wie es der Mensch mit dem Messer macht; die Feldmaus nagt mit ihren Zähnen ein Loch hinein, das so regelmäßig ist, als wäre es mit einem Bohrer hinein gebohrt, und doch so klein, daß man sich wundern muß, wie sie den Kern heraus bekommen kann. Der Blauspecht hackt mit seinem Schnabel ein unregelmäßiges ungleiches Loch hinein; da er aber keine Pfoten hat, mit welchen er die Nuß halten kann, während dem er sie durchbohrt, so steckt er sie wie ein geschickter Arbeitsmann in die Spalte eines Baums oder in eine Ritze; dann stellt er sich über sie und durchbohrt die harte Schale. Wenn man Nüsse in die Spalte einer Thürpfoste gesteckt hat, wo man wußte, daß sich Blauspechte aufhielten, so hat man jederzeit gefunden, daß sie dieselben bald durchbohrt hatten. Bei den Arbeiten machen sie einen pochenden Lärm, den man ziemlich weit hört. Der Doktor Plott erzählt, daß dieser Vogel, wenn er seinen Schnabel in die Ritze eines Baumastes steckt, bisweilen ein so heftiges Geräusch verursacht, als sollte der Zweig entzwei springen.

Das Nest des Blauspechts findet man in Baumhöhlen, besonders in alten Buchen und Eichen. Wenn ihm der Eingang zu groß ist, so verklebt er ihn so weit mit Lehm oder Koth, daß nur noch eine Oeffnung übrig bleibt, durch welche er bequem aus- und eingehen kann. Das Weibchen, das 6 bis 7 Eier legt, ist sehr eifrig im Brü-

ten, zischt beinahe wie eine Schlange, wenn es beunruhigt wird, und ergreift nur im äußersten Nothfalle die Flucht. Alle Nachmittage wird es durch sein Männchen abgelöst, welches dasselbe überdies mit Nahrung versorgt.

Der Eisvogel. (Alcedo hispida. Linn. Martin-pecheur oder Alcyon. Buffon. European kingfisher. Penn.)

Der gemeine Eisvogel, der bei uns auch Wasserspecht und Königsfischer heißt, gehört zu den schönsten einheimischen Vögeln, und hält sich nicht bloß in Europa, sondern auch in Asien und Afrika auf; er erträgt die strengste Kälte und die stärkste Hitze. Man sieht ihn häufig auf dem Zweige eines Baumes sitzen, der über einen Fluß hinüberragt; hier bleibt er ohne Bewegung sitzen und paßt oft ganze Stunden lang auf, um den Augenblick abzuwarten, wo ein kleiner Fisch unterhalb seines Standpunktes in die Höhe springt; er taugt sich senkrecht in das Wasser, wo er mehrere Secunden verweilt, und dann einen Fisch in die Höhe bringt, welchen er ans Land trägt, tödtet, und dann verschlingt. Kann der Königsfischer keinen solchen hervorragenden Ast entdecken, so setzt er sich auf einen Stein in der Nähe des Ufers, ja selbst auf einen Kiesel; sobald er aber einen Fisch gewahr wird, nimmt er einen Sprung von 12 bis 15 Fuß und stürzt sich von dieser Höhe senkrecht hinab. Oft bemerkt man, daß er auf seinem schnellen Fluge Halt macht und mehrere Secunden lang über einer und derselben Stelle

schweben bleibt, so wie es Einige von dem Habichtgeschlechte machen. So verfährt er im Winter, wenn der trübe Strom oder das dicke Eis ihn nöthigt, die Ufer zu verlassen, und er an den Seiten der offnen Bäche hinschwebt. Bei jeder Pause bleibt er in der Luft in einer Höhe von 15 bis 20 Fuß gleichsam hängen, und wenn er seine Stellung verändert, so senkt er sich herab, und schwebt einen Fuß hoch über der Oberfläche des Wassers hin, dann steigt er in die Höhe und macht wiederum Halt. Diese wiederholte und fast ununterbrochen fortgesetzte Bewegung zeigt, daß der Vogel sich wegen mehrerer kleinen Gegenstände als Fische und Insekten untertaucht und zwar oft vergeblich; denn auf diese Art fliegt er mehrere Meilen weit.

Herr Daubenton ernährte solche Vögel mehrere Monate lang durch kleine Fische, welche er in ein Wasserbassin gethan hatte, und welche sie fraßen; sie schlugen alle andere Arten von Nahrungsmitteln aus.

Am Senegal sah Herr Golberry einen kleinen Eisvogel, der bloß zwei Zoll lang war; er flog auf dem Wasser des Senegals herum, blieb immer in der Nähe des Ufers, war in unaufhörlicher Bewegung, veränderte stets seine Stelle und flatterte den ganzen Tag herum, ohne nur im geringsten zu ruhen; der Zweck seiner Jagd sind kleine Würmer, die er am Ufer findet.

An der Elbe sind die Eisvögel nicht ganz selten; nie sieht man sie auf der Erde; immer hüpfen sie auf den an den Ufern befindlichen Weidensträuchern herum, worauf sie sich sehr gut anhalten können. Es ist ein scheuer Vogel und man kann ihn nur mit Mühe in der Nähe be-

trachten. Er hat ein sehr scharfes Gesicht, weil er von hohen Ufern herab seine Beute unten im Wasser erblickt.

Seine Nahrung sind mancherlei kleine Fische, die er, sobald er sie gewahr wird, über dem Wasser flatternd, mit seinem Schnabel ergreift. Bisweilen bemächtigt er sich eines Fisches, der fingersdick ist, und ihm viel zu schaffen macht, ehe er ihn verschlingen kann; denn er schluckt alles ganz hinunter. Ist das Fleisch verdaut, so giebt er die Greten, Schuppen und andere unverdauliche Theile in einem Gewölle, wie die Raubvögel, von sich. In der Gefangenschaft ist er sehr wild.

Der Baumkletterer. (Certhia familiaris. Linn. Grimperau. Buffon.)

Der Baumkletterer, der auch der gemeine Baumläufer, und Baumklette heißt, wird sowohl in Europa als in Asien und Amerika gefunden; besonders zahlreich ist er in der Nachbarschaft von Philadelphia in Nordamerika. Er läuft nach Art der Spechte mit bewundernswürdiger Schnelligkeit den Baumstamm hinan, wozu außer dem Schwanze auch seine Füße eingerichtet sind, deren Zehen mit langen spitzigen Krallen bewaffnet sind. Er ist so wenig scheu, daß man sich dem Baume, an welchem er hinauf klettert, auf zwei Schritte nähern kann. Beim Klettern läßt er seine hell durchdringende Stimme „Zieh! Zieh!“ hören.

Dieser Vogel scheint die Gesellschaft der Menschen vorzüglich zu lieben, und man kann nicht leugnen, daß

er in einigen Theilen der Welt oft aus Eigennutz Schutz erhält. Da man seinen Nutzen kannte, indem er Insekten vernichtete, so ist es in mehrern Theilen der vereinigten Staaten in Nordamerika schon lange Sitte gewesen, ein kleines Behältniß oben an einen langen Pfahl in den Gärten und um die Häuser zu befestigen, worein diese Vögel ihr Nest bauen und ihre Jungen ausbrüten, welche die Eltern mit einer Menge verschiedener Insekten, besonders mit den Arten füttern, die in den Gärten Schaden anrichten. Ein Herr, der diese Vögel deshalb beobachtete, sah, daß die Eltern gewöhnlich aus dem Neste flogen, und in einer Stunde 40 bis 60 Mal mit Insekten zurückkamen, ja einstmals kehrten sie in einer Stunde sogar 71 Mal zurück. Mit dieser Arbeit waren sie den größten Theil des Tages beschäftigt. Nimmt man nun an, daß sie 12 Stunden darauf verwenden, so vernichtet ein einziges Paar von diesen Vögeln in einem Tage wenigstens 600 Insekten, wenn man nämlich annimmt, daß die beiden Vögel jedesmal bloß ein Insekt nehmen. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß sie oft mehrere fangen. (Bartons Bruchstücke aus der Naturgeschichte von Pensilvanien. S. 22.)

Wir vermuthen, daß dies der Vogel ist, den Herr St. John (s. d. Sittl. Schilderung von Amerika. Aus dem Engl. 1784. S. 60.) einen Zaunkönig genannt hat, und von dessen Muthe und Selbstsucht er folgende Geschichte erzählt: „drei Vögel hatten ihre Nester nahe beisammengebauet. Eine Schwalbe hatte das Ihrige in dem Winkel des Platzes nächst seinem Hause, ein anderer Vogel, den er eine Meise nennt, in einem andern

Winkel gebaut, und ein Zaunkönig besaß ein kleines Behältniß, das Herr St. John ausdrücklich dazu gemacht und zwischen ihnen aufgehängt hatte. Diese Vögel waren sämmtlich ganz zahm. Der Zaunkönig hatte schon seit einiger Zeit einige Unzufriedenheit über sein Behältniß gezeigt, ob man schon die Ursache davon nicht kannte. So klein als er war, so faßte er doch endlich den kühnen Entschluß, die Schwalbe aus ihrer Behausung zu jagen, was ihm zur nicht geringen Verwunderung des Herrn St. John gelang. „Unverschämtheit, sagt Herr St. John, siegt immer über die Bescheidenheit; kaum hatte der Zaunkönig seine Heldenthat vollführt, als er alle Materialien des Nestes mit der bewundernswürdigsten Geschicklichkeit nach seinem eignen Behältnisse schaffte. Seine Freude über diesen Triumph war sehr sichtbar; mit ungewöhnlicher Schnelligkeit schlug er mit den Flügeln, und aus allen seinen Bewegungen leuchtete ein allgemeines Frohlocken hervor. Die friedliche Schwalbe saß gleich einem duldsamen Quäker gelassen in einer kleinen Entfernung davon und versuchte nicht den geringsten Widerstand. Kaum aber war die Beute weggeführt, so fieng der gekränkte Vogel mit unabläßigem Eifer an seinem zerstörten Neste zu bauen an, so daß nach wenigen Tagen die Zerstörung wieder gut gemacht war.“ Um jedoch ähnliche Gewaltthätigkeiten in der Zukunft zu verhindern, hieng Herr St. John das Behältniß des Zaunkönigs an einer andern Seite des Hauses auf.

Der Colibri. (Trochilus colubris. Linn. Rubis. Buffon. Hummingbird. Penn.)

Der Colibri, den man auch Honigsauger und Fliegenvogel nennt, ist von der Natur mit den schönsten Farben ausgestattet; alle nur ersinnlichen Farben zieren das zarte Gefieder desselben. Neben der Pracht des Gefieders besitzen die Colibris einen schlanken, leichten und gefälligen Körperbau. Sie flattern leicht und ungezwungen von Baum zu Baum, und leben fast beständig in der Luft, Sie fressen weder Körner noch Insekten, sondern saugen den Honigsaft aus dem Innern der Blumen.

Er gleicht in mehrerer Hinsicht ganz dem Schmetterlinge; er fliegt von der einen Blume zur Andern und senkt seinen Schnabel in ihren Trichter, um sich mit dem süßen Safte zu sättigen. Dabei setzt er sich nie nieder, sondern flattert über den Blumen und hält in der Luft schwebend sein köstliches Mahl. Das Schlagen seiner Fittige ist dabei so schnell, daß der ganze Körper unbeweglich und unthätig scheint. Er verweilt bloß einige Augenblicke neben dem süßen Kelch und schießt pfeilschnell davon. Seine Zunge ist ungemein geschickt, den Honig der Blumen einzuschlürfen; sie gleicht einem Saugrüssel, der im Schnabel wie in einer Scheide verborgen liegt.

Der gemeine Colibri hält sich fast in ganz Nordamerika, das sehr rauhe ausgenommen, und zwar in manchen Gegenden in großer Menge auf. Sein Flug ist so schnell, daß man ihm mit den Augen nicht folgen kann. Ob er gleich den Menschen nahe an sich kommen läßt, so läßt er sich doch nicht leicht fangen: denn indem man die Hand

ausstreckt, schießt er pfeilschnell davon. Es gewährt einen angenehmen Anblick, wenn man sieht, wie dies Vögelchen seinen Schnabel ringsum in jede Blume steckt; kaum aber hat es die Eine ausgesogen, so fliegt es zur Andern. Man sollte kaum glauben, daß diese kleinen Geschöpfe so neidisch auf einander sind. Wenn Mehrere sich auf einem Blumenbeete treffen, erzählt Anburey (S. dessen Reisen im innern Amerika. Aus dem Englischen übersetzt von Georg Forster 1792. S. 238.), so fallen sie mit solcher Wuth über einander her, als wollten sie sich durch und durch hacken. Wenn sie ein Fenster offen sehen, so fliegen sie bei ihren Kämpfen oft in ein Zimmer, fechten ein Weilchen und flattern wieder davon. Sie kennen nicht nur die Leidenschaft des Neides, sondern auch des Zorns; wenn sie auf eine verwelkte oder welkende Blume treffen, die keinen Saft mehr hat, so pflücken diese kleinen Thierchen sie im vollen Zorn ab, und werfen sie auf die Erde. In großen Gärten, wo viele Blumenbeete waren, habe ich oftmals den Erdboden mit den Wirkungen ihrer Wuth ganz bedeckt gesehen.

Dieser kleine Vogel, sagt Herr St. John, (S. dessen sittliche Schilderung von Amerika, in Briefen eines amerikanischen Gutsbesitzers an seinen Freund in England. Aus dem Englischen 1784.) scheint unter allen gefiederten Thieren das zornigste zu seyn; sie kämpfen oft mit Löwenmuth gegen einander und ruhen nicht eher als bis Einer der Streitenden unterliegt und sein zartes Blüthenleben aufgiebt. Um auszuruhen, hat sich bisweilen Einer, in ganz geringer Entfernung von mir, auf einem Zweige niedergelassen und mir dadurch die beste Gelegen-

heit gegeben, ihn mit Muße zu betrachten. Seine kleinen Augen werfen gleich Diamanten von allen Seiten her blitzende Strahlen von sich, und man kann sich nicht enthalten, ihn für das vollkommenste Miniaturwerk der Natur anzusehen.

Da der Colibri so klein und so schwer zu fangen ist, erzählt Herr Anburey, so war ich in großer Verlegenheit wie ich Einen bekommen sollte, um ihn auszustopfen. Ich sah wohl ein, daß ich das kleine Geschöpf zu Staub zermalmen würde, wenn ich darauf schösse, und wußte kein Mittel ausfindig zu machen, ein solches zu bekommen. Ich zog daher die Einwohner zu Rathe, und sie sagten mir, daß sie diese Thierchen niemals fiengen, ausser wenn sie in ein Zimmer flögen, wo das Fenster offen stände. Eine Woche und länger saß ich in dieser Erwartung und sann auf etwas anderes. Endlich fiel mir ein, eine Pistole mit Pulver zu laden und etwas feinen Sand darauf zu setzen, damit der starke Knall die Vögel entweder betäuben oder die Sandkörner sie niederwerfen möchten. Dies Mittel gelang mir nach Wunsch. Ich schoß nach einer Blume, auf der ich einen Colibri sitzen sah, und er fiel mit ihr, war aber nicht todt, sondern bloß vom Knalle betäubt; denn bald nachher wäre er mir beinahe wieder entwischt.

So schwer der Colibri auch lebendig zu fangen ist, so hatte doch ein Freund des Herrn du Pratz dies Vergnügen. Er hatte gesehen, daß Einer in die Glocke einer Winde kroch, und als er sich ganz darin vergraben hatte, um auf den Boden zu kommen, lief er augenblicklich nach der Stelle hin, machte die Blume zu, schnitt

sie von dem Stengel ab und nahm den Vogel als Gefangenen mit fort. Er komte es jedoch nicht dahin bringen, daß der Vogel fraß; dieser starb daher in 3 bis 4 Tagen.

Charlevoix meldet, daß er einst in Canada gegen 24 Stunden einen solchen Vogel gehabt habe, der sich angreifen ließ, ja sogar todt stellte, um zu entkommen; allein ein leichter Frost tödtete ihn in der Nacht.

„Mein Freund, der Capitän Davies, meldet mir, sagt der Doktor Latham in seiner Synopsis, daß er diese Vögel 4 Monate lang auf folgende Art lebendig erhielt: er machte einige röhrenförmige Blumen von Papier nach, befestigte dieselben um eine Tabakspfeife und strich sie mit der nöthigen Farbe an; er stellte sie in ihrer natürlichen Stellung in den Käfig, worin sich die kleinen Geschöpfe befanden; in den Boden der Röhren that er eine Mischung von braunem Zucker und Wasser, so oft sie leer waren; auf diese Art nährten sich die zarten Geschöpfe und wurden ungemein zutraulich.

Merkwürdig ist es, wie diese kleinen Vögel ihre Jungen vertheidigen; sehen sie Jemand auf den Baum steigen, auf welchem sich ihr Nest befindet, so fliegen sie muthig herbei, flattern dem Menschen ins Gesicht und schlagen ihn mit unglaublicher Schnelligkeit in die Augen.

Das Nest, das sie bauen, ist außerordentlich klein, und wird als eine große Seltenheit angesehen. Sie bauen dasselbe in die Mitte eines Baumzweiges und auch in niedrige Büsche; allein ich wußte, erzählt Herr Anburey, daß alles Suchen umsonst seyn würde; ich sagte daher einigen Negern, die in einer Sumpfgegend Holz fällten,

daß, wenn sie ein Colibrinest fänden, und es mir zeigten, ich ihnen Einen Thaler geben wollte. Eines Morgens kam auch wirklich ein Neger und sagte mir, daß er eins gefunden hätte. Ich gieng mit ihm in einen großen Sumpf, er blieb an der Stelle stehen, wo er Holz gefällt hatte und rief: hier ist das Nest! Es war nicht leicht zu erkennen; er nahm daher eine lange Stange, und zeigte auf die Stelle, als ich es aber auch da nicht sehen konnte, indem ich blos Moos sahe, nahm er sein Stange eilig weg und rief: Herr, sieh doch dort hin, dort wirst du den Alten sehen! Kurz darauf kam auch wirklich der Alte und setzte sich zwischen die Gabeln eines Zweigs auf das Nest. Ich stieg auf den Baum und wußte es noch nicht zu finden, bis es mir der Neger zeigte und ich den Alten darauf sitzen sah. Als ich näher kam, flog er davon, und schwirrte und summete mir um den Kopf. Ich fand zwei Eier im Neste und brach den Zweig ab, woran es saß. Als ich aber den Baum herunter stieg und den Hauptstamm herab kletterte, mußte ich den Zweig mit dem Neste in den Mund nehmen und ließ zu meinem größten Verdrusse eins von den Eiern herausfallen. Der Neger und ich suchten es beinahe eine Stunde lang, konnten es aber nicht wieder finden. Die Eier sind fast so groß als die Zaunkönigseyer. Bei näherer Besichtigung des Nestes wunderte ich mich nicht, daß ich es von dem andern Moos an dem Baume kaum hatte unterscheiden können. Es ist von außen mit grünem Moose überzogen, wie man gewöhnlich an alten Pfählen, Zäunen und alten Bäumen findet. Es ist rund, und inwendig von braunen ganz weichen Daunen, die von dem Sumachstamm

gesammelt zu seyn scheinen, der mit einer zarten Wolle von dieser Farbe bedeckt ist. Der innere Durchmesser des Nestes ist oben kaum einen Zoll breit, und die Tiefe beträgt kaum einen halben Zoll.

Die Stimme des Colibris ist sehr einfach und wird von Einigen mit dem Sperlingsgeschrei verglichen. Ausser der Heckezeit leben die Colibris einzeln zerstreut; während jener aber paarweise. Das Weibchen legt zwei Eier. Männchen und Weibchen brüten wechselsweise 12 Tage und am 13ten kriechen die Jungen aus, welche so groß als die Stubenfliegen sind. Dutertre sagt, daß die Alten den Jungen ihre mit Honigsaft angefüllte Zunge hinhielten, und daß die letztern daran saugten.

Die Amerikaner tragen todte Colibris wie Juwelen in den Ohren.

Der Staar. (Sturnus vulgaris. Linn.

Der gemeine Staar hält sich nicht bloß in Europa auf, sondern scheint auch die ganze alte Welt zu bewohnen. Er ist ein lebhafter, munterer und sehr geselliger Vogel. Er liebt ebene Gegenden mit Buschwerk besetzt und Felder und Wiesen in der Nähe. Wenn im Oktober rauhe Witterung eintritt, so verläßt er uns in großen Gesellschaften und begiebt sich nach wärmern Ländern. Oft kommt er schon zu Ende des Februars, sonst aber gewöhnlich im Anfange oder um die Mitte des Märzes von seinen Wanderungen zurück. So lange es noch zu rauh bleibt, sieht man den Tag über einzelne kleine Ge-

sellschaften, welche auf Feldern und Triften ihrer Nahrung nachgehen, sich aber des Abends in keine großen Schaaren versammeln. Sobald aber angenehme und windstille Tage eintreten, versammeln sich die kleinen Gesellschaften gegen Abend an einem gewissen Orte, den sie alle Jahre zu diesem Zwecke wählen, und bilden eine Schaar, die späterhin immer größer wird und endlich so zunimmt, daß sie einer Wolke gleicht, die den Erdboden beinahe verdunkelt. Solche Schaaren bestehen aus vielen tausenden, die sämmtlich mit großem Jubel und lautem Geschrei bis nach Sonnenuntergang in sehr vielen Wendungen nach allen Seiten hin über der Gegend schweben, und sich zu freuen scheinen, wenn die Gesellschaft recht zahlreich wird.

Die künstlichen Schwenkungen einer Staarwolke gewähren dem Auge ein herrliches Schauspiel. Oft trennt sich die Schaar bei ihren Schwenkungen in zwei und mehrere Theile, welche dann abgesondert einige Minuten umherschwärmen, sich aber bald wieder zusammen winden. Man hört dabei kein Gezänk, und der Flug geht immer ziemlich niedrig über der Erde hin. Zu solchen Versammlungsplätzen wählen die Staare einzelne junge Feldgebüsche, Rohrteiche und andere Oerter, wo sie des Nachts bequem ruhen können. Sobald es dunkler wird, lassen sie sich nieder und bedecken dann Bäume und Sträuche, so daß sich die Zweige zur Erde biegen. Ehe sie einschlafen, lassen sie noch eine Zeitlang ihre Stimmen hören, welche wegen der Menge ein gar sonderbares Getöse verursachen. Des Morgens erhebt sich die ganze Schaar vor Sonnenaufgang wieder in die Luft, vergnügt sich eine Zeitlang

mit denselben Schwenkungen und zerstreuet sich endlich in kleine Gesellschaften durch die ganze Gegend.

Der Staar scheuet sich nicht sehr vor den Menschen und wird in der Gefangenschaft, besonders jung aufgezogen, so kirre und so zutraulich als nur irgend ein anderer Vogel. In der Gefangenschaft ahmt er gern die Stimme andrer Vögel nach, und lernt, jung aufgezogen, Lieder pfeifen, die er aber auch leicht wieder vergißt, und mit fremden Tönen vermischt. Unter den einheimischen Vögeln ist er Einer von denen, welche die Worte am deutlichsten nachsprechen lernen, wenn ihm dieselben oft genug vorgesagt werden. Er kann in der Gefangenschaft sehr viel Kälte ertragen und ist munter dabei, wenn es ihm nur nicht an Futter und Wasser fehlt. Er wird zehn und mehrere Jahre alt. Um die Mitte des Aprils zerstreuen sich diese geselligen Vögel, suchen Wälder und in denselben Bäume mit solchen Höhlen und Löchern auf, in welchen sie nisten können; nicht selten haben mehrere Paare ihr Nest auf einem Baume.

Die Staare besitzen ziemlich viel Klugheit und lernen leicht sprechen. Ein glaubwürdiger Mann erzählt folgende Geschichte: ein Staar war der Pflege eines Kammermädchens anvertraut und hatte bei Abwesenheit der Herrschaft sein Häuschen auf der Stube derselben. Die Zofe bekam oft männliche Besuche und gestattete den besuchenden Freunden bisweilen einen Kuß. Der Vogel sah dies, und als die Herrschaft nach Hause kam, plauderte er es aus; denn unglücklicherweise hatte man ihm die Wörter Kammerjungfer, Kuß, Herr, gelehrt; auch wußte er unter andern mancherlei weibliche Verrichtungen

zu benennen. Dies verdroß das Kammermädchen und es faßte den Entschluß, sich an dem kleinen Verräther zu rächen. Bei der nächsten Abwesenheit der Gräfin nahm es den Staar und nähte ihm das Gefieder über dem After zusammen, so daß der arme Vogel sein natürliches Bedürfniß nicht verrichten konnte. Die Gräfin kommt nach Hause; der Staar ist sehr traurig und den Morgen darauf noch trauriger. Was fehlt dem Vogel? fragt die Gräfin. Niemand will etwas wissen; endlich erklärt sich der Staar mit schwacher Stimme selbst: Kammerjungfer genäht! sind seine Worte. Man untersucht ihn und findet, daß der After zugenähet ist.

Ein Landgeistlicher hatte einen Staar reden gelehrt; und gewöhnlich bediente er sich, wenn ihm etwas nicht gelingen wollte, des Ausdrucks: das ist ein verflicktes Ding! Er hatte einen Knecht, Namens Niklas, der mit der Köchin in dem Zimmer des Herrn zusammenkam, wenn dieser nicht zu Hause war. Kam nun der Pfarrer nach Hause und fand kleine unerwartete Unordnungen, so kroch der Staar gewöhnlich aus seinem Winkelchen hervor und rief: Niklas! Niklas! Dies brachte den Pfarrer auf die rechte Spur, und er erwischte Niklas mit der Köchin. Allein Niklas rächte sich an seinem Verräther dadurch, daß er ihm die Oeffnung verstopfte. Der Staar wurde krank und niemand wollte wissen, wo es ihm fehlte. Der Pfarrer nahm seinen Liebling auf den Schoos, streichelte ihn und sagte: Du armes Thier, ja wenn ich wüßte, wo dirs fehlte! Sogleich rief der Vogel aus: Niklas, verflicktes Ding! Man sah nach, und der Staar wurde dadurch vom Tode gerettet.

Meine Eltern, erzählt Trimolt, (S. dessen Beispiele zur Kenntniß der Seelenkräfte der Thiere) hatten einen Staar, der nach einiger Zeit mancherlei Töne nachahmte, wenn er sie mehrmals gehört hatte. Als meine jüngste Schwester noch klein war und häufig schrie und weinte, gab der Staar auf die hervorgebrachten Töne genau Acht, fieng an, sie nachzuahmen und brachte es durch tägliche Wiederholungen endlich dahin, daß er die schreiende und weinerliche Stimme des Kindes völlig nachahmte. Trat jemand in der Folge, als meine Schwester schon größer war, in das Zimmer, wo sich der Vogel befand, so wurde er sehr oft in Verlegenheit gesetzt und sonderbar getäuscht, indem er eine weinerliche Kinderstimme hörte, und doch, wenn er um sich blickte, kein schreiendes Kind bemerken konnte.

Der nämliche Vogel wurde nach und nach auch ein Trompeter. Die Veranlassung dazu gaben ihm die Trompeter von einem Cavallerieregimente, das zum Theil in meine Vaterstadt zu stehen kam. Wenn diese nach militairischem Gebrauche nicht weit von meiner Eltern Hause bliesen, so horchte er genau darauf und wagte es endlich dem Trompetenschall selbst nachzumachen. Dies Wagestück gelang ihm auch so gut, daß er in einigen Wochen die ganze Musik, die aber jeden Abend immer dieselbe war, mit allen Pausen und Abwechselungen des Tags mehreremale mit großer Anstrengung und mit schmetternder Stimme hersang.

Auf dem Schlosse eines Edelmanns war ein Staar, der eine sehr große Geschicklichkeit im Sprechen besaß, Viertelstundenlang fortplappern und gewisse ihm vorge-

legte Fragen beantworten konnte. Man fragte ihn zum Beispiel: „wie alt ist der Staar?“ „Hundert und funfzig Jahr,“ war seine Antwort. „Wie heißt der Staar?“ „Nestor, mein Herr!“ „Was macht der Staar?“ „Denkt über die Quadratur des Zirkels nach.“

Wenn man aufhörte zu fragen, so sprach der Staar oft noch lange mit sich fort, und sagte eine Antwort nach der Andern her. Nicht selten verwechselte er die Antworten mit einander, und ließ einen wahren Galimathias hören. Richtete man die Fragen in der Ordnung an ihn, in der sie oben stehen, so beantwortete er jede derselben richtig. Veränderte man aber diese Ordnung und fragte ihn z. B. statt: „wie alt ist der Staar?“ „wie heißt der Staar?“ so war die Antwort: „hundert und funfzig Jahr.“ Indessen machte er sich dieser Unachtsamkeit nicht immer schuldig.

Ich besitze einen Staar schon in das siebente Jahr (er ist in diesem Frühjahre sieben Jahr alt), der anfänglich sprechen konnte, allein da man keine Uebung mit ihm angestellt hat, so hat er das Sprechen gänzlich verlernt. Vorzüglich leidet sein Gedächtniß während der Mauserzeit: denn nach dieser kann er weder pfeifen noch sonst etwas machen, was er sonst thun kann, sondern muß alles von neuem lernen. Er ist sehr neugierig; sieht er zwei bis drei Personen in der Stube beisammenstehen und mit einander sprechen, so kommt er sogleich hinzu, stellt sich zwischen sie, und hört ihnen aufmerksam zu, indem er eine nach der andern ansieht und ihre Mienen zu beobachten scheint. Bleibt man an der Stelle stehen, wo er sich gewöhnlich aufhält, so fängt er gewaltig zu schreien

an, sobald die Sprechenden sich lebhaft unterhalten, und verdoppelt sein Schreien, wenn diese schnell sprechen. Der Trieb zum Fortziehen beim Eintritte der Wanderzeit hat nach und nach abgenommen und wirkt bei weitem nicht so stark mehr auf ihn, als in frühern Jahren. Er träumt und läßt im Schlafe Töne hören; er niest und kann ziemlich viele Kälte ertragen. Gegen das Frühjahr hin wird er sehr beißig und aufgebracht, wenn man ihn angreifen will; dies dauert bis zum Eintritte der Mauszeit fort. Bisweilen setzt er sich neben meine Füße und pickt mich, damit ich auf ihn aufmerken soll. Er badet sich sehr gern, und wenn dies an einem Tage mehrmals geschieht, so tritt gewöhnlich eine Wetterveränderung ein. Mehrmals ist er zu Bette gegangen, ob es schon noch mitten am Tage war, wenn etwa ein Gewitter kam, welches die Stube sehr verfinsterte.

Der Wasserstaar. (Sturnus cinclus. Linn. Merle d'eau. Buffon.)

Der Wasserstaar ist in Europa und Asien zu Hause und hält sich in der Nähe von Gewässern auf. Er ist ein scheuer und einsamer Vogel, der eben so schnell laufen als gut fliegen kann. Im Fluge taucht er öfters unter, wenn er über einem Gewässer hinstreicht und schießt eine kleine Strecke unter dem Wasser fort. Er bleibt den ganzen Winter über bei uns, und ist bei der strengsten Kälte munter, weil ihn sein starker Federpelz gegen die rauhe Witterung schützt. Da er ein scharfes

Auge hat, so kann er seinen Fraß im hellen Wasser auf dem Grund entdecken, und seine Geschicklichkeit im Untertauchen setzt ihn in den Stand, daß er ihn nicht verfehlt.

Der Wasserstaar hält sich gern an hellen Strömen auf, die einen reißenden Fall haben und deren Bette durch Steine und Felsenstücke unterbrochen wird. Seine Sitten sind sehr sonderbar: Wasservögel mit Schwimmfüßen schwimmen oder tauchen unter; diejenigen, welche sich an den Ufern aufhalten, ohne ihren Körper naß zu machen, waten mit ihren langen Beinen hinein; der Wasserstaar aber geht gerade in den Fluß hinein und folgt der Abschüssigkeit des Bodens. Man bemerkt, daß er nur allmählig hineintritt, bis ihm das Wasser an den Hals geht; er schreitet immer fort und hält den Kopf nicht höher als gewöhnlich, ob er sich schon ganz untergetaucht hat. Er geht unter dem Wasser fort, und steigt bis auf den Boden hinab, wo er herum schlendert, wie am trocknen Ufer. Folgende Nachricht von dieser außerordentlichen Gewohnheit hat Herr Herbert dem Grafen Buffon mitgetheilt:

„Ich lag am Strande des Sees Nantua in einer Hütte im Hinterhalte, die aus Fichtenzweigen und Schnee bestand, wo ich wartete, bis ein Boot, das auf den See herum ruderte, einige wilde Enten an den Rand des Wassers triebe. Vor mir war eine kleine Oeffnung, deren Boden sanft abschüssig war; sie konnte in der Mitte ungefähr 2 bis 3 Fuß tief seyn. Hier hielt sich länger als eine Stunde ein Wasserstaar auf, und ich hatte Gelegenheit genug, seine Manövres zu betrachten. Er lief ins Wasser, verschwand, und kam wieder auf der andern Seite der Oeffnung zum Vorschein, durch welche er auf

diese Art mehrmals watete. Er lief auf dem Boden hin, schien sein Element gar nicht verändert zu haben, und verrieth beim Untertauchen weder Widerwillen noch Bedenklichkeit. Indessen bemerkte ich mehrmals, daß, so oft er tiefer als das Knie watete, er seine Flügel ausstreckte und sie auf den Boden hängen ließ; auch bemerkte ich, daß, wenn ich ihn auf dem Boden des Wassers entdecken konnte, er mit Luft umgeben zu seyn schien, wodurch er eine glänzende Oberfläche erhielt, wie einige Arten von Käfern, welche im Wasser jederzeit in einer Luftblase eingeschlossen sind. Seine Absicht, warum er seine Flügel fallen ließ, wenn er ins Wasser gieng, mochte dahin gehen, diese Luft einzuschließen; sicherlich war er niemals ohne dieselbe und er schien zu zittern. Diese sonderbaren Gewohnheiten kannte keiner von den Jägern, mit denen ich darüber sprach; vielleicht hätte ich sie auch nie kennen lernen, wenn ich mich nicht zufälligerweise in der Schneehütte aufgehalten hatte.

Der Krammetsvogel. (Turdus pilaris. Linn. Tourdelle. Buffon.)

Der Krammetsvogel, der auch Wachholderdrossel genannt wird, besucht unsere Gegenden bloß auf seinen Wanderungen. Er nistet im höhern Norden, und rückt, wenn Kälte eintritt, immer weiter zu uns herab, so wie ihn der Schnee im Norden vertreibt. Gewöhnlich langt er bei uns gegen die Mitte des Novembers in großen Schaaren an, die nach einiger Zeit weiter bis ins südliche

Europa ziehen. In England, wo sie schon im Oktober ankommen, überwintern sie. Sobald im März der Schnee wegthaut, ziehen sie sich allmählig wieder in ihr Vaterland zurück.

Da sie sich in Heerden zusammen thun, und in einem fremden Lande sind, sobald sie bei un- anlangen, so sieht man deutlich, daß sie eine Art von Schildwache halten, um jeden Anschein von Gefahr zu bemerken und anzukündigen. Nähert man sich einem Baume, der mit ihnen bedeckt ist, so bleiben sie ohne Furcht sitzen, bis Einer am Ende des Busches auffliegt, und ein lautes Lärmgeschrei erhebt, worauf sie alle sogleich fortfliegen, ausgenommen der Eine oder der Andere, der sitzen bleibt, bis die Person noch näher kommt, um sich gleichsam von der Wirklichkeit der Gefahr zu überzeugen; hierauf fliegt er ebenfalls fort, und wiederholt das nämliche Lärmgeschrei.

Obschon die Krammetsvögel ihr Nest auf hohe Bäume bauen, und bei Tage auf Bäumen sitzen, so schlafen sie doch jederzeit auf der Erde.

Die Amsel. (Turdus merula. Linn. Merle. Buffon.)

Die Amseln leben im gemäßigten Europa und Asien, und sind in den waldigten Gegenden Teutschlands ziemlich gemein. Im Sommer bewohnen sie dichte Gebüsche und Waldungen, und im Winter ziehen sie sich in kleinen Gesellschaften oder Paarweise oder einzeln nach

solchen Gegenden hin, wo warme Quellen und offene Wassergräben sind.

Die Amsel ist ein scheuer und vorsichtiger Vogel, der sich immer verborgen hält, und sobald er den Menschen von fern erblickt, schon auffliegt. Da sie so sehr auf ihrer Hut ist, so kann man ihr nur schwer beikommen. Sie ist gelehrig, und man kann durch Fleiß und Mühe ihr mehrere Melodien beibringen. Dem Candidaten G** in B* wurde ein Nest voll junger Amseln gebracht, und er übernahm ihre Erziehung und zugleich den Unterricht in der Musik. Seine Zöglinge aber starben bald, bis auf Einen, der nicht nur gleich anfangs einen dauerhaften Körper, sondern auch viele Talente zeigte, so daß er in Zeit von einem halben Jahre beinahe alle Kirchenmelodien, und noch viele Trompeterstücke inne hatte. Der Vogel wurde die Bewunderung der ganzen Gegend, aber eben dadurch seinem Lehrherrn ein theurer Hausgenosse. Dieser verschenkte ihn endlich an seine Schwester, die Frau des Pfarrers H. in S. In dem neuen Dienste verrieth der Sänger mehrere Tage hindurch einige Schwermuth; nachher aber machte er seiner neuen Herrschaft eben das Vergnügen, als vorhero seinem Lehrmeister. Nach etwa vier Monaten seines Dienstwechsels, hatte er sich einstens des Abends schon zur Ruhe begeben, als er auf einmal schnell auffuhr, wie rasend in dem Käfige herumflatterte, und besonders gegen das Gatter schnippte und zischte, gerade wie wenn man jungen Vögeln das Futter reicht. Niemand konnte errathen, was dem Vogel widerfahren sey; man glaubte, es müsse ihn ein Insekt gestochen haben. Man nahm daher den Bauer

herunter, und suchte ihm Hülfe zu verschaffen; allein alles war vergebens und die ganze Pfarrfamilie kam über diesen besondern Vorfall in Besorgniß, als auf einmal Herr G** unvermuthet in die Stube trat, womit sich der Vorfall endigte, und der Vogel sich ganz gelassen zur Ruhe begab. Herr G** hielt es für eine Krankheit, die er doch niemals vorher an dem Vogel bemerkt hatte. Etwa nach vier Wochen fieng die Amsel mitten im Singen den nämlichen Lärm wieder an, und nachdem sie, wie vorher, damit eine gute Viertelstunde angehalten hatte, trat Herr G** wieder zum Besuch in das Zimmer, und beschloß durch seine Gegenwart den Auftritt. Nun war es nicht schwer, auf einen Zusammenhang oder Einfluß des Lehrmeisters auf seine Schülerin zu rathen. Herr H., ein sehr denkender Mann, ersuchte seinen Schwager, Herrn G**, ihm einen baldigen neuen Besuch zu machen. Herr G** verstand sich dazu, und man hatte sich in der obigen Muthmaßung nicht betrogen. Der Versuch ist mehr als 20 Mal mit gleichem Erfolge wiederholt worden.

Der Spötter oder Spottvogel. (Turdus polyglottus. Linn. Grand moqueur. Buffon.)

Der Spottvogel ist in ganz Amerika sehr gemein, doch verändert er nach Beschaffenheit der Jahreszeit seinen Aufenthalt und zieht im Winter aus den nördlichen Gegenden nach den wärmern Theilen gegen Süden. Er hält sich in dichten undurchdringlichen Wäldern auf; auch kommt er öfters nahe in die Gegenden, wo Pflanzungen

sind; doch ist er sehr scheu und leidet nicht, daß Jemand sein Nest betrachtet und betastet. Durch seinen trefflichen melodischen Gesang übertrifft er alle andern Vögel, ja selbst unsere Nachtigall. Er singt oft den größten Theil der Nacht hindurch, wobei er entweder auf dem höchsten Gipfel eines Baumes oder auf einem Schornsteine sitzt. Er besitzt nicht nur einen eigenthümlichen Gesang, der höchst angenehm ist, sondern er kann auch die Stimme jedes andern Thieres in dem Walde von dem Colibri bis zu dem Adler nachahmen, ja er macht sogar die Stimme des Wolfes und des Raben nach. Pennant erzählt, daß er von einem Spottvogel, der sich in einem Käfige befand, das Miauen einer Katze, das Schreien einer Elster und das Knarren einer Wetterfahne gehört habe.

Dieser kleine launische Vogel scheint ein besonderes Vergnügen daran zu finden, daß er listigerweise andere Vögel herbeilockt. Er soll die kleinern Vögel durch das Rufen ihrer Gatten heibeiziehen, und wenn sie nahe kommen, sie durch das Geschrei eines Adlers erschrecken. Es giebt kaum einen Vogel im Walde, der sich nicht bisweilen durch seine Stimme täuschen ließe. Er ist der einzige amerikanische Singvogel, der sich mit jenen in Europa vergleichen läßt. Wegen seiner mancherlei Töne und Nachäfferei nennen ihn die Mexikaner den Vogel mit 400 Zungen. In den wärmern Theilen von Amerika singt er vom März bis in den August Tag und Nacht unaufhörlich; er macht den Anfang mit seiner eignen natürlichen Stimme und endigt oft damit, daß er den Gesang andrer Vögel nachahmt. Er singt mit einer

solchen künstlichen Lieblichkeit, daß er nicht bloß Vergnügen, sondern auch Erstaunen erregt.

Das Sonderbarste aber ist, daß dieser Vogel nicht bloß singt, sondern während seines Gesanges auch tanzen soll. Wenn er durch seinen eigenen reizenden Gesang in eine Art von Entzückung versetzt wird, so steht er nach und nach von der Stelle auf, wo er steht, breitet seine Flügel aus, hält den Kopf bis auf die nämliche Stelle hinab, dreht sich herum, und begleitet seinen Gesang mit einer Menge angenehmer Gesticulationen.

In Louisiana hält sich ein Spottvogel auf, der vielleicht eine Spielart ist. So lange derselbe in Freiheit ist, hat er einen bezaubernden Gesang. Er pflegt nicht stillsitzend zu singen, sondern fliegt herum und macht tausenderlei Bewegungen mit seinen Flügeln in der Luft. Er läßt sich auf den Zweig eines Baumes gleichsam fallend herab und fliegt schnell wieder in die Höhe. Während er auf diese Art herumflattert, hört er nicht auf zu singen, und verändert seine Töne eben so leicht und schnell, als seine Stellung. Sobald er sich vollkommen ruhig niedergelassen hat, hört er auf zu singen; daher geht die Annehmlichkeit seines Gesanges ganz verloren, wenn man ihn gefangen und in einen Käfig eingesperrt hat. Er äfft die Stimme aller Thiere nach, die er hört. Man kann ihn ohne Bedenken für den König aller Singvögel erklären.

Der Heuschreckenfresser. (Turdus gryllivorus. Barrow.)

Dieser neuen Art, die man in dem Innern von Südafrika findet, und bloß an solchen Stellen antrifft, welche die Wanderheuschrecken (gryllus migratorius. Linn.) besuchen, hat Barrow den unterscheidenden Namen gryllivorus gegeben. Der Kopf, die Brust und der Rücken sind von einer aschbleichen Farbe; der Bauch und der Rumpf sind weiß. Die Flügel und der Schwanz sind schwarz; der Letztere ist kurz und etwas gabelförmig.

Die Natur, die uns selten ein Uebel zuschickt ohne ein Gegenmittel, scheint diesen Vogel den Einwohnern des Landes, wo man ihn findet, als ein Gegenmittel gegen die ungeheure Menge der gefräßigsten Heuschrecken geschickt zu haben. So groß auch die Menge von Heuschrecken seyn mag, so ist doch die Anzahl der Heuschrekkenfresser nicht weniger zahlreich. Als Herr Barrow im Innern Afrikas reiste, sah er in dem Bezirk des Sneuwberges etwa 150 Stunden nordöstlich von dem Cap eine ungeheure Menge Heuschreckenfresser. Er erblickte auf einmal ein halb Dutzend großer Büsche, dergleichen er seit vielen Tagen nicht zu Gesichte bekommen hatte, welche mit einer ungeheuren Menge großer Nester bedeckt waren. Als er den Büschen näher kam, flog ein zahlreicher Schwarm Vögel, die ungefähr so groß wie die gemeine Feldlerche waren, aus denselben heraus. Die Pachter, welche die Reisenden begleiteten, erkannten sie sogleich für Heuschreckenfresser und freuten sich nicht

wenig, daß sich diese Vögel so nahe an der Capcolonie zeigten. Sie sind eine Drosselart, welche ein Zugvogel ist, die man bloß an Stellen antrifft, welche die Zugheuschrecke besucht. Man hatte sie seit 13 Jahren nicht in der Colonie gesehen, d. i. seit dem letzten Male, wo die Heuschrecken den Sneuwberg heimgesucht hatten. Die Nahrung dieses Vogels scheint in den Larven dieses Insektes zu bestehen, wenigstens ist dies der Fall, wenn er sie erhalten kann.

Die Menge der Heuschreckenfresser, die Herr Barrow sah, war eben so ungeheuer groß, als die Anzahl der Heuschrecken. Bei genauer Untersuchung fand man, daß die Nester jener, die man in der Entfernung für sehr groß gehalten hatte, in einer Menge Zellen bestanden, von denen jede ein besonderes Nest mit einer Röhre ausmachte, welche auf der Seite in dasselbe hinein führte. Solcher Zellen enthielt jeder Klumpen 6 bis 20, und ein Dach von in einander geflochtenen Zweigen bedeckte das Ganze, so wie es bei einem Elsterneste der Fall ist. Die meisten hatten junge Vögel, deren Anzahl sich gewöhnlich auf 5 belief. Die Eier waren von einem bläulichen Weiß mit kleinen blaßröthlichen Flecken. Diese Vögel hatten an einer Stelle, wo es nicht wahrscheinlich war, daß sie dieselbe aus Mangel an Futter im Kurzen würden verlassen müssen, ihren einstweiligen Aufenthalt genommen. Wer nicht Augenzeuge von der unzähligen Menge von Larven der Heuschrecken gewesen ist, die damals diesen Theil von Afrika heimsuchten, der kann sich gar keinen Begriff davon machen; denn in einer Strecke von 10 Meilen auf jeder Seite des Seekuhflusses und von 80 bis

90 englische Meilen, in der Länge, welches eine Fläche von 16 bis 1800 Quadratmeilen betrug, war die ganze Oberfläche buchstäblich damit bedeckt.

Die Heuschreckenfresser folgten den Heuschrecken auf dem Fuße nach, und zogen auch mit ihnen fort, so daß man hernach keinen wieder im Lande fand. (Barrows Reisen in das Innere von Südafrika in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Englischen mit Anmerkungen übersetzt von Bergk. Leipzig 1801.)

Der Kreuzschnabel. (Loxia curvirostris. Linn. Bec croisé. Buffon.)

Der Kreuzschnabel, der auch Krünitz, Kreuzvogel, Tannenpapagoy heißt, hat seinen Namen von seinem sonderbaren Schnabel und hält sich nicht bloß in Europa, sondern auch im nördlichen Asien und in Amerika auf. In Teutschland, besonders in manchen Gegenden, ist er sehr gemein. Er liebt die Gesellschaft von Seinesgleichen und hält sich immer in Nadelwäldern auf. Da er sehr einfältig ist, so kann man ihn leicht fangen. Im Klettern besitzt er eine große Geschicklichkeit und hilft sich dabei mit seinem hakenförmigen Schnabel fort; dagegen hüpft er sehr schwerfällig und kommt auch nur dann auf die Erde, wenn er den ausgefallenen Fichtensaamen sucht oder wenn er säuft. Der Saame von Tannen und Fichten macht seine vorzüglichste Nahrung aus. Sein Schnabel ist ganz dazu eingerichtet, denselben aus den Tannenzapfen herauszuklauben. Wegen der Nahrung streicht er

aus einer Gegend in die andere. In der Gefangenschaft wird er bald zahm; nur wird er im Zimmer leicht krank. Die Krankheiten der Menschen sollen auf ihn Einfluß haben.

Der Doktor Townson hatte während seines Aufenthalts zu Göttingen mehrere Kreuzschnäbel, die durch eine sanfte Behandlung bald zahm wurden, und die er bei seinem Studieren frei herum fliegen ließ. Auf diese Art hatte er stets Gelegenheit sie zu beobachten und eben so oft ihre Geschicklichkeit und ihren Scharfblick zu bewundern. Der Grad von Stärke, welchen sie zeigen, ist wirklich erstaunenswürdig. Diejenigen, welche der Doktor Townson zu Göttingen hatte, kamen oft auf seinen Tisch, während er schrieb, und trugen seine Federn, seine kleinen Bastschachteln, in die er gelegentlich Insekten that, und andere solche Dinge weg und rissen sie fast augenblicklich in Stücken. Die Art, wie sie dies thaten, bestand darin, daß sie ein kleines Loch hinein hackten, um ihren Schnabel hinein zu stecken, und dann den Gegenstand durch ihre Stärke an der Seite spalteten oder zerstückelten. Wenn er ihnen, wie dies oft der Fall war, Mandeln in ihre Schaalen gab, so bemächtigten sie sich des Kernes auf die nämliche Art; sie hackten erst ein Loch hinein, hierauf erweiterten sie dasselbe und zerrten den Kern durch die Stärke, welche sie an der Seite besitzen, heraus.

Die Fortpflanzung ist bei diesem Vogel merkwürdig, weil sie im Winter vor sich geht. Der Kreuzschnabel bauet im December, Januar, Februar und März, selten noch im April, sein Nest, legt Eier und brütet seine Jun-

gen aus. Diese verlassen das Nest, sitzen bei der strengsten Januarkälte munter auf den Nadelbäumen und lassen ihre Stimme hören. Um den Kreuzschnabel gegen die Kälte zu schützen, gab ihm die Natur nicht bloß einen dichten Federpelz, sondern auch ein hitziges Blut und viele innere Wärme, die den Fichtensaamen zuzuschreiben ist. Daß die Ausbrütung der Jungen gerade im Winter vor sich geht, hat seinen Grund in dem Umstande, daß gerade jetzt der Fichtensaame reif und also die natürliche Nahrung des Vogels im Ueberflusse vorhanden ist.

Der Grünfinke. (Loxia chloris. Linn. Verdier. Buffon.)

Der Grünfinke, den man auch Grünling, grüner Kernbeißer nennt, gehört in manchen Gegenden Teutschlands zu den gemeinsten Vögeln. Während der Brütezeit sieht man oft den Vogel, der nicht unmittelbar mit dem Brüten oder dem Füttern beschäftiget ist, auf eine angenehme Art über dem Busche herumfliegen. Sie lassen sich so leicht zähmen, daß sie oft 5 bis 10 Minuten, nachdem man sie gefangen hat, aus der Hand fressen, wenn man Gelegenheit hat, sie sogleich ins Finstre zu bringen. Man setzt den Vogel auf den Finger und er macht keinen Versuch fortzufliegen, weil er nicht weiß, wo er in der Finsterniß hin soll; hierauf steckt man ihm den Finger der andern Hand unter die Brust und er steigt auf denselben hinauf. Dies muß man 8 bis 10 Mal thun, und wenn man den Vogel bisweilen streichelt und schmeichelt, so

sieht er, daß man ihm nichts zu Leide thun will. Man läßt allmählich Licht herein und er frißt alsdann sogleich sehr häufig zerstoßenen Saamen aus der Hand und bleibt nachmals zahm.

Mit seines Gleichen verträgt er sich in der Gefangenschaft sehr gut, so wie überhaupt mit andern Vögeln; nur manche sind etwas bißig, besonders wenn es ihnen an Futter gebricht. Im Sommer hält sich der Grünling in Vorhölzern, Feldgebüschen, so wie auch in Gärten auf. Gegen Ende des Sommers vereinigen sich mehrere Familien, welche nach Nahrung herumziehen; im Herbste fliegen Hunderte zusammen von einem Acker zum Andern und lassen sich da nieder, wo sie Sämereien finden.

Der Grenadier. (Loxia oryx. Linn. Cardinal du Cap de bonne Esperance. Buffon.)

Der Grenadier, den man auch Cardinal nennt, hat ungefähr die Größe eines Sperlings. Das Männchen zeichnet sich nach Barrows Erzählung während der Frühlings- und Sommermonate durch sein glänzendes Gefieder aus; in diesen Jahreszeiten sehen der Hals, die Brust, der Rücken, der obere und untere Theil des Steisses hochroth aus, die Kehle aber und der Unterleib sind glänzend schwarz. Die übrigen sechs Monate hindurch ist es seines glänzenden Gefieders beraubt und nimmt das bescheidene Gewand des Weibchens an, das beständig graubraun aussieht.

Diese Vögel leben in Heerden und bauen ihre Nester in einen Klumpen und unter einer Decke zusammen. Jedes Nest hat jedoch an der untern Seite seinen besondern Eingang und steht inwendig mit seinem Nachbar in keiner Verbindung. Bisweilen nimmt ein solcher Haufe von Nestern einen Raum von 10 Fuß im Durchmesser ein, und enthalt eine Bevölkerung von mehrern hundert Vögeln.

Der bengalische Kernbeißer. (Loxia bengalensis. Linn. Orchef. Buffon.)

Der bengalische Kernbeißer scheint der nämliche zu seyn, den Sir William Jones in den asiatischen Verhandlungen beschreibt. „Er ist, sagt er, etwas größer als ein Sperling, hat ein gelbbraunes Gefieder, einen gelblichten Kopf und gelblichte Füße, eine lichte Brust und einen conischen Schnabel, der im Verhältniß zu seinem Körper sehr dick ist. Er ist in Hindostan außerordentlich gemein, erstaunlich empfindlich, treu und gelehrig, verläßt nie freiwillig die Stelle, wo er seine Jungen ausbrütet, und fürchtet sich nicht wie die meisten andern Vögel vor den Menschen; man kann es leicht dahin bringen, daß er sich seinem Herrn auf die Hand setzt. Im Freien bauet er sein Nest gewöhnlich auf den höchsten Baum, den er ausfindig machen kann, besonders auf den Palm- und auf den Banianenbaum, und zieht den vor, der seine Zweige über einen Bach oder über eine Quelle herüberhängt. Sein Nest macht er aus Gras, das er wie Zeuch webt und ihm die Gestalt einer

großen Flasche giebt. Dieses Nest befestiget er an den Zweigen, aber so, daß es sich mit dem Winde hin und her bewegt; den Eingang in dasselbe legt er unten an, um es gegen Raubvögel zu schützen. Gewöhnlich besteht sein Nest aus zwei bis drei Kammern, und das gemeine Volk glaubt, daß er es mit leuchtenden Insekten erhelle, die er des Nachts lebendig fangen und mit nassem Lehm oder mit Kuhmist befestigen soll. Daß man oft solche Insekten in seinem Neste findet, wo auch Stücken von Kuhmist anzutreffen sind, ist außer Zweifel; allein da ihm ihr Licht wenig helfen würde, so scheint er wahrscheinlich sich bloß von ihnen zu ernähren.

„Man kann ihn leicht dahin bringen, daß er ein Stück Papier oder einen andern kleinen Gegenstand holt, den ihm sein Herr zeigt. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß, wenn man einen Ring in einen tiefen Brunnen wirft und ihm ein Zeichen giebt, er mit erstaunlicher Schnelligkeit nachfliegt, den Ring auffängt, ehe er noch das Wasser erreicht und ihn seinem Herrn mit offenbarer Freude wiederbringt. Auch behauptet man mit Zuversicht, daß, wenn man ihm ein Haus oder einen andern Platz ein- bis zweimal zeigt, er auf ein sicheres gegebenes Zeichen sogleich eine Nachricht dahin bringt. Ein Beispiel von seiner Gelehrigkeit kann ich selbst mit Zuversicht hier anführen, indem ich oft Augenzeuge davon gewesen bin. Zu Benares und an andern Orten tragen die jungen Frauenzimmer der Hindus sehr dünne Goldplatten, die man Ticas nennt, und die sie zur Verschönerung zwischen den Augenbraunen leicht befestigen. Wenn sie nun über die Straße gehen, so ist es nichts ungewöhnliches,

daß junge Wüstlinge, die sich die Zeit mit der Erziehung dieser Vögel vertreiben, ihnen ein Zeichen geben, das die Vögel verstehen, und von den Stirnen ihrer Geliebten, die Goldstücke wegstehlen lassen, welche sie ihren Liebhabern im Triumph bringen.

Der gesellige Kernbeißer. (Loxia socia oder gregaria.)

Der gesellige Kernbeißer hält sich in den Einöden des südlichen Afrikas vom Vorgebirge der guten Hoffnung landeinwärts auf, wo er Heerdenweise in den Aesten und Zweigen der Nil-Mimose nistet. Die Art, wie diese Vögel ihre Nester bauen, sagt Patterson, (S. dessen Reisen in das Land der Hottentotten und Kaffern, während der Jahre 1777, 1778 und 1779. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. R. Forster 1790.) ist höchst merkwürdig. In einem Neste waren nicht weniger als 800 bis 1000 Vögel unter demselben Dache beisammen. Ich sage: Dach; denn es hat ganz das Ansehen eines mit Stroh bedeckten Hauses, und der Rand macht einen über dem Eingange der Nester ruhenden Winkel, der so scharf ist, daß es allen Arten von Gewürme unmöglich wird, sich ihnen zu nähern.

„In ihrem Kunstfleiße scheinen sie den Bienen zu gleichen. Den ganzen Tag sind sie beschäftigt, eine feine Grasart herbei zu holen, aus dem der wesentlichste Theil ihrer Gebäude besteht, und das sie zum Ausbessern und

Ergänzen gebrauchen. Obgleich mein kurzer Aufenthalt in diesem Lande nicht hinlänglich war, mich augenscheinlich zu überzeugen, daß sie ihr Nest vergrößern, je nachdem sie sich jährlich vermehren, so scheint dies doch wirklich der Fall zu seyn, da ich von ihrem Gewicht viele Bäume sich nieder beugen sah, und auch Andre fand, deren Zweige völlig bedeckt waren. Wenn der Baum, der diese schwebende Stadt trägt, der vergrößerten Last nachgeben muß, so ist es einleuchtend, daß die Vögel nicht länger Schutz haben, und sich nothwendig auf einem andern Baume wieder anbauen müssen. Ich brach eins von den verlassenen Nestern ab, um den innern Bau zu untersuchen, und fand ihn eben so künstlich als den äussern. Es hatte viele Eingänge, von denen jeder eine regelmäßige Straße bildete, und an beiden Seiten befanden sich Nester, die ungefähr zwei Zoll weit aus einander standen. Das Gras, mit welchem sie es bauen, heißt Buschmannsgras. Ich glaube, daß der Saame desselben ihre vornehmste Nahrung ist, ob ich gleich bei der Untersuchung ihrer Nester die Flügel und Beine verschiedener Insekten fand. Dem Anscheine nach war das Nest, welches ich aus einander nahm, mehrere Jahre unbewohnt gewesen. Einige Theile waren vollständiger als die andern, und dies ist also, wie ich glaube, beinahe ein Beweis, daß diese Geschöpfe es zu verschiedenen Zeiten vergrößert hatten, so wie sie es bei der Vermehrung ihrer Familie oder vielmehr ihres Völkchens oder ihrer Gesellschaft nöthig fanden.

Der Hangnest-Kernbeißer. (Loxia pensilis.)

Dieser Kernbeißer hält sich auf der Insel Madagascar auf, und sein Nest gehört unter die künstlichsten Vogelnester. Er flicht es aus Stroh und Binsen in Gestalt eines Beutels, an welchem die Oeffnung unten angebracht ist. Mit dem obern Theile befestiget er es an einem Baumaste und zwar meist an einem solchen, der über dem Wasser hängt. In diesem Beutel befindet sich an der einen Seite das eigentliche Nest. Dem Vogel gefällt oft der Platz, wo er einmal genistet hat, so sehr, daß er bei der nächsten Brütung ein Neues von gleicher Beschaffenheit an das Alte hängt. So trifft man bisweilen 5 solche Nester an einander an.

Dieser Vogel ist sehr gesellig; denn man findet nicht selten mehrere hundert solcher Nester auf einem Baume.

Der Gimpel. (Loxia pyrrhula. Linn. Bullfinch. Willugby.)

Der Gimpel, den man auch Dompfaffe nennt, ist fast in allen Ländern Europens einheimisch. In Teutschland bewohnt er vorzüglich die gebirgigten Waldungen; im Winter aber nähert er sich den Gärten, wo er große Verwüstungen an den Baumknospen anrichtet. Er ist wenig scheu und beinahe einfältig, aber ausserordentlich gelehrig; denn wenn man ihn jung aufzieht, so lernt er zwei bis drei verschiedene künstliche Gesänge,

die wegen der ihm eigenen flötenden und sonorischen Stimme sehr angenehm klingen. Im Hessischen und Fuldaischen richtet man ihn häufig ab, und bringt ihn nach großen Städten, wo er von Liebhabern theuer bezahlt wird. Im Naturzustande hat der Gimpel bloß drei Töne, die aber unangenehm sind; allein wenn man ihn unterrichtet, so ahmt er genau nach, ja er übertrifft bisweilen seinen Lehrer. „Ich kenne Jemand, sagt der Verfasser der Aedonologie, der einem Gimpel einige ganz einfache Arien vorpfiff, und angenehm überrascht wurde, als er hörte, daß der Vogel solche angenehme Wendungen hinzusetzte, daß der Lehrer kaum seine eigene Musik wieder erkannte und eingestand, daß ihn der Schüler überträfe.“ Man muß jedoch gestehen, daß, wenn der Gimpel schlecht unterrichtet wird, er sich unangenehme Wendungen zu eigen macht. Ein Freund des Grafen Buffon sah einen Gimpel, der niemand anders hatte pfeifen hören, als Fuhrleute; er pfiff daher wie diese mit der nämlichen Stärke und Härte. Auch lernt der Gimpel leicht Worte und Sprüche hersagen und spricht sie mit einem solchen zarten Ausdrucke aus, daß man beinahe glauben sollte, er fühlte ihre Bedeutung.

Diese Vögel besitzen auch für persönliche Anhänglichkeit Empfänglichkeit, die oft fest und dauerhaft ist. Man hat Beispiele, daß Gimpel, die entflohen und ein ganzes Jahrlang in den Wäldern gelebt haben, die Stimme ihrer Gebieterin wieder erkannt, zurückgekommen sind und sie nie wieder verlassen haben. Andere sind vor Gram gestorben, wenn man sie von dem ersten Gegenstand ihrer Anhänglichkeit wegnahm. Auch erinnern

sie sich an Beleidigungen, die man ihnen zugefügt hat. Ein Gimpel, den Jemand aus niedrigem Stande in seinem Käfige auf den Boden geworfen hatte, ob dies schon damals keinen allzu großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben schien, verfiel nachher jedesmal beim Anblicke einer Person, die lumpicht gieng, in Convulsionen und starb in Einem dieser Anfälle acht Monate nach seinem ersten Zufalle.

Die Gimpel leben beinahe das ganze Jahr hindurch Paarweise zusammen, nur in den rauhen Wintermonaten sieht man kleine Gesellschaften von fünf bis zehn, welche umherstreifen und auch in die Gärten kommen. Männchen und Weibchen lieben einander sehr zärtlich, selbst im Käfige.

Der Haussperling. (Fringilla domestica. Linn. Moineau franc. Buffon.)

Wo Menschen wohnen, da dringt sich auch der Sperling hin; durch die beständigen Verfolgungen aber, denen er ausgesetzt ist, hat er so an Schlauheit und List zugenommen, daß er äußerst schwer zu fangen ist. In der Freiheit besteht sein Gesang bloß in einem Zwitschern, das jedoch nicht in dem Mangel an Talenten seinen Grund hat, sondern bloß darin liegt, daß er bloß auf das Geschrei seiner Eltern hört. Man nahm einst einen flücken Sperling aus dem Neste und zog ihn unter einem Hänfling auf; auch hörte er zufälligerweise einen Stieglitz; sein Gesang war daher eine Mischung von beiden.

Wenige Vögel werden von den Pachtern und Landleuten so sehr verwünscht, und vielleicht mit größerm Unrechte, als die Sperlinge. Zwar ist es wahr, daß sie in den Gärten und auf den Feldern einigen Schaden anrichten; allein die Erfahrung hat hinlänglich gelehrt, daß sie mehr nützlich als schädlich sind. Herr Bradley zeigt in seiner Abhandlung über den Land- und Gartenbau, daß ein Paar Sperlinge während der Zeit, da sie ihre Jungen zu füttern haben, wöchentlich im Durchschnitte 3360 Raupen tödten. Diese Berechnung gründete er auf wirkliche Beobachtungen. Er bemerkte, daß die beiden alten Sperlinge in einer Stunde 40 Raupen nach dem Neste trugen. Er nahm an, daß die Sperlinge täglich bloß 12 Stunden Futter ins Nest trügen, welches also täglich 480 Raupen betragen würde. Multiplicirt man diese Summe mit 7, als den Tagen einer Woche, so erhält man 3360 Raupen, welche wöchentlich in einem Garten vertilgt werden. Aber der Nutzen der Sperlinge beschränkt sich nicht bloß hierauf, sondern sie füttern ihre Jungen auch mit Schmetterlingen und andern geflügelten Insekten, wovon jedes Hunderte von Raupen hervorbringen würde, wenn sie nicht auf diese Art vertilgt würden.

Die Sperlinge nisten sehr zeitig im Frühjahre und nehmen gern von Schwalbennestern Besitz; aber einst wurde Einer wegen einer solchen Frechheit gar hart bestraft. Eine Schwalbe hatte mit vieler Mühe und Sorgfalt ihr Nest beinahe vollendet und war eben im Begriff, ihr erstes Ei hineinzulegen. Da fand sich ein Sperling ein, der nicht Lust hatte, sich selbst ein Nest zu bauen;

er nahm gewaltsamerweise von dem Schwalbenneste Besitz, und wich nicht von der Stelle, so oft die arme geängstigte Schwalbe auch kam, um den Räuber ihres Eigenthums wieder herauszujagen. Die Schwalbe baute indessen noch immer an ihrem Neste fort, und vermauerte die Oeffnung desselben so dicht, daß keine Schwalbe mehr in das Nest dringen konnte. Noch weit unmöglicher war es dem Sperlinge, der darin saß und bereits seine Eier legte, wieder herauszukommen. Demohngeachtet fuhr die Schwalbe fort, die Oeffnung so zu verkleinern, daß endlich gar keine mehr vorhanden und das ganze Nest vermauert war.

Herr Smellie erzählt in seiner Philosophie der Naturgeschichte folgende angenehme Anekdote von der Zuneigung dieser Vögel gegen ihre Jungen. Als ich noch ein Knabe war, sagt Herr Smellie, trug ich ein Nest mit jungen Sperlingen weg, das ungefähr eine englische Meile von meinem Orte entfernt war. Nachdem ich das Nest ganz weggenommen hatte, und im Triumph mit den Jungen nach Hause gieng, sah ich mit Erstaunen, daß mir beide Alten in einiger Entfernung folgten, und mit völligem Schweigen auf meine Bewegungen Acht gaben. Da fiel es mir ein, sie könnten mir nach Hause folgen und ihre Jungen wie gewöhnlich füttern. Gerade als ich in die Thüre trat, hielt ich das Nest in die Höhe und brachte es dahin, daß die Jungen ein Geschrei ausstießen, wodurch sie ihr Verlangen nach Futter ausdrückten. Sogleich that ich das Nest und die Jungen in den Winkel eines drähternen Käfichts und setzte sie vor ein Fenster. In der Stube wählte ich eine

solche Stellung, daß ich alles sehen konnte, was vorgieng, ohne daß man mich selbst gewahr werden konnte. Die jungen Vögel schrieen bald nach Futter. Es dauerte nicht lange, so kamen die beiden Alten mit kleinen Raupen in ihren Schnäbeln an den Käficht, und nachdem sie ein wenig geschwatzt hatten, wie wir es mit einem Freunde durch das Gitter eines Gefängnisses machen würden, gaben sie jedem Jungen einen Wurm. Die Alten setzten dies regelmäßig so lange fort, bis die Jungen völlig flücke waren und einen beträchtlichen Grad von Stärke erlangt hatten. Dann nahm ich Einen der Stärksten heraus, setzte ihn außen auf den Bauer, um zu sehen was die Alten thun würden, da sich Einer ihrer Zöglinge in Freiheit befand. In wenigen Minuten langten beide Alte an, und hatten sich wie gewöhnlich mit Futter versehen. Kaum bemerkten sie, daß Eines ihrer Jungen aus dem Gefängnisse entkommen war, so flatterten sie um dasselbe herum, und machten sowohl mit ihren Flügeln als mit ihrer Stimme tausend lärmende Freudenbezeugungen. Diese stürmischen Ausdrücke eines unerwarteten Glücks machten endlich einer ruhigern und sanftern Unterhaltung Platz. Aus ihren Tönen und Bewegungen konnte man deutlich sehen, daß sie ihn dringend baten, ihnen zu folgen, und seinem gegenwärtigen gefährlichen Zustande zu entfliehen. Er schien begierig zu seyn, ihren Befehlen zu gehorchen; allein durch seine Gebehrden und schwachen Töne sagte er ihnen deutlich, daß er sich vor einem solchen Verfuche fürchte, dergleichen er vorher noch nie gemacht habe. Sie baten ihn jedoch noch immer fort, und indem sie bald von dem Käfig nach der Spitze einer be-

nachbarten Esse, bald von dieser nach jenem zurück flogen, suchten sie ihm zu zeigen, wie leicht eine solche Reise wäre. Endlich versuchte er das Wagstück und kam glücklich in Sicherheit. Bei seiner Ankunft begann eine andre Scene von stürmischer und thätiger Freude. Den Tag darauf wiederholte ich den nämlichen Versuch, indem ich einen andern Jungen oben auf den Bauer setzte. Ich bemerkte, daß sie mit den übrigen Jungen, die in Vieren bestanden, auf die nämliche Art verfuhren. Ich brauche kaum hinzuzusetzen, daß weder die Alten noch die Jungen je nachher wieder den verwünschten Käfig besucht haben.

Der Sperling erlangt durch den Umgang viel Anhänglichkeit an den Menschen. Ein Invalide zu Paris, erzählt Herr Parmentier (im Journal de Paris den 18ten July 1809.), erhielt vor vier Jahren einen Sperling vom Neste weg, und da derselbe ihm fast zur einzigen Unterhaltung diente, so ließ er sich seine Erziehung sehr angelegen seyn. Endlich entschloß er sich, ihm die Freiheit zu schenken. Vorher aber legte er ihm ein Halsbändchen mit einer Schelle um den Hals. Der Vogel flog davon, kehrte aber Abends wieder zurück. Seit der Zeit fliegt der Sperling aus und ein. Ist der Invalide bettlägerig, so verläßt der Sperling das Bett seines Herrn nicht eher, als bis auch dieser wieder frische Kraft schöpft. Er macht während der Zeit den Krankenwärter, drückt sein Mitleid durch ein besonders Geschrei aus, und liebkoset seinen Herrn, um ihm die Schmerzen zu lindern. So sehr ihm auch die andern Invaliden schmeicheln, so läßt er sich doch von ihnen nicht fangen. Bei schlimmen Wetter, oder bei Kälte, wo die Thüre

des Krankenhauses geschlossen ist, wartet der Sperling, wenn er aus dem Felde zurückkehrt oder wenn er aus der Stube hinaus will, auf den nächsten Invaliden, der hinein oder heraus geht, setzt sich ihm auf die Schulter und kommt so hinein oder heraus. Wenn ihn andere Vögel verfolgen, so flüchtet er unter die Mütze seines Herrn.

Einst wurde dieser Sperling gefangen und seiner Schelle beraubt. Nach zwei Tagen aber machte er sich wieder frei und kehrte zu dem Invaliden zurück, war aber traurig und niedergeschlagen, und fraß fast gar nichts. Dies dauerte acht Tage. Endlich schaffte ihm sein Herr wieder eine Schelle, und von der Stunde an war der Vogel wieder munter, und hatte guten Appetit. Noch jetzt (im July 1809.) lebt dieser Vogel, und jeder, der im Krankenhause der Invaliden Zutritt hat, bezeugt diese Thatsachen.

Wegen des späten Eintrittes des Frühlings kamen die Schwalben im Jahr 1808 erst im May an. Ein Sperling hatte sein Nest in ein leer stehendes Schwalbennest gemacht, wo er seine Eier brütete. Als die Schwalben ihr Nest besetzt fanden, flogen sie anfänglich unruhig um dasselbe herum; hierauf packten sie den Sperling an, und führten ihn aus dem Neste fort; dieser schrie gewaltig, kehrte aber bald wieder dahin zurück. Nicht lange darauf kamen die Schwalben wieder, packten den Sperling nochmals an, und behandelten ihn, nach seinem Geschrei zu schließen, noch unsanfter. Hiermit fuhren sie so lange fort, bis der Sperling entfloh, und die Schwalben ihr Nest wieder in Besitz nehmen konnten.

Durch Mühe und Geduld kann man die Anlagen des Sperlings sehr ausbilden. Zu Paris besitzt ein Geistlicher, erzählt ein Reisender, (s. der Freimüthige, den 1ten März. Nr. 43. 1810.) in der Vorstadt St. Marceau zwei Sperlinge, Vater und Sohn; er weiß dies genau, weil er den alten Sperling mit einigen Jungen im Neste gefangen hat, wovon bloß der Eine am Leben geblieben ist. Beide sind in einen Käfig eingesperrt, aber trotz der nahen Verwandtschaft so zänkisch, daß man ihnen zwei Futtertröge und zwei Wassergläser hat hinein thun müssen. Der Vater sieht dunkler aus als der Sohn und hat einen schwarzen Kopf; er hat ein sehr böses und ernsthaftes Ansehen. Der Sohn ist sehr lebhaft, aber ungemein gefräßig. Beide hat der Geistliche mit ungemeiner Geduld zum Sprechen gebracht, worauf er mehr als ein Jahr verwenden mußte.

Beide können das vierte, fünfte, sechste und siebende Gebot, versteht sich von selbst ohne das lutherische: was ist das? aber der Sohn hat es obendrein auch in der Moral weit gebracht; denn er weiß den biblischen Spruch: mit welchem Maaße du missest, mit demselben wird dir wieder gemessen werden — auswendig. Es lohnt sich der Mühe, das Geplauder dieser Thierchen zu hören, die mit einer ewig gleichen Physiognomie ihre dix commandemens (zehn Gebote) herbeten und sie bisweilen sehr komisch anbringen.

Gewöhnlich frißt der junge Sperling sein Futter eher auf, als der Alte. Hierauf benutzt er den Vorrath des Vaters, und wenn dieser auf der obern Sprosse steht, fällt jener über den väterlichen Trog her und schreiet dazu:

tu ne voleras pas, tu ne voleras pas (du sollst nicht stehlen, du sollst nicht stehlen). Das heißt in der That das siebente Gebot schön befolgen. Der alte Sperling scheint es auch einzusehen, springt plötzlich auf den Dieb herab, schreiet im Fluge die Worte des vierten Gebotes: tu respecteras ton pere et ta mere (du sollst Vater und Mutter ehren), und hackt den Dieb auf den Schopf los. Aber dem respektlosen Kinde fällt der biblische Spruch zur Unzeit ein, er packt den Vater schnell beim Flügel und schreiet: on te rendra la même mesure (mit dem Maaße ꝛc.). Bisweilen deklamirt er auch in der Todesangst tu ne tueras pas, tu ne tueras pas (du sollst nicht tödten!)

Gewöhnlich kehren diese beiden Vögel das Ding um und schreien alles durch einander, bald den Nachsatz bald den Vordersatz, das einemal nur ein Wort, ein andermal zwei. In Paris verwendet man überhaupt jetzt sehr viel Geduld auf die Erziehung der Thiere.

In den Bäumen vor dem Hause des Hrn. Levet in Lichfield, erzählt der Dr. Darwin, (s. dessen Zoonomie t. Ueb. 1. B. 1. Abth. 1795. S. 314.) bauen die Sperlinge jährlich Nester. Dieser Vogel bauet sonst gewöhnlich sein Nest unter die Ziegel der Häuser, oder unter die Strohdächer der Scheunen; findet er aber keine solche bequeme Lage für sein Nest, so bauet er sich ein bedecktes Nest, das dicker als ein Mannskopf ist, mit einer Oefnung an der Seite wie ein Mund, und das dem Neste der Elstern sehr ähnlich ist; nur ist es aus Heu und Stroh gebauet, inwendig mit Federn ausgefüttert und

so artig eingerichtet, daß es ihn gegen Wind und Regen schützt.

Der Stieglitz. (Fringilla carduelis. Linn. Chardonneret. Buffon.)

Der Stieglitz, den man auch Distelfinke, Distelvogel u. s. w. nennt, ist beinahe über ganz Europa verbreitet; in Teutschland ist er sehr gemein. Den Sommer über hält er sich zerstreut in Obstgärten, Gebüschen und an andern Orten auf, wo es an einzelnen Bäumen und Gesträuchen nicht fehlt und wo er auch nistet. Im Herbste thun sich mehrere Familien zusammen, um gemeinschaftlich die Landstraßen, Alleen, Triften u. s. w. zu besuchen, wo viele Disteln, wilde Cichorien und andere Pflanzen wachsen, deren Saame ihnen zur Nahrung dient. Wird die Kälte zu groß und der Schnee zu hoch, so wandern sie einstweilen in Gegenden, wo dies nicht der Fall ist.

Der Stieglitz, besonders das Männchen, ist ein lebhafter, muntrer und geschickter Vogel. Des Abends beim Schlafengehen, ja auch am Tage, wenn er singt, setzt er sich gern auf den höchsten Ort.

Die Stieglitze lassen sich leicht zähmen, wenn man sie gefangen hat, und zeichnen sich durch ihre außerordentliche Gelehrigkeit und die Aufmerksamkeit aus, mit der sie dem Unterrichte zuhören. Es erfordert sehr wenig Mühe, um ihnen zu lehren, daß sie mehrere Bewegungen mit Genauigkeit nachmachen, eine Raquete losbrennen und kleine Becher in die Höhe ziehen, in denen sich

ihr Futter und ihr Trinkwasser befindet; allein wenn man das Letztere thun will, so muß man einen kleinen Gürtel von weichem Leder um sie befestigen, der zwei Linien breit ist und vier Oeffnungen hat, durch welche die Flügel und Füße gehen; die Enden, die sich unter dem Bauche berühren, müssen durch einen Ring befestiget werden, woran man eine Kette und einen Becher hängt.

In der Einsamkeit hat der Stieglitz eine große Freude, wenn er sein Bild in einem Spiegel sieht; wahrscheinlich bildet er sich ein, daß er einen andern Vogel seiner Art erblickt, und diese Neigung zur Gesellschaft scheint sehr groß zu seyn; denn man hat oft bemerkt, daß er Hanfkörner aufgehoben und nach dem Spiegel hingegangen ist, um zu fressen, wahrscheinlich glaubte er, daß er auf diese Art in Gesellschaft fräße.

Der Canarienvogel. (Fringilla canaria. Linn. Serin des Canaries. Buffon.)

Das Vaterland der Canarienvögel sind die canarischen und einige andere Inseln, welche in der Nähe von Afrika liegen, wo sie sehr häufig sind. Auf der kleinen Insel Monte Clara, die nordwärts von Lancerotta liegt, sollen sich die Meisten und Schönsten aufhalten. Daß sie in ihrem Vaterlande nicht sängen, wie einige Reisebeschreiber behauptet haben, scheint dadurch widerlegt zu werden, daß Bory de St. Vincent (s. die Geschichte und Beschreibung der canarischen Inseln t. Ueb. 1804. S. 416.) sagt: „besonders macht

der Zeisig oder der sogenannte Canarienvogel die Zierde der Fluren auf Teneriffa aus. Der Gesang dieses Vogels klingt dem Ohre vielleicht noch angenehmer als jener der Nachtigall, die ohnehin bei weitem kein so schönes Gefieder hat. Monte Clara soll die Gegend seyn, wo sich diejenige Art von Canarienvögeln aufhält, die den schönsten Gesang hat."

Nach Europa brachte man die Canarienvögel schon zu Ende des 15ten oder doch mit dem Anfange des 16ten Jahrhunderts auf den Schiffen, und späterhin wurde der Handel damit so stark, daß die spanische Regierung verbot, Hähne von den canarischen Inseln auszuführen. Nunmehro fiengen die Italiener, Tyroler und Schweitzer an, Hecken anzulegen, und erzogen eine Menge dieser Vögel. Sie zogen dann nach andern Ländern und verkauften sie daselbst. —

Der Canarienvogel ist nicht ohne Talente; wenn man sich Mühe giebt, so kann man ihm manches lehren. Folgende Anekdote erzählt der Herr von Zimmermann in einer Anmerkung zur teutschen Uebersetzung von Smellies Philosophie der Naturgeschichte I. Theil. S. 182. Ein alter Franzose hatte einen Canarienvogel abgerichtet, Worte, Namen und Farben zusammenzusuchen. Er befahl ihm, die Farben der Kleidung an dieser und jener Person in der Gesellschaft anzuzeigen. Der Vogel sah zuerst die ihm angezeigte Person vom Kopfe bis zum Fuße genau an, suchte alsdann sogleich einzeln alle die Haupt- und Nebenfarben aus einer Schachtel hervor, worin sich kleine Proben von seidenen Zeuchen von allen Farben befanden, und legte sie auf den Tisch, und zwar der be-

stimmten Person gegen über. Aus einem Kästchen voll Buchstaben, die einzeln auf Papier geschrieben waren, setzte das Thier jeden ihm vorgelegten Namen zusammen. Gab man ihm ein sehr langes Wort auf, worin ein und derselbe Buchstabe öfterer vorkam, als dieser sich in seinem Alphabete befand, so nahm es aus dem ersten Theile des Wortes diesen dorthin gelegten Buchstaben heraus, und legte ihn nun gegen das Ende hin, wo dasselbe und der Zuschauer ihn beim Weiterlesen brauchten. Auf diese Weise rückte es zweimal ein N aus seiner ersten Stelle nach hinten hin, da man ihm den langen Namen Constantinopolitanus aufgab.

Vor einigen Jahren zog jemand mit einer Menge Canarienvögel herum, denen er viele Kunststücke gelehrt hatte, mit deren Vorzeigung er seinen Unterhalt verdiente. Unter andern ließ er sie auch eine Hinrichtung vorstellen. Man hatte Sand auf den Platz, wo sie waren, gestreuet, und es dauerte nicht lange, so brachten einige Canarienvögel einen Andern aus dem Gefängniß, führten ihn mitten auf den mit Sand bestreueten Platz, schlossen einen Kreis um ihn, und Einer von diesen Canarienvögeln vertrat die Stelle des Scharfrichters. Er hob ein Bein in die Höhe und that als wenn er den Verbrecher den Kopf abhaute. Dieser stürzte zu Boden, lag unbeweglich und als todt da, und die andern fielen über ihn her und zerzausten ihn gar erbärmlich. Der vermeintliche Todte rührte sich nicht. Auf das Geheiß ihres Herrn hoben sie endlich den Hingerichteten in die Höhe, trugen ihn eine Strecke fort und bedeckten ihn mit Sand. Während dieser ganzen Ceremonie pfiffen Einige von den Canarienvö-

geln Trauerlieder und das Ganze hatte viel Aehnliches mit dem Begraben unserer Soldaten. Endlich erlöste man den im Sande Verscharrten aus seinem Grabe, allein er war gar erbärmlich zugerichtet und hatte sich in einigen Tagen noch nicht wieder erholt.

Im Jahre 1760 sah man auf dem Jahrmarkte zu St. Germain einen Canarienvogel, der alle Farben genau kannte, und die kleinsten Abweichungen derselben an den Zeichen zu unterscheiden wußte, die man ihm zeigte. Auch setzte er mit einzelnen Buchstaben alle Wörter zusammen, die die Zuschauer verlangten. Mit Zahlen, die er zusammensuchte, bemerkte er die Stunden und Minuten einer Uhr ganz genau. Er wußte die vier Species der Rechenkunst und die Brüche. (Valmont de Bomare.)

Den 28sten Januar 1772 sah der Doctor Darwin (s. dessen Zoonomie oder Gesetze des organischen Lebens, Ersten Bandes Erste Abtheilung 1795. S. 273.) einen Canarienvogel in dem Hause des Herrn Horray bei Tutburg in Derbyshire, von dem ihm erzählt wurde, daß dieser Vogel jedesmal ohnmächtig werde, wenn sein Käfig gereinigt würde. Er wünschte den Versuch zu sehen; als der Käfig von der Rolle genommen und der Boden aufgezogen wurde, fieng der Vogel an zu zittern, und wurde um die Wurzel des Schnabels ganz weiß; er öffnete den Schnabel, als ob es ihm an Athem fehlte, holte schnell Athem, stand steifer auf der Ruthe, ließ die Flügel sinken, breitete den Schwanz aus, verschloß die Augen und schien beinahe eine halbe Stunde lang ganz steif und cataleptisch. Endlich kam er mit vie-

lem Zittern und tiefem Athemholen nach und nach wieder zu sich.

Als sich Pratt (s. dessen Aehrenlese u. s. w.) auf seiner Reise durch Westphalen und Holland zu Cleve in einem Wirthshause nebst vielen andern Personen aufhielt, trat ein Vogelsteller mit einem Canarienvogel herein, dessen Kunststücke in der dortigen Gegend allgemein bekannt und bewundert wurden. Der Vogelsteller nahm den Vogel heraus, setzte ihn auf seinen Zeigefinger und redete ihn folgendermaßen an: „Du erscheinst hier, mein lieber Bijou, (so hieß der Canarienvogel) vor sehr vornehmen und verständigen Leuten, nimm dich also in Acht, daß du die Erwartung, die man sich von dir macht, nicht täuschest; du hast Lorbeern eingesammelt, sorge dafür, daß sie nicht verwelken, kurz, betrage dich, wie es dem Bijou (Juweel) unter den Canarienvögeln — denn der bist du — geziemt!

Diese ganze Zeit über schien der Vogel zuzuhören, und nahm dabei eine Stellung an, als ob er recht aufmerksam auf die Rede wäre, indem er sein Ohr dem Munde des Mannes entgegen bog, und als dieser zu reden aufhörte, zweimal ganz deutlich mit dem Kopfe nickte, und war je ein Nicken verständlich und vielversprechend, so war es dieses.

„Gut! sagte nunmehr der Vogelsteller, indem er seinen Huth gegen den Canarienvogel abnahm; laß uns denn nun sehen; ob du ein Canarienvogel von Ehre bist. Stimm einmal ein Liedchen an!“ — der Vogel sang. — „Pfui! das ist zu hart; das klingt ja, als wenn ein heiser Rabe krächzte! Etwas Rührendes!“ — Der Vogel

pfiff nun, als ob seine kleine Kehle in eine Laute umgewandelt wäre. — „Rascher, sagte der Mann — langsamer — so ists recht!“ —

„Aber was zum Henker hast du mit deinem Füßchen und mit deinem Köpfchen vor? — Kein Wunder, daß du heraus kommst, Monsieur Bijou! wenn du den Tact zu schlägen vergißt. — Nun, das ist ein lieber Bijou! — Bravo, bravo Männchen!“

Alles, was ihm geheißen oder woran er erinnert wurde, that er mit bewundernswürdiger Pünktlichkeit. Sein Kopf und sein Fuß schlugen den Tact, und beide drückten sowohl die Abwechselungen des Tones als der Bewegung aus. Der Ton selbst war ein treuer Wiederhall des Sinnes, und zwar nach den strengsten Regeln der poetischen und musikalischen Composition. Bravo, Bravo! hallte es von allen Seiten des Zimmers wieder, in welchem sich auch Prager Musikanten befanden, die schwuren, der Canarienvogel sey ein größerer Künstler als irgend einer von ihrer Bande.

„Und du bezeugst deine Dankbarkeit nicht für dieses Lob!“ rief der Vogelsteller unwillig aus. Der Vogel verbeugte sich auf das ehrerbietigste.

Das nächste Kunststück, das der Canarienvogel machte, bestand darin, daß er mit einer aus einem Strohhalm gemachten Flinte das Soldatenspiel spielte. „Du hast ein saures Stück Arbeit gehabt, mein armer Bijou! sagte der Vogelsteller als er fertig war, und mußt wohl etwas müde seyn; nur noch ein Paar Stückchen, und dann sollst du ausruhen! — Zeig einmal den Damen, wie man einen Knix macht“ — Der Vogel zog nun das

Eine Füßchen hinter das Andere, und sank und hob sich mit einer Ungezwungenheit und Grazie, welche die Hälfte unserer Assemblee-Schönen beschämt haben würde. — „Das ist mein liebes Männchen! und nun einen Bückling!“ Er machte ihn mit der genauesten Uebereinstimmung von Kopf und Fuß.

„Nun laß uns mit einem Walzer schließen, mein Schatz — getroffen! recht so! lustig!“ Die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Genauigkeit, womit dieser letzte Befehl vollzogen wurde, trieb den Beifall der ganzen Gesellschaft bis zur höchsten Bewunderung. Bijou selbst schien den heiligen Durst nach Ruhm zu fühlen, schüttelte seinem kleinen Federn, und jubelte ein Jo Päan, in welchem man das Selbstbewußtseyn des Siegers zu hören glaubte.

„Du hast es brav gemacht, was ich dir geheißen habe, sagte der Vogelsteller, indem er seinen gefiederten Liebling liebkosete, mache also jetzt ein Schläfchen, während ich deinen Platz einnehme!“ Der Canarienvogel fiel nun in einen verstellten Schlummer, und zwar so täuschend, als ob Morpheus alle seine Kräfte an ihm versucht hätte: erst schloß er das eine Auge, und dann das Andere, dann nickte er, dann sank er so sehr auf die eine Seite, daß Verschiedene von der Gesellschaft ihre Hände ausstreckten, um ihn vom Fallen abzuhalten; und gerade wann diese Hände ihn zu berühren im Begriffe waren, faßte er sich wieder, und sank dann eben so tief auf die andere Seite; endlich schien ihn der Schlaf in einer festen Stellung zu halten, worauf ihn der Mann vom Finger wegnahm, und ihn auf den Tisch legte, wo er,

wie der Vogelsteller versicherte, so lange fest und ruhig schlafen würde, als er seine Kunststücke mache. Allein kaum hatte er diese angefangen, als eine ungeheure große schwarze Katze auf den Tisch sprang, den Canarienvogel mit den Zähnen ergriff, und alles Widerstandes ungeachtet mit ihm zum Fenster hinausstürzte. Der Vogelsteller war über seinen Verlust untröstlich, indem er mit ihm Jahre lang sein Brod verdient hatte.

Herr von Uklanski (s. dessen Briefe über Polen, Oestreich, Sachsen, Bayern u. s. w. I. Th. 1808.) sah zu München einen Finken und Canarienvogel, welche zählen und buchstabiren konnten. Vor dem Finken liegen, sagt er, dreifache Zahlen von 1 bis 9 in drei Reihen und hinter ihm Nullen. Die Zahlen sind mit Druckerschwärze auf kleine Kartenblättchen geschrieben, so daß der Vogel jedes bequem in den Schnabel nehmen und es dem Meister reichen kann. Alle Aufgaben der Addition, der Multiplication, der Subtraction löst er auf. Ich fragte den Finken, wie viel macht 7 und 9? geschwind lief er zur 1, nahm sie heraus und dann die 6; — es war richtig 16. Dabei beobachtet er eine arithmetische Ordnung; er nimmt allemal zuerst die Einer und dann die Zehner. Ich fragte ihn ferner, wie viel macht 4 mal 8? Er lief zur 3, nahm sie heraus; dann zur 2 und es war wieder richtig 32. — 2 von 9 abgezogen, wie viel bleibt? fragte ich ihn wieder. Zu meinem Erstaunen brachte er die 7.

Hierauf wurden ihm drei Reihen Buchstaben aus dem ganzen Alphabete, eben so wie die Zahlen, vorgelegt, und nun mußte er alle aufgegebenen Worte zusam-

men setzen. Ich nannte ihm den Namen Constance. Mit einer Schnelligkeit, als hätte er meine Gedanken schon vorher errathen, nahm er die Buchstaben C,o,n,st,a,n,c,e heraus und den Letzten, e, gab er mir und gieng nicht eher fort, als bis ich ihm denselben wieder gegeben hatte.

Nun kam der Canarienvogel, dem man aufgab, die Jahreszahl zusammen zu setzen und er brachte die Zahl 1,8,0,7 richtig zusammen. Wollen Sie so gefällig seyn, mir Ihre Taschenuhr zu geben? sagte Jeantet zu mir, der Vogel soll uns sagen, welche Zeit es an der Uhr ist. Es war gerade Eins. Ich gab sie ihm, der Vogel beguckte den Zeiger genau, weil die Minuten- und Stundennadel einander nahe waren, indem die Erstere gerade 12 zeigte, hüpfte dann zu den Zahlen und nahm sie heraus. Ich nahm die Uhr an mich, verschob sie auf 3, den Minutenzeiger aber richtete ich auf 1. Der Vogel drehete das Köpfchen verschiedenemal, besah die Zeiger sehr aufmerksam und holte dann die 3.

Ich ließ vor einigen Jahren, erzählt ein Naturbeobachter, einen jung aufgezogenen Hänflingshahn in meiner Wohnstube herumfliegen und gab demselben ein Canarienweibchen zu seiner Gesellschaft. An die Wohnstube stieß eine kleine Kammer, worinnen eine Canarienhecke befindlich war. Durch ein kleines Fenster, das aus der Stube in die Kammer gieng, konnten die Hähne, wenn ich dasselbe öffnete, in die Stube kommen, und durch dasselbe auch wieder zurückkehren. Gewöhnlich öffnete ich dies Fenster des Sonntags, weil ich nur an diesem Tage Zeit hatte, auf die Vögel Achtung zu geben. Die Hähne kamen auch jedesmal nach Eröffnung des Fensters herein,

aber nie folgte ihnen das Siechen, es blieb dem Hänflinge, mit dem es sich gepaart hatte, treu. Es legte, brütete vier Eier aus und fütterte die Jungen ganz allein groß. Der Hänfling fütterte weder das Weibchen noch die Jungen. Da ihn aber doch die Natur lehrte, daß er füttern müsse, so setzte er sich hinter den Vorhang, bohrte mit dem Schnabel ein Loch durch denselben und fütterte so fast unaufhörlich durch diese Oeffnung. Das Weibchen legte zum zweitenmal vier Eier, brütete sie glücklich aus und fütterte emsig und unverdrossen dieselben. Da ich aber sah, daß es von dem vielen Füttern ganz matt wurde, so versuchte ich, ob ich nicht den Hahn dazu bringen könnte, daß er sich seiner Jungen annähme. Noch nie war er, weder bei der ersten noch bei der zweiten Brut, an das Nest gekommen. Ich trieb ihn also so lange und ließ ihn nicht eher zum Sitzen kommen, als bis er auf das freistehende Nest fiel. Die Jungen waren gerade halbflücke und sperrten gleich den Schnabel auf, da der Hahn aufs Nest kam. Deiser sah erst ein Weilchen die Jungen mit Verwunderung und Erstaunen an; dann aber fieng er an zu füttern und war damit so emsig, als ob er nun auf einmal das Versäumte wieder einbringen wollte. Wirklich brachte er in gar kurzer Zeit alle vier Junge auf. Das folgende Jahr that ich sie wieder zu einander. In dem Nebenkämmerchen war wieder die Canarienhecke und alle acht Tage machten die darinnen befindlichen Hähne dem in der Stube befindlichen Weibchen ihre Aufwartung. Dasselbe fieng wieder an zu legen. Kaum hatte es aber ein Ey, so setzte sich der Hänfling, der sich gebadet hatte, auf das Nest und be-

sprützte das Ey. Ich wollte ihn fortscheuchen, nahm ein Tuch und schlug nach ihm, traf ihn aber so unglücklich, daß er herab geschleudert wurde und kurz darauf starb. Ich machte nun gleich das erwähnte Fensterchen auf, um das nun verwittwete Weibchen zu vermögen, sich zu der übrigen Gesellschaft in die Kammer zu verfügen. Allein es fieng an, sein einziges Ey zu bebrüten, brachte es aus und widmete sich ganz allein der Auferziehung dieses Waischens. Die Hähne versuchten alles Mögliche, das Weibchen mit sich in die Kammer zu locken; allein es widerstand allen Lockungen und fütterte sein Junges groß. Als es aber ausgeflogen war, nahm es dasselbe mit sich in die Kammer und nun erst paarte es sich mit einem der Hähne, legte zwei Eier, brütete sie aus und zog sie groß. Aber auch diese glichen in Farbe denjenigen ihres ersten Mannes.

Ein blaßgelbes Kanarienweibchen, das im Sommer 1782 in der Hecke saß, erzählt Herr Dr. Kühn, brütete drey Junge, zwei gelbe und einen grauen aus. Drei Tage, nachdem diese Jungen hervorgekrochen waren, fieng die Mutter, wider Vermuthen, von neuen an, Eyer zu legen, worauf sie denn starb.

Der Vater, ein schöner hochgelber Canarienvogel, ließ sich nun recht ernstlich angelegen seyn, seine Jungen zu füttern; nur dem grauen wollte er nie etwas geben; so sehr er auch schrie und den Schnabel aufthat, so bekam er doch nichts; der Vater biß und stieß ihn vielmehr, als ob er wünschte, daß er verhungern sollte. Die beiden gelben Jungen wartete er aufs beste, und sie nahmen zusehends zu. Bei ihrem Zuwachs nahmen sie einen gröf-

fern Raum im Neste ein, und ihre Kräfte machten, daß sie beständig auf den Beinen und munter waren; der arme verlaßne graue Junge lag unter ihnen und schrie. Nun nahm man die beiden gelben Jungen einen ganzen Tag aus dem Neste weg, um zu sehen, ob der Vater vielleicht dann mit dem Grauen Mitleid haben werde; aber er blieb gefühllos gegen alle seine Klagen, und flog nicht einmal zum Neste hin. Hierauf setzte man die beiden gelben Jungen wieder ins Nest, um ihren verlaßnen Bruder zu erwärmen, und man war nicht im Stande zu begreifen, wie es möglich wäre, daß er am Leben bleiben könne. Endlich löste sich auch dies Räthsel auf. Man wurde gewahr, daß die beiden gelben Jungen mehr Barmherzigkeit bewiesen als der Vater, sie nahmen sich des Grauen an, und fütterten ihn einigemal des Tages aus ihrem eignen Halse. Nach und nach wurden sie immer geschickter darin, so daß sie ihn jedesmal fütterten, wenn sie selbst von dem Alten Nahrung bekommen hatten; und auf diese Art wurde der graue Junge beim Leben erhalten, bis er selbst fressen lernte. Bei dieser Begebenheit treten verschiedne Fragen ein: Warum mochte der Vater den grauen Jungen nicht leiden? War die Farbe desselben ihm etwa zuwider, oder hatte er das Weibchen in Verdacht der Untreue, weil der Junge ihm nicht ähnlich sah; und haßte er also den Jungen als einen Bastard? War es Mitleid, was die gelben Jungen zu ihrem Betragen gegen den Grauen bewog? oder war es Mißvergnügen über die Unruhe, welche sein Geschrei ihnen machte? woher wußten sie, daß dies die rechte Art wäre, ihn zu sättigen? Schlossen sie es vielleicht daraus, weil der graue

Junge schwieg, wenn der Alte, indem er sie fütterte, etwas verlor, und dies zufälligerweise ihm in den Hals fiel? und hätte es ihnen überall einfallen können, ihn zu füttern, wenn sie nicht gewissermaaßen von ihren eignen Empfindungen auf die seinigen geschlossen hätten? von der Wirkung, welche die Nahrung auf sie selbst hatte, zu der Wirkung, welche sie auf ihn haben mußte? (Beyträge zur Geschichte der Vögel von Dr. Kühn in Eisenach; in Lichtenbergs Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturkunde, 1 B. 3 St. S. 63. 64.)

Es ist keinesweges allgemein bekannt, daß der Gesang des Kanarienvogels gewöhnlich entweder aus den Tönen der Wiesenlerchen oder der Nachtigall besteht. Herr Barrington sah zwei von diesen Vögeln, die von den canarischen Inseln kamen, wovon beide ganz und gar keinen Gesang hatten. Er erfuhr, daß nachmals ein Schiff eine große Menge solcher Vögel mitgebracht habe, welche eben so wenig sangen. Die meisten von den Vögeln, welche in England aus Tyrol eingeführt werden, sind von Eltern erzogen worden, deren Väter von einer Nachtigall unterrichtet wurden. Die englischen Kanarienvögel haben jedoch mehr von den Tönen der Wiesenlerche.

Der gefleckte Fliegenschnepper. (Muscicapa grisola. Linn. Gobe-mouche. Buffon.)

Der Fliegenschnepper, den man auch Fliegenfänger nennt, ist in ganz Europa einheimisch und in Teutschland sehr bekannt. Er ist ein Wandervogel und kommt in Gesellschaft in der ersten Hälfte des Mays, ja bei schöner Witterung bisweilen am Ende des Aprils zurück, und verläßt uns gegen die Mitte des Septembers. Er setzt sich auf die Wipfel der Bäume und auf Gebäude, von wo er auf seine Beute herab blickt, darnach fliegt und immer wieder zurück auf seinen Stand geht. Er ist still und traurig. Nie sieht man ihn auf der Erde sitzen.

Herr White erzählt, daß ein Paar von diesen Vögeln alle Jahre in den Weinstöcken nisteten, die an den Mauern seines Hauses zu Selborne standen. Eines Jahres baueten sie ihr Nest aus Unvorsichtigkeit auf einen nackten Zweig, vielleicht zu einer Zeit, wo lauter Schatten herrschte, und wurden daher nicht die Unannehmlichkeit gewahr, die daraus folgen würde; allein es trat heiße mit Sonnenschein begleitete Witterung ein, ehe die Jungen halb flügge waren, und da das Zurückprallen der Sonnenstrahlen von der Mauer unerträglich wurde, so hätten die Jungen unvermeidlich umkommen müssen, wenn ihnen nicht die mütterliche Liebe ein Mittel an die Hand gegeben hätte. Die Eltern setzten sich auf das Nest, so lange die heißen Stunden dauerten, breiteten die Flügel aus, sperrten den Mund auf, um Athem zu schöpfen, und hielten die Hitze von ihren leidenden Jungen ab.

Das Weibchen legt 4 bis 5 Eier, und wenn die Jungen fliegen können, so begiebt es sich mit ihnen nach den Wäldern, wo es mit ihnen zwischen den höhern Zweigen der Bäume spielt, und senkrecht unter die Fliegen, die unten herum sumsen, herabfliegt und wieder in die Höhe steigt.

Die Feldlerche. (Alauda arvensis. Linn. Alouette. Buffon.)

Die Feldlerche bewohnt fast alle Theile der alten Welt und ist der einzige Vogel, der in einem senkrechten oder in einem schraubenförmigen aufsteigenden und dann bald sinkenden, bald fallenden Fluge, seine Stimme hören läßt. Sie kommt zeitig und zwar schon gegen das Ende des Februars und oft noch früher an, wenn milde Witterung eintritt und der Schnee früh wegschmilzt. Sie singt bis gegen das Ende des Augusts und unterbricht ihren Gesang nur einigermaßen zur Zeit der Brütung. In ihre Melodien nimmt sie Strophen aus dem Gesange andrer Vögel auf, und die Jungen, die man im Zimmer erzieht, sind sehr gelehrig.

Den Sommer über lebt jedes Paar für sich allein und duldet keine andere Lerche in dem Bezirke, den es für sein Nest ausgesucht hat; nähert sich eine Fremde, so entsteht mitten im Fluge eine Art von Zweikampf, und die Eigenthümerin ruht nicht eher, bis der ungebetene Gast vertrieben ist. Im September sammeln sich diese sonst ungeselligen Vögel in Schaaren zusammen und ziehen dann

bis gegen Ende des Oktobers Heerdenweise nach wärmern Himmelsgegenden. Ist der Winter anfänglich gelind, so bleiben Einige bis in den December bei uns. Wenn sie im Frühjahre zurückkommen, so zertheilen sie sich sogleich, sammeln sich aber auch wieder, wenn noch einmal Kälte eintritt und Schnee die Felder bedeckt. In diesem Falle streichen sie umher, um an offenen Gewässern und anderwärts einige Nahrung zu suchen. Wenn die Jungen ausgebrütet sind, so wacht die Mutter mit ächt mütterlicher Zärtlichkeit über sie; man sieht sie dann über ihren Köpfen schweben, ihre Bewegungen leiten, ihren Bedürfnissen zuvorkommen und sie gegen Gefahren schützen. Die zärtliche Anhänglichkeit, welche das Weibchen gegen seine Jungen hat, äußert sich oft sehr frühzeitig, selbst noch ehe es im Stande ist, die Pflichten einer Mutter zu erfüllen. Man brachte mir, erzählt der Graf Buffon, im Monat May eine junge Sie, die noch nicht ohne Hülfe Anderer fressen konnte; ich ließ sie aufziehen und sie war kaum flücke, als ich anderwärts her ein Nest mit 3 bis 4 nackten Feldlerchen bekam. Sie hatte ein großes Vergnügen über diese neuen Ankömmlinge, die nicht viel jünger als sie selbst waren; sie pflegte sie Tag und Nacht, wärmte sie unter ihren Flügeln und fütterte sie mit ihrem Schnabel. Nichts konnte sie in ihren zärtlichen Verrichtungen stören; als man die Jungen von ihr wegnahm, flog sie zu ihnen zurück, sobald sie herausgelassen wurde, und dachte an keine Flucht, ob sie schon hundertmal hätte fortfliegen können. Ihre Zärtlichkeit griff ihr das Herz an; sie vernachlässigte Futter und Trinken, sie bedurfte nunmehro des nämlichen Beistandes wie ihre angenomme-

nen Jungen und starb endlich von mütterlicher Aengstlichkeit aufgezehrt. Keiner von den Jungen überlebte sie; es starb Einer nach dem Andern, so sehr bedurften sie ihrer Sorgfalt, welche eben so zärtlich als verständig war.

Die Lerchen lassen sich leicht zähmen und werden so kirr; daß sie vom Tische fressen, ja sich auf die Hand setzen; sie können sich aber nicht mit den Zehen anhalten, welches von der Gestalt einer Hinterzehe herrührt, die zu lang und gerade ist; dies ist auch der Grund, warum sie sich nie auf Bäume setzen.

Anfänglich, wenn die Lerche beim Aufsteigen die Erde verläßt, ist ihr Gesang schwach und unterbrochen; je höher sie aber steigt, desto voller und schöner wird er. Die Feldlerchen, die man in den Stuben hält, werden bisweilen 20 und mehrere Jahre alt.

Die Lerchen haben mehrere Feinde; ihre größten Verfolger aber sind die Menschen, welche ihnen im September und Oktober sehr nachstellen, wobei sie sich verschiedener Mittel bedienen. Eines der gemeinsten ist, das sogenannte Lerchenstreichen, welches theils mit Tag-, theils mit Nachtnetzen geschieht. Man stellt eine hinlängliche Anzahl von jenen wie Wände auf ebenem Felde auf und treibt bei der Abenddämmerung die auf der Erde ruhenden Lerchen, vermittelst eines langen Seiles dagegen, das auf der Erde fortgezogen wird. Die Lerchen verwickeln sich in den Maschen des Netzes und werden gefangen. Das Nachtnetz wird nur bei finstrer Nacht gebraucht. Man merkt sich die Gegend des Feldes, wo sich eine Heerde Lerchen gelagert hat, schleicht sich dahin und be-

deckt sie, wenn sie aufflattern wollen, sogleich mit dem Netze. Beide Arten des Fanges liefern bei stillem Wetter bisweilen eine ungeheure Menge Lerchen. Eine andere Art sie zu fangen, erfordert einen sogenannten Lerchenspiegel und Schlagnetze. Sie findet nur bei hellem Sonnenscheine statt, und besteht darin: der Lerchenfänger setzt sich in eine hinlänglich tiefgegrabene Höhle, vor ihm steht der Spiegel auf einer Spindel, der vermittelst einer Leine hin und her gedreht werden kann, und von den Schlagwänden auf beiden Seiten umgeben ist. Bemerkt der Jäger eine oder mehrere Lerchen, so drehet er den Spiegel, damit sie darin ihr Bild erblicken; sobald dies geschieht, fährt die Lerche auf den Spiegel los, weil sie Gesellschaft zu erblicken glaubt; die Wände werden zusammen geschlagen, und der Vogel ist gefangen.

In England wie in Teutschland werden viele Lerchen gefangen. Man weiß schon, daß in der Nachbarschaft von Dunstable, zwischen dem September und Februar, 4000 Dutzend gefangen worden sind; allein noch weit mehrere fängt man in den großen Ebenen Teutschlands, besonders da, wo es viele Weizenfelder giebt; z. B. um Leipzig, Halle, Merseburg u. s. w. wo jährlich eine ungeheure Menge gefangen werden. Im Jahr 1720 wurden im Leipzig bloß im Monate October 404,340 Stück eingebracht. „Nur die Feldlerche, sagt J. R. Forster (in einer Anmerkung zu Bergius über die Leckereien 2ter Theil 1792.), ist eigentlich der Vogel, der so häufig um Halle gefangen wird. Diese Lerchen ziehen von Norden nach Süden, und da sie alle Wälder in gebirgigten Gegenden vermeiden, so

streichen sie längs dem waldigen Vorgebirge des Harzes, bis sie bei Halle auf die Ebene kommen und nun weiter ungehindert nach Süden, oder eigentlich nach Südosten und Südwesten, nach Thüringen, Schlesien u. s. w. ziehen können. Bei hellem Mondscheine und schönem Wetter ziehen sie stets fort weiter, und man fängt nur wenige und zwar bloß magere; allein dunkle, trübe, etwas feuchte Tage und Nächte nöthigen die Lerchen, in den fruchtbaren Weizenfeldern zu verweilen, wo sie alsdann allerlei Gesäme und besonders den Saamen des Vogelknöterichs (polygonum aviculare) in großer Menge fressen, wovon sie in einigen Tagen außerordentlich fett werden. Unwissende schreiben dies dem Winde zu, und behaupten, daß die Lerchen beim Nordwinde fett, beim Südwinde aber mager würden."

Die Nachtigall. (Motacilla luscinia. Linn. le Rossignol. Buffon.)

Die Nachtigall verbreitet sich über ganz Europa bis Schweden hinauf; indessen giebt es doch Gegenden, wo man sie nicht antrifft. Man rechnet dahin einen Theil von Frankreich, nämlich vom Bugey bis zur Höhe von Nantua, einen Theil von Holland, Schottland, Irrland; in den nördlichen und westlichen Grafschaften von England sieht man sie nur selten.

England verlassen die Nachtigallen im August und kommen regelmäßig zu Anfange des Aprils zurück. Unsere Gegenden (nämlich) in Teutschland) verlassen sie um

die Mitte des Augusts und kehren um die Mitte des Aprils wieder dahin zurück. Sie überwintern in Afrika und Asien, wo sie aber weder singen noch brüten. In einigen Theilen von Kleinasien verlassen sie die Gebüsche und Waldungen nicht, welche sie sich zum Aufenthalte gewählt haben. Wahrscheinlich halten sich den Winter hindurch auch Nachtigallen in der Barbarei auf: denn wenn man im Herbste und Frühlinge in Frankreich auf ihre Wanderung Acht giebt, so bemerkt man, daß sie in der erstern Jahreszeit in den Gegenden an dem mittelländischen Meere viel häufiger sind, als zu andern Zeiten. Wenn sie schon die nördlichen Theile von Frankreich verlassen haben, sieht man sie dort beinahe noch einen Monat lang. In den Gehölzen um Bayonne hörte sie Vieillot nach ihrer Rückkehr zu Anfange des März schon ihr Lied anstimmen. Nach den nördlichen Gegenden rückt die Nachtigall in dem Maaße vor, wie in denselben im Frühjahre die Reife aufhören. Um Paris erscheint sie schon zu Ende des Märzes und hält sich dann kurze Zeit in den Hecken in der Nähe der Gärten auf, bleibt aber nur so lange dort, bis sich die Bäume belauben. Sie reist alsdann fort und kommt ohne Gesellschaft zurück.

Die Nachtigall hält sich am liebsten in solchen Gebüschen auf, in deren Nähe sich grüne Wiesen mit Bächen und Gräben und Getraidefelder befinden. Helle Plätze vermeidet sie. Hat sie einmal einen bequemen Standort gewählt, so verläßt sie ihn, wenn sie nicht besondere Störungen erleidet, meistentheils ihr ganzes Leben hindurch nicht. Nur in solchen Gebüschen, die von Zeit zu Zeit abgetrieben werden, und sonst manche Ver-

änderungen erleiden, verweilt sie so lange nicht. Das darauf folgende Jahr dürfen sich die Jungen nicht so nahe bei dem Standplatze der Alten niederlassen, sondern müssen in gehöriger Entfernung bleiben. Verliert aber die Alte bald nach der Ankunft ihr Leben, so rückt sogleich ein Junges an ihre Stelle ein, und bezieht den Platz, auf welchem es im vorigen Jahre geboren wurde. Dies geschieht jedoch nicht, wenn eine Nachtigall späterhin durch einen Zufall von ihrem Standorte wegkommt. In diesem Falle wird ihr Platz erst im folgenden Frühjahre nach der Ankunft der Vögel wieder besetzt, wenn er nicht gänzlich leer bleibt.

Die Nachtigall ist ein munterer Vogel, der sich immer schlank und aufgerichtet trägt. Ihr Gang ist hüpfend und geschieht gleichsam mit abgemessenen Schritten; nach einer gewissen Anzahl derselben bleibt sie stehen, sieht sich um, hebt die Flügel einigemal in die Höhe, richtet den Schwanz hoch auf, bückt sich einigemal, hebt den Schwanz wieder und hüpft nun erst weiter. Ziehen ungewöhnliche Gegenstände ihre Aufmerksamkeit auf sich, so drehet sie den Kopf seitwärts, heftet das eine Auge scharf darauf, und hüpft nach Beschaffenheit der Umstände darauf zu. Wenn man die Nachtigall in der Nähe betrachtet, so sollte man glauben, sie übertreffe an Vorsicht und Behutsamkeit alle übrigen kleinern Singvögel, allein dies ist nicht der Fall; sie läuft leicht in die für sie hingestellte Falle, besonders wenn ihr Appetit durch irgend einen Leckerbissen gereizt wird.

Herr Barrington hatte einst eine sehr schöne Nachtigall drei Jahre lang, während welcher Zeit er auf

ihren Gesang eine besondere Aufmerksamkeit wandte. Ihr Ton war unendlich sanfter als der irgend eines andern Vogels, ob er schon zu gleicher Zeit durch eine eigenthümliche Anstrengung außerordentlich glänzend seyn mußte. Wenn dieser Vogel seinen Rundgesang in seinem ganzen Umfange sang, so bemerkte er sechszehn verschiedene Anfänge und Schlüsse; zugleich wurden die Mitteltöne gewöhnlich in ihrer Folge mit so viel Einsicht verändert, daß dadurch eine höchst angenehme Abwechslung entstand. Ein anderer Umstand, worin sich die Nachtigall auszeichnet, ist ihr fortdauernder Schlag ohne Unterbrechung; Herr Barrington bemerkte, daß derselbe bisweilen 20 Sekunden anhielt, und so oft sie frischen Athem holen mußte, verfuhr sie dabei mit so viel Einsicht, wie ein Opernsänger.

Im Freien singen die Nachtigallen jährlich gewöhnlich nicht über zehn Wochen; diejenigen hingegen, die im Bauer eingesperrt leben, setzen ihren Gesang neun bis zehn Monate fort. Eine eingesperrte Nachtigall hat einen weit süßern Gesang, als diejenigen, die man im Frühjahre im Freien singen hört. Diese sind, wie es die Vogelkenner nennen, so faul, daß sie selten etwas anders als kurze und laute Schläge singen, die sich im geringsten nicht mit dem Gesange einer eingesperrten Nachtigall vergleichen lassen.

Auf Ansuchen des Herrn Barrington hat Herr John Hunter mehrere Nachtigallen secirt, wo er fand, daß in den besten Sängern die Muskeln des Luftröhrenkopfs am stärksten waren. Die bei der Nachtigall waren stärker als bei irgend einem andern Vogel von der nämli-

chen Größe. Betrachtet man die Größe vieler Singvögel, so muß man in der That erstaunen, wie weit man ihren Gesang hört. Man glaubt, daß man den Nachtigallengesang über eine halbe englische Meile weit hört, wenn es des Abends ruhig und still ist.

Nachtigallen ahmen den Gesang anderer Vögel, ja sogar die starken Töne einer Nachtigallpfeife nach. Man kann sie auch dahin bringen, daß sie abwechselnd Chöre singen, und ihre Strophe zur gehörigen Zeit wiederholen. Auch kann man ihnen Worte sprechen lehren. Nach der Erzählung des Plinius hatten die Söhne des Kaisers Claudius einige Nachtigallen, die Griechisch und Lateinisch sprachen. Noch mehr Verwunderung aber erregt das, was dieser Schriftsteller hinzusetzt. Er erzählt nämlich, daß diese Vögel alle Tage neue Ausdrücke, ja selbst beträchtlich lange Sätze lernten, mit denen sie ihre Gebieter unterhielten. Allein eine solche Behauptung verdient ohnstreitig keinen Glauben; demohngeachtet haben mehrere andere Schriftsteller die wunderbare Erzählung des römischen Naturforschers noch vergrößert.

Die Nachtigallen sind einsame Vögel und vereinigen sich nie in Heerden, wie viele von den kleinern Vögeln, sondern verbergen sich in die dicksten Theile der Hecken und Büsche, und singen selten, außer bloß in der Nacht.

Der hängende Sänger oder der Gelbhals. (Motacilla pensilis. Linn. Cou jaune. Buffon. Pensile Warbler. Latham.)

Dieser Vogel ist gegen 5 Zoll lang, hält sich auf St. Domingo und auf einigen andern westindischen Inseln auf, wo er hauptsächlich von Insekten und Früchten lebt. Er hat einen sehr artigen Gesang, den er das ganze Jahr hindurch fortsetzt.

Die Klugheit, welche dieser Vogel bei der Anlegung und dem Baue seines Nestes zeigt, ist in der That merkwürdig. Er befestiget es nicht an die Spitze der Zweige, wie es gewöhnlich die meisten andern Vögel thun, sondern hängt es an Fäden, welche von den netzförmigen Gewebe herabhängen, das er vom Baum zu Baume bildet; besonders an solchen, welche von Zweigen herab fallen, die über Bächen und tiefen Wasserbehältern hängen. Das Nest besteht aus trocknen Grasblättern, aus den Ribben von Blättern, vorzüglich aber aus kleinen Wurzeln, die mit der größten Geschicklichkeit in einander gewebt sind; es ist an die herab hängenden Fasern befestiget oder vielmehr es ist in dieselben hinein gearbeitet. Es ist ein kleines Bette, das in einem Ball zusammen gerollt und so dick und fest ist, daß kein Regen durchdringen kann; wenn der Wind geht, so schwankt es hin und her, ohne daß es dabei leidet.

Die Elemente aber sind nicht die einzigen Feinde, gegen welche dieser Vogel zu kämpfen hat; mit wunderbarer Scharfsicht sorgt er auch für den Schutz seines Nestes gegen andere Feinde. Die Oeffnung ist nicht oben oder

an der Seite des Nestes, sondern unten angebracht; auch geht der Eingang nicht gerade hinein. Wenn der Vogel bis in die Hausflur gekommen ist, so muß er über eine Art von Verschlag und durch eine andere Oeffnung kriechen, ehe er in den Aufenthalt seiner Familie hinab kommt. Diese Wohnung ist rund und weich und mit einer Art von Moos, die an den Bäumen wächst oder mit den seidnen Pflanzendunen ausgelegt.

Das Ackermännchen. (Motacilla alba. Linn. Lavantiere. Buffon.)

Dieser Vogel, der auch unter dem Namen der weissen Bachstelze bekannt ist, hält sich in Europa und Asien auf; in Teutschland ist er allenthalben anzutreffen. Er hat einen schnellen Lauf und Flug, und bewegt im Stehen den Schwanz fast beständig auf und nieder. Er ist munter, lebhaft und kühn; beim Anblick eines Raubvogels bringt er alle kleinern Vögel in der Nachbarschaft in Aufruhr und neckt seinen Feind mit lautem Geschrei. Er ist gesellig und hält sich gern in der Nähe von Häusern und Viehställen auf; auch ist er gern auf Triften und Feldern, an Bächen und Flüssen, wo er seine Nahrung sucht. Wenn es in unsern Gegenden anfängt kalt zu werden, also im Oktober, zieht er fort, und überwintert im nördlichen Afrika. Wenn die Ackermännchen aus Europa wegziehen, so findet man sie nach Maillets Berichte in ungeheurer Menge in Aegypten, wo man sie häufig fängt, im heißen Sande dörrt

und zum Essen aufbewahrt. Nach Sonninis Berichte ist das Ackermännchen in ganz Aegypten verbreitet und scheint nicht wegzuziehen; es ist sehr kirr und lebt mit den Menschen vertraulich, besucht die Städte, springt schnell und zutraulich auf den Plätzen herum, wo man den Reis ausbreitet, obgleich eine große Anzahl von Menschen damit beschäftiget ist, diese Getreideart zu dörren. Am Senegal trifft man das Ackermännchen in Menge an. Auch hält sich daselbst ein kleiner Vogel auf, den man die senegalische Bachstelze nennt, der die Ufer der Flüsse besucht, sich von kleinen Würmern nährt, im Fliegen nur kleine Sprünge macht und oft ausruht; wegen der beständigen Bewegung, die er mit dem Schwanze macht, hat man ihm den Namen Hauchequeve gegeben. Dieser kleine Vogel langt am Ende der schlechten Jahreszeit, d. h. in den letzten Tagen des Oktobers an den Ufern des Senegals an. Wenn er sich einstellt, so kann man für gewiß annehmen, daß der Regen unverzüglich aufhört; wenn daher die Einwohner der Insel St. Louis die Bachstelzen ankommen sehen, so sind sie voller Freude und verkündigen das Ende der schlechten Jahreszeit und folglich auch das Ende der Krankheiten.

Die Ackermännchen verlassen, wie andere Zugvögel, Afrika, und ziehen wieder nach Norden, ohne genistet zu haben.

In England verschwinden im Herbste die Ackermännchen; was aber aus ihnen im Winter wird, das ist etwas schwer zu erklären; denn sie lassen sich oft mitten im Winter sehen. Wenn ein schöner Tag eintritt und die Sonne hell scheint, so kann man darauf rechnen, daß

sie zum Vorschein kommen, lebhaft zwitschern und sich über das schöne Wetter zu freuen scheinen, ob man sie schon seit drei Wochen oder einem Monate nicht gesehen hat. Wo kommen sie her? Sicherlich nicht aus einem fernen Lande, weil sie nicht innerhalb eines einzigen Tages Zeit zu einer langen Reise haben. Außerdem scheinen sie auch nie ermüdet oder träg, sondern sind sehr lebhaft und munter, sobald sie zum Vorschein kommen.

Das Weißkehlchen. (Motacilla oenanthe. Linn. Cul-blanc. Buffon.)

Das Weißkehlchen, das man auch den Weißschwanz und den großen Steinschmätzer nennt, hat ein sehr ausgedehntes Vaterland, das sich von der heißen Zone bis zum Polarkreise hinauf erstreckt. In Europa trifft man es überall in steinigten, felsigten und gebirgigten Gegenden an. Es ist ein Zugvogel; aus den hiesigen Gegenden entfernt es sich um die Mitte des Septembers und kommt um oder nach der Mitte des Aprils wieder zurück. Der Steinschmätzer ist ein sehr lebhafter hurtiger Vogel, der nicht nur schnell läuft, sondern auch blitzschnell fliegt. In steinigten Gegenden sieht man ihn im Herbst und Frühjahre häufig auf Feldern in Gesellschaft von seines Gleichen und der Bachstelzen auf der Erde von einem Steine zum andern laufen, sich necken und jagen. Er setzt sich immer auf hervorragende Erdklöse und Steine, bückt sich, breitet den schönen Schwanz aus und drückt ihn nieder. Seine Stimme ist verschieden; am häufigsten läßt er den

schmatzenden oder klatschenden Ton hören, der den Namen Schmätzer verursacht hat. Während das Weibchen brütet, sitzt das Männchen auf einem hervorragenden Steine in der Nähe des Nestes und fliegt unruhig mit einem ängstlichen schmatzenden Tone umher, sobald sich ein Raubthier oder ein Mensch zeigt.

Diese Vögel besuchen England jährlich in der Mitte des März und verlassen es im September wieder. Die Weibchen kommen zuerst und zwar gegen 14 Tage früher als die Männchen an; ihr Zug dauert bis in die Mitte des Mays. In einigen Theilen von England findet man sie in ungeheurer Menge und sie werden sehr geschätzt. Um Eastbourne in Sussex fängt man sie in pferdehaarnen Laufschlingen, die man unter ein langes Stück Rasen legt, unter welches diese Vögel gern laufen. Da sie sehr schüchtern sind, so treibt sie selbst die Bewegung einer Wolke oder die Erscheinung eines Habichts sogleich in die Netze. Diese stellt man zuerst jährlich den 25sten Juli auf, und es dauert nicht lange, so werden die Vögel in erstaunlicher Menge gefangen, besonders wenn man bedenkt, daß sie nicht in Heerden leben, und daß selten mehr als zwei bis drei beisammen sind. Die Menge dieser Vögel, welche man jährlich bloß in dem Bezirke von Eastbourne fängt, soll sich beinahe auf 2000 Dutzend belaufen. Die gefangenen Vögel sind hauptsächlich junge; sie stellen sich allemal am zahlreichsten ein, wenn ein Westwind weht; sie ziehen jederzeit gegen den Wind. Herrn Markwick erzählte jemand, daß der Schäfer seines Vaters einst an einem Tage 44 Dutzend gefangen habe. Viele von diesen Vögeln werden sogleich

an Ort und Stelle von den benachbarten Einwohnern verzehrt, Andere werden ausgesucht und nach London geschickt; Viele werden eingemacht, da sie in England eben so geschätzt sind, als die Ortolanen auf dem festen Lande.

Die ungeheure Menge von diesen Vögeln, welche sich auf den Dünen um Eastbourne aufhält, schreibt Herr Pennant einer Art von Fliege zu, welche ihr Lieblingsfutter ausmacht; diese lebt von wilder Poley, die in Menge auf den benachbarten Hügeln wächst.

Das Rothkehlchen. (Motacilla rubecula. Linn. Le rouge Gorge. Buffon.)

Das Rothkehlchen findet man in allen Theilen von Europa; bei uns ist es ein Zugvogel, der in der zweiten Hälfte des Octobers die hiesigen Gegenden verläßt, um in einem wärmern Himmelsstriche, vielleicht im südlichen Europa zu überwintern. Es ist ein munteres und zutrauliches Vögelchen. Bald hüpft, bald fliegt oder flattert es mit bewundernswürdiger Leichtigkeit von Zweig zu Zweig, so daß man ihm nicht schnell genug mit den Augen folgen kann. Sehr oft bewegt es den Schwanz auf und nieder, und nimmt mit dem ganzen Körper eine fast aufrechte Stellung an. Im Hüpfen macht es beständig Verbeugungen, und läßt dabei öfters seine Lockstimme hören. Den Menschen scheuet es wenig; daher kommt es im Frühjahre nach seiner Rückkehr aus Süden, und im Herbste, ehe es wegzieht, in die Nähe der menschlichen

Wohnungen, wo es sich mehrere Wochen lang aufhält, und sich durch seine Lockstimme verräth.

Im Oktober sammeln sich die Rothkehlchen in Hekken und Gebüschen, um und in Städten und Dörfern. Diejenigen, welche aus dem höhern Norden kommen, verweilen bei uns eine Zeitlang, und ziehen dann, vermuthlich in Gesellschaft und des Nachts, weiter fort. Manche bleiben bis in dem November und Einzelne sogar den ganzen Winter hindurch bei uns. So lange die Kälte nicht streng ist, und kein Schnee fällt, finden sie immer Nahrung; fällt aber viel Schnee und tritt zugleich starke Kälte ein, so geht es ihnen sehr kümmerlich. Sie werden alsdann so zutraulich, daß sie in die Häuser kommen, um daselbst einige Brodkrümchen oder sonst etwas für ihren Hunger zu suchen. Gemeiniglich aber werden sie ein Raub des Letztern.

Wenn sie im Frühjahre wieder ankommen, so bekommt man des Morgens Viele mit einemmale in Hecken und Gebüschen zu Gesichte, woraus sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen läßt, daß sie des Nachts ziehen. Im Frühjahre verweilen sie eine längere oder kürzere Zeit bei uns, je nachdem die Witterung länger oder kürzer rauh bleibt. In den schönen Tagen des Aprils zerstreuen sie sich allmählig. Die Fremden ziehen weiter nach Norden und die Einheimischen begeben sich Paarweise nach den Oertern hin, wo sie nisten wollen.

Daß die Rothkehlchen ein gutes Gedächtniß besitzen, kann man aus folgendem Beispiele ersehen, welches der verstorbene Pastor Götze in Quedlinburg (s. Neue Mannigfaltigkeiten IIIter Jahrgang 1775. S. 197.) erzählt:

vor zwei Jahren fand ich im späten Herbste des Morgens, sagt Herr Götze, als ich aufstand, ein Rothkehlchen auf meinem Saale, welches in das offengebliebene Fenster gekommen, und vermuthlich schon in der Stube eines meiner Nachbarn gewesen war. Es folgte mir gleich in die warme Stube nach, und nahm das ihm dargebotene Futter begierig an. Kaum hatte es gefressen, so wollte sichs schon auf meinem Theetische in den Schaalen baden. Ich setzte ihm ein Näpfchen hin, es badete sich, und blieb den Winter durch sehr munter. Als das Frühjahr kam, und die Winterzimmer verlassen wurden, wollte ich ihm die Freiheit schenken, und ließ es wieder auf den Saal, wo alle Fenster offen standen. Es hatte aber keine Lust, wegzufliegen. Endlich trieb ichs mit Gewalt hinaus. Es hüpfte einige Zeit auf dem Hofe herum. Ich ließ es, gieng zu Tische, und als ich hernach auf meine Stube kam, fand ich es zu meiner Verwunderung wieder auf derselben. Wie dankbar ist doch ein Thier gegen seinen Wohlthäter zur Beschämung vieler Menschen! Es dauerte mich, daß ich es nochmals wegjagen mußte. Es nahm seinen vorigen Weg auf den Hof, und kurze Zeit nachher war es wieder unten im Hause. Ich jagte es zum drittenmale weg, da es dann über den Garten flog, und am andern Morgen sah ich es nicht mehr.

Als der Herbst und die Zeit wieder kam, wo sich diese geselligen Thierchen einzustellen pflegen, sagte man mir, daß des Abends ein Vögelchen vor dem Hause und an den Fenstern herum flöge. Allein ich achtete nicht darauf. Eines Abend aber, als man um acht Uhr noch etwas aus dem Keller holen will, fliegt ein Vögelchen

in demselben nach dem Licht, und läßt sich willig fangen. Als es auf die Stube gebracht wurde, sah ich, daß es ein Rothkehlchen war, das sich vermuthlich durch das Kellerloch nach dem Lichte gezogen hatte. Es befremdete mich gleich anfänglich, daß es sich, da ichs aus der Hand ließ, nach einigem Herumfliegen in der Stube, an dem Orte niederließ, wo das Vorige immer die Nacht durch gesessen hatte. Doch dies konnte zufälligerweise geschehen seyn. Des andern Morgens aber machten mich seine Handlungen aufmerksamer. Es gieng beim Erwachen sogleich nach dem Ort auf dem Schranke, wo der ehemalige Freßteller gestanden hatte. Der nämliche Teller wurde gebracht. Meine Gattin, die das Vorige oft mit besonderer Freude auf der Hand gefüttert hatte, trat ihm mit demselben näher, hielt ihn in die Höhe, und es kam sogleich, wie das erste, vom Schrank auf den Teller, und fraß ohne Furcht von demselben. Ich versuchte mehr. Nach gehaltener Mahlzeit wurde ihm der Badenapf an die alte Stelle gesetzt, und kaum stand er da, so war es auch schon dabei, und badete sich mächtig. Den ganzen Tag durch machte es sonst an allen den Orten, wo das vorige sich aufzuhalten pflegte, gleiche Manövres. Das Erste hatte ich, besonders im Frühjahre, wenn es die Zeit des Ziehens merkte, des Abends über den Saal, vermittelst eines Lichts, in eine dunkle Kammer führen müssen, weil es sonst den ganzen Abend unruhig war, und auf der Stube herumflog. Des Morgens war mein erster Gang, daß ich die Stubenthür, hernach die Kammerthür öffnete, da es dann in einem Zug aus der Kammer in die Stube, und gerade auf den Schrank

nach dem Teller flog, ohne vorher auf dem Saale, der dazwischen war, sich aufzuhalten. Als der Abend kam, versuchte ich es mit meinem neuen Gaste eben so. Er folgte dem Lichte willig bis in die Kammer, und als ich des andern Morgens beide Thüren öffnete, nahm er eben den Weg, wie das Vorige, anderer ähnlichen Handlungen zu geschweigen. Das Erste war besonders sehr zudringlich, wenn ich Gläser mit Meerlinsen vor mir auf dem Tische hatte, und Wasseraßeln, Wanzen-Egel, und dergleichen herauszog, und in eine neben mir stehende Tasse mit Wasser that. Es flog mir bei der Arbeit immer um die Finger, und ich durfte die Tasse keinen Augenblick aus der Acht lassen, so war mein ganzer Fang weg. Dieses machte es eben so, und ich konnte daher nicht anders schließen, als daß es ein und eben dasselbe treue Vögelchen sey, welches ich im Frühjahre weggejagt hatte, und welches im Herbste dankbar wieder zu seinem ersten Wirthe gekommen war.

Als das Frühjahr erschien, mußte es seine vorige Wanderschaft antreten. Es that mir in der Seele wehe, als ich sah, wie sauer es ihm wurde, seinen Winteraufenthalt, wo es ihm unter den Händen meiner zärtlichen Gattin so wohl gegangen war, zu verlassen. Länger als einen halben Tag hielt es sich nahe an meiner Wohnung auf, blickte oft nach den Fenstern, hüpfte im Garten nahe bei uns herum, begleitete uns von einem Zweige zum andern, und flatterte endlich, da es nicht bleiben sollte, traurig über die Gartenmauer weg.

Als der Herbst wieder kam, war ich auf die Ankunft meines kleinen Pilgers desto aufmerksamer, und wie er-

staunte ich, als ich ihn eines Abends wieder unten im Hause fand. Er folgte dem Lichte sogleich hinauf auf meine Stube, und überzeugte mich, und alle meine Freunde, die seine Treue bewunderten, durch seine wiederholten Handlungen alter Art, daß es kein anderer Vogel als der nämliche sey. Dieses Frühjahr habe ich ihm abermal die Freiheit geschenkt, und werde im Herbst erwarten, ob er zum drittenmale wieder kommt. Wenn ihm kein Unfall begegnet, so wird ers gewiß thun, und wenn er es thut, so werde ich ihm künftiges Frühjahr, ehe ich ihn wieder in die Freiheit sende, ein silbernes Ringelchen, zum Zeichen seiner Treue, um den Schenkel legen, und sehen, ob er damit wieder erscheint.

Der Zaunkönig. (Motacilla trogolodytes. Linn. Troglodyte. Buffon.)

Obschon der Zaunkönig nicht selbst der kleinste unter den europäischen Vögeln ist, so ist er doch Einer der kleinsten. Er hat seinen Namen daher, weil Zäune und Hekken sein gewöhnlicher Aufenthalt sind. Er bleibt im Winter bei uns, streift aber der Nahrung wegen weit umher, und ist bald da bald dort. Im Sommer sieht man ihn selten, weil er sich dann zum Nisten in die Wälder und in das Dickigt begiebt. Man kann ihn als die Maus unter den Vögeln betrachten; denn er schlüpft eben so schnell in den Zäunen und Hecken aus und ein, durchsucht alle Winkel, alle Ritzen und Löcher, und ist dabei so schnell, daß man ihn alle Augenblicke aus den Augen verliert.

Sommer und Winter scheint ihm gleich zu seyn; wenn im December und Januar selbst die Sperlinge und Goldammern vor Kälte und Schnee traurig dasitzen, so sieht man den Zaunkönig munter und thätig in den Hecken. Er ist aber auch gegen Kälte und Hunger hinlänglich gesichert. Sein Federkleid besteht aus einer Menge wärmender Dunen und bedeckt den zarten Körper hinlänglich. Nahrung findet er in den Zäunen, an den Bäumen u. s. w. genug an den daselbst schlafenden Insekten, Puppen, Larven und Eiern.

Der Zaunkönig ist muthig und verwegen, wovon Herr Simpson in Amerika vor Kurzem folgenden merkwürdigen Beweis mittheilte: vor nicht langer Zeit hörte ich, sagt er, früh Morgens einen Lärm, den ein Paar Hausschwalben machten, die in der Nähe meines Hauses von einem Baume zum Andern flatterten. Sie machten mehrere Versuche in einen Käfig oder Bauer zu kommen, der an meinem Hause hieng, in dem sie zuvor gewohnt hatten; sie schienen aber allemal mit dem größten Schrecken wieder davon zu fliehen und wiederholten jenes laute Geschrei, das zuerst meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Aus Neugierde gab ich auf ihre Bewegungen Acht. Nach einiger Zeit kam ein kleiner Zaunkönig aus dem Bauer, und setzte sich auf einen benachbarten Baum, wo er durch seine gellende Stimme seine Gegner zu erschrekken schien. Nicht lange darauf floh er weg, die Schwalben benutzten diese Gelegenheit und kehrten in ihren Bauer zurück; allein ihr Aufenthalt war nur von kurzer Dauer; ihr kleiner Gegner kam zurück und sie flohen mit der größten Eile davon. Auf diese Art trieben sie ihr Wesen den

ganzen Tag fort und, wie ich glaube, behauptete sich der Zaunkönig des Nachts im Bauer.

Als den Morgen darauf der Zaunkönig den Bauer verließ, kamen die Schwalben sogleich zurück, nahmen von ihrer Wohnung Besitz, brachen ihr Nest ab, das aus Zweigen von verschiedener Größe bestand, fiengen an zu arbeiten, und verrammelten bald die Oeffnungen. Der Zaunkönig kam zurück, konnte aber nicht in den Bauer hinein. Er suchte die Werke zu stürmen; es gelang ihm aber nicht. Beinahe zwei Tage lang vertheidigten die Schwalben den Eingang, und als der Zaunkönig sah, daß er diesen nicht mit Gewalt erstürmen konnte, hob er die Belagerung auf, gab seinen Plan auf, und ließ die Schwalben im ruhigen Besitz ihrer Wohnung, ohne ihnen ferner etwas zu Leide zu thun.

Es ist höchst merkwürdig, daß die Materialien des Nestes gewöhnlich zu der Stelle passen, wo der Zaunkönig es anlegt; baut er es an einen Heuschober, so besteht das Aeussere desselben aus Heu; legt er es an der Seite eines Baumes an, der mit weißen Flechten bekleidet ist, so ist das Nest mit den nämlichen Materialien überzogen; hängt das Nest an einem Baume, der mit grünem Moose bedeckt ist, oder ist es in einem Damme, so steht das Aeußere jederzeit damit in Verbindung. Inwendig ist es allemal mit Federn ausgefüttert. Der Zaunkönig macht nicht, wie die meisten andern Vögel, den Anfang beim Bauen seines Nestes mit dem Boden; wenn er es an einem Baume anlegt, so geht seine erste Sorge dahin, gleichsam den Umriß, der ovalförmig ist, an der Rinde zu entwerfen und es auf diese Art mit gleicher Stärke an allen

Seiten zu befestigen. Hierauf macht er die Seiten und den obern Theil zu, und läßt zum Eingange bloß eine kleine Oeffnung. Wird das Nest unter einem Damme angelegt, so wird der Anfang mit dem obern Theile zuerst gemacht, und in einer kleinen Oeffnung gut befestigt, woran das Nest hängt.

Der Zaunkönig singt das ganze Jahr fort, und man hat ihn sogar während der Zeit singen hören, wann ein großer Schnee fiel. Auch singt er noch sehr spät des Abends.

Der gelbbrüstige Sänger. (Motacilla trochilus. Linn. Bouillot. Buffon.)

Der gelbbrüstige Sänger besitzt eine sehr mannichfaltige Abwechselung im Nachäffen anderer Thierstimmen, und die merkwürdige Fähigkeit, in seiner Kehle oder in seinem Kropfe einen hohlen dumpfen Ton zu bilden, der bisweilen sehr weit entfernt zu seyn scheint, obgleich der Vogel ganz nahe ist, und umgekehrt. Ein gelbbrüstiger Sänger hatte sein Nest in dem Damme eines von den Feldern des Herrn White bei Selborne gebaut. Ein Freund und Er selbst sahen die Sie im Neste sitzen, nahmen sich aber sehr sorgfältig im Acht, sie nicht zu stören, ob das Vögelchen sie schon mit einer Art von Eifersucht betrachtete. Als sie nach einigen Tagen wieder den nämlichen Weg giengen, wünschten sie zu sehen, ob die Jungen ausgekrochen waren; allein sie konnten kein Nest finden, bis Herr White von ungefähr ein großes Bündel

langen grünen Mooses aufhob, das nachläſſig über das Neſt geworfen war, um es vor den Augen jedes zudringlichen Beobachters zu verbergen.

Der Schneidervogel. (Motacilla sartoria. Linn.)

Der Schneidervogel hält ſich in Oſtindien auf und zeichnet ſich durch ſein künſtliches Neſt aus. Er befeſtiget daſſelbe auf die künſtlichſte Weiſe an dem Blatte eines dünnen hervorragenden Zweiges, welches er auf folgende Art bewerkſtelliget: er nimmt ein eirundes lanzetförmiges ungetheiltes dürres Blatt, bohrt oder pickt in daſſelbe und in ein ähnliches friſches Blatt, das noch am Baume iſt, nach dem Rande zu auf beiden Seiten mehrere kleine Löcher und heftet vermittelſt kleiner Pflanzenfaſern das dürre Blatt ſo an das friſche, daß beide eine Art von Beutel bilden, der oben offen iſt. In dieſem Beutel bringt der geſchickte Vogel ſein Neſt an, das aus einer Lage von weicher Baumwolle oder andern weichen Dingen beſteht. Bisweilen nimmt er ſtatt eines dürren und eines friſchen Blattes zwei friſche Blätter, die er zuſammen näht und ſo mit einander verbindet, daß ſie mehr das Werk eines Menſchen als eines Vogels zu ſeyn ſcheinen. Das Neſt und der Vogel ſind zuſammen ſo leicht, daß die Blätter der äußerſten und dünnſten Zweige der Bäume dazu gewählt werden. Auf dieſe Art ſind die Jungen gegen jeden Feind geſichert.

Herr Percival hatte Gelegenheit, diesen Vogel auf der Insel Ceylon zu sehen, und theilt von ihm folgende Nachricht mit: damit sein kleines Nest nicht etwa herunter geschüttelt wird, sucht er es auf eine solche Art an den Baumblättern fest zu machen, daß beide zugleich hängen oder herabfallen müssen. Das Nest besteht aus Blättern, die der Vogel von der Erde auflieſt, und vermittelst seines schlanken Schnabels und einigen feinen Fasern, die er statt der Nadel und des Zwirnes braucht, näht er sie mit großer Geschicklichkeit an die Blätter an, die noch auf dem Baume sind. Durch das Ausfüttern des Nestes, welches durch Flaumen geschieht, wird das Gewicht desselben nur wenig vermehrt, und kaum an dem Zweige gespürt, der es trägt.

Die Beutelmeise. (Parus pendulinus. Linn. Mesange de Pologne oder Remiz. Buffon.)

Die Beutelmeise, die auch Remitz und Pendulin heißt, ist in Rußland, Polen, Litthauen, Ungarn und Italien einheimisch. Sie hat ihren Namen von dem künstlichen Neste, das sie bauet. Sie hält sich gern in der Nähe von Seen und beschilften Teichen auf und lebt hauptsächlich von Wasserinsekten.

Das merkwürdige Nest, das sie verfertigt, gleicht einem ovalen Beutel; es ist 6 Zoll lang und hat seinen engen Eingang unten am Halse; daher kann weder Wind noch Regen eindringen. Auf diese Art hängt es entwe-

der an schlanken Rohrstengeln oder an Weidenzweigen, und die Bewohner sind darin gegen alle Räubereien der Vögel, Wieseln u. s. w. gesichert. Wenn die Beutelmeise das Nest anlegen will, so umwindet sie vorher die Zweige, die es tragen sollen, mit Hanf- oder Bastfäden; dann bauet sie mit Grashalmen, mancherlei Pflanzenwolle, Hanf und Bast weiter fort. Die innern Wände füttert sie mit weichen Thierhaaren und mit Pflanzenwolle aus. Ist sie mit dem Baue völlig zu Stande gekommen, so legt sie 5 Eier, die nach 12 Tagen ausgebrütet werden. Sie brütet des Jahres zweimal.

In Polen und Rußland sammelt man die Nester, und verkauft sie sackweise, den Sack für einen Ducaten.

In Europa giebt es nur drei Vögel, welche hangende Nester bauen; nämlich: die gemeine Golddrossel, der Pendulin und ein unbekannter Vogel, dessen Hängenest vor nicht allzulanger Zeit von Herrn Pennant nahe bei Plairs Hause in Athole im nördlichen Theile von Schottland entdeckt worden ist. In einer Kranztanne, sagt Herr Pennant, war ein Hängenest irgend eines unbekannten Vogels an vier Ecken an den Zweigen aufgehängt. Es war oben offen und hatte anderthalb Zoll im Durchmesser und zwei in der Tiefe; die Wände und der Boden waren dick; die Materialien bestanden aus Moos, Wolle und Birkenrinde mit Federn ausgefüttert.

Die capsche Meise. (Parus capensis.)

Dieser Vogel bauet sein üppiges Nest von den Dunen einer Art von Asclepias. Dies Nest besteht aus einem tuchartigen Gewebe, und kein wollenes Strumpfwerk kann weicher seyn. Am obern Ende befindet sich eine kleine Röhre, ungefähr von einem Zoll in der Länge nebst einer Oeffnung von ungefähr drei Viertel Zoll. Unmittelbar unter der Röhre ist an der Seite eine kleine Höhle, welche mit dem Innern des Nestes in keiner Verbindung steht; in dieser Höhle sitzt das Männchen die Nacht über und so sind Männchen und Weibchen gegen das Wetter geschützt.

Die meisten kleinen Vögel bauen in Südafrika ihre Nester auf eine solche Art, daß sie bloß durch eine kleine Oeffnung einen Eingang haben, und Viele hängen sie an die schwachen Enden hoher Zweige. In Afrika umzäunt der Sperling sein Nest rund herum mit Dornen und selbst die Schwalbe macht unter den Dachrinnen oder in den Felsenritzen eine Röhre nach ihrem Neste, die 6 bis 7 Zoll in der Länge hat. Da aber diese Vögel in Nordeuropa nichts von Affen, Schlangen und andern schädlichen Thieren zu besorgen haben, so bauen sie ihre Nester offen.

Die Schwalben.

Die Meinungen der Naturforscher über die Wanderungen der Schwalben sind getheilt. Einige behaupten, daß sie Zugvögel sind und in der kalten Jahreszeit wärmere Gegenden aufsuchen, Andere, daß sie uns nicht verlassen, sondern den Winter bei uns in einem Zustande von Erstarrung unter dem Wasser zubringen. Die letztere Meinung hat vorzüglich in England Beifall gefunden. In dem Gentlemans Magazine vom Jahre 1809 stehen mehrere kleine Aufsätze, welche die Behauptung vertheidigen, daß sie unsere Gegenden nicht verlassen, sondern im Winter erstarren. Ein großer Vertheidiger dieser Meinung ist vorzüglich Herr Barrington. Dieser sagt, daß sich die Hausschwalben den Winter über in die Felsenritzen und andere Schlupflöcher über der Erde verbergen; daß die Uferschwalben in den Höhlen bleiben, wo sie ihre Nester bauen, und daß sich die Mauerschwalben den ganzen Winter hindurch in ihren Höhlen in Kirchen und alten Gebäuden aufhalten. Daß es mehrere beglaubigte Beweise giebt, daß man Schwalben an jedem dieser Aufenthaltsörter erstarrt in England und anderwärts gefunden hat, ist kein Zweifel, allein das Wegziehen des größten Theils der Schwalben läßt sich eben so wenig leugnen. Die Vögel, die zurückgeblieben sind, und die man im Winter erstarrt gefunden hat, mögen solche gewesen seyn, die zu spät ausgebrütet worden sind, als daß sie noch Kräfte genug erhalten konnten, um ihre Gefährten auf ihren Wanderungen zu begleiten. Blieben alle Schwalben im Winter bei uns, so würde man in

dieser Jahreszeit weit mehrere antreffen, als man bisher noch gefunden hat. Man kann also mit Recht annehmen, daß die Schwalben die nördlichen Länder der alten und neuen Welt zu Anfange des Herbstes verlassen und nach wärmern Gegenden ziehen. Wahrscheinlich suchen die europäischen Schwalben ihren Aufenthaltsort in Afrika. Wir wollen hier einige Nachrichten von den Schwalben und ihren Wanderungen mittheilen, welche Reisebeschreiber oder Naturforscher mitgetheilt haben.

Aegypten verlassen sie, wie Sonnini (s. d. Reisen in Ober- und Niederägypten 2ter Theil. t. Ueb. S. 309.) erzählt, niemals; es giebt daselbst beständig eine Menge geflügelter Insekten, die ihnen zum Futter dienen.

Die Schwalben, welche man auf der Insel Ceylon sieht, sagt Percival (s. d. Beschreibung von der Insel Ceylon. t. Ueb. Leipzig. 371.) sind von den nämlichen Arten, wie die Unsrigen. Sie verlassen die Insel niemals.

Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung sind die Schwalben Zugvögel. Es giebt hier, sagt Barrow (s. d. Reisen ins Innere von Südafrika t. Ueb. Leipzig. S. 288.) verschiedene Arten von Schwalben, die aber sämmtlich Zugvögel sind. In vielen Pachterhäusern findet man kleine Gesimse, die man ausdrücklich für die Schwalben angenagelt hat, und ich habe sehr häufig behaupten hören, daß dieselben viele Jahre hinter einander zu ihren vorigen Plätzen und zwar gemeiniglich an demselben Tage zurückkehren.

Auf der Insel Madeira sah Forster (G.) (s. dessen Reisen um die Welt. 1. B. S. 28.) die Haus- und die Uferschwalbe, und einige Engländer versicherten ihm, auch die Rauchschwalbe gesehen zu haben. Die Schwalben bleiben den ganzen Winter über auf dieser Insel und verlieren sich bei kaltem Wetter bloß auf einige Tage, während welchen sie sich in die Felsenklüfte verkriechen, und beim ersten warmen Tage wieder zum Vorscheine kommen.

In der Barbarei (Berberei) erscheinen die Schwalben um die Mitte des Mays, wie Poiret (s. d. Reise.) erzählt, und verschwinden während des Augusts, wenn es am heißesten wird.

Man trägt sich zwar mit der Sage, erzählt Herr Bory de St. Vincent (s. die Geschichte und Beschreibung der canarischen Inseln. t. Ueb. S. 417.), daß sich von Zeit zu Zeit eine Menge Zugvögel, besonders Schwalben, auf den canarischen Inseln einfinden, allein ich habe dergleichen nie daselbst wahrgenommen.

Nach des Dr. Russels Berichte, besuchen die Rauchschwalben die Gegend um Haleb gegen das Ende des Februars, wo sie wie in Europa brüten. Hierauf verschwinden sie gegen das Ende des Juli, kommen aber im Anfange des Octobers wieder zurück, bleiben etwas über vierzehn Tage da, und verschwinden dann bis zum Frühjahre.

Herr Bartram (s. d. Reisen durch Nord- und Südcarolina, Georgien u. s. w. t. Ueb. 1793. S. 278.) sah bei seinen Aufenthalte in Carolina und Florida ungeheuere Schaaren von Haus- und Ufer-

schwalben gegen Norden nach Pensylvanien hinziehen, wo sie im Frühjahre um die Mitte des Märzes brüten, dann sah er wieder andere Züge im September und Oktober auf ihrer Rückreise nach Süden. Er bemerkte, daß sie, wie alle übrigen Zugvögel, sich besonders die starken und günstigen Winde zu Nutze machen.

Des warmen Wetters und der häufigen Insekten ungeachtet, erzählt Herr Pallas (s. die Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches in einem ausf. Ausz. s. 1 Th. 1776. S. 99.) waren zu Samara am Ufer der Wolga, (in Rußland) vor dem 16ten April noch keine Schwalben zu sehen und fiengen erst von diesem Tage an, sich mit den Immervögeln (Merops) zugleich einzustellen. Ein Beweis, daß dieselben mit unter die Zugvögel gehören, weil sie sich sonst wenigstens eben so früh, als die Erdthiere, gezeigt haben würden. Ueberhaupt weiß man in Rußland von der Fabel des gewöhnlichen Ueberwinterns im Wasser nichts, ob gleich wohl nirgends in der Welt mehr gefischt und mit Netzen sowohl unter dem Eise als im Frühlinge, wenn das Wasser aufgeht, gezogen wird. Die gemeiniglich einfallenden Herbstfröste vertreiben in diesen Gegenden alle Schwalben frühzeitig, da es hingegen im mildern Europa leicht seyn kann, daß sich Einige dieser Thiere verspäten und durch den Zufall ins Wasser oder in eine Erdhöhle gerathen, aus welcher sie sich herauszuhelfen und einen weiten Zug anzutreten bei einer unfreundlichen und feuchten Herbstwitterung zu ohnmächtig worden sind.

Ein Beispiel, daß Schwalben vor Kälte erstarren und bei der Wärme wieder aufleben, führt Herr Pallas im 2ten Theile seiner Reise S. 8. selbst an: die Schwalben, sagt er, hatten sich zu Ufa an der Belaja bereits den 15ten März bei einer heitern und warmen Witterung gezeigt. Da sich aber am 17ten der zuvor süd- und westliche Wind schleunig gegen Norden wandte, und einen scharfen bis zum 19ten Nachts dauernden Frost mitbrachte, so verschwanden sie wieder, wurden aber den 20sten, wo gelindes Wetter eintrat, wieder sichtbar. Und dieser Umstand gab zu einer merkwürdigen Beobachtung Gelegenheit. Den 18ten März wurde dem von Pallas nach Gurzef geschickten Ausstopfer durch einen Tataren eine Haus- oder Rauchschwalbe gebracht, die man auf dem Felde gefunden hatte, und die dem Ansehen nach leblos und steif vom Froste war. Kaum aber hatte sie eine Viertelstunde in der mäßig erwärmten Stube gelegen, so fieng sie an zu athmen, sich zu bewegen, ja endlich in der Stube zu fliegen, wo sie auch einige Tage fortlebte, bis sie durch einen Zufall umkam. Nach dieser Begebenheit, welche Herr Pallas verbürgt, läßt sich nicht mehr zweifeln, daß Schwalben, welche man des Winters in Fischernetzen oder in Erdklüften und hohlen Bäumen gefunden hat, in der Wärme wieder aufleben; man wird aber auch Grund zu glauben haben, daß diese Schwalben, nur durch einen Zufall und vielleicht durch schleunig eingefallene Herbstfröste erstarret, in einer so außerordentlichen und mit den Naturgesetzen streitenden Verfassung überwintert haben.

Ob man schon mit Gewißheit annehmen kann, daß die Schwalben in fernen Gegenden überwintern, so ist doch die Anzahl derjenigen, die sich in beträchtlichen Entfernungen vom Ufer an die Masten und Taue der Schiffe gesetzt haben, nicht so zahlreich, als man wohl erwarten sollte. Auch hat man sie nicht in großen Schaaren über Seen fliegen sehen. Herr Peter Collinson sagt in einem Briefe, welcher in den philosophischen Verhandlungen eingerückt ist, Herr Carl Wager habe ihm oft erzählt, daß auf Einer seiner Rückreisen im Frühlinge, als er in den englischen Canal gekommen wäre, eine große Schaar Schwalben beinahe die Segel bedeckt hätten. Sie wären fast ganz aufgerieben und verhungert, und nur Federn und Knochen gewesen; allein, durch eine nächtliche Ruhe erquickt, den folgenden Tag weiter geflogen.

Herr Adanson erzählt in seiner Reise nach dem Senegal, daß sich etwa 50 Seemeilen von der Küste den 6ten Oktober vier Schwalben auf das Schiff gesetzt hätten, daß man diese Vögel gefangen und daß er sie für wirklich europäische Schwalben erkannt habe, die nach seiner Vermuthung gerade nach der Küste von Afrika zurückgekehrt wären.

Die Schwalben, sagt Herr Kalm, erscheinen in Jersey in Nord-Amerika etwa im Anfange des Aprils; bei ihrer ersten Ankunft sind sie noch naß, weil sie dann gerade aus den Seen hervorkommen, auf deren Boden sie den ganzen Winter hindurch in einem erstarrten Zustande zugebracht haben; allein Herr Kalm, der die Erstarrung der Schwalben während des Winters zu be-

haupten sucht, berichtet uns zugleich, daß er sie selbst auf dem Meere 920 Meilen weit vom Lande angetroffen habe.

Herr Pearson zu London hatte durch Wärme und Sorgfalt einige Schwalben den Winter hindurch lebendig erhalten, die er den 14ten Februar 1786 der Gesellschaft zur Beförderung der Naturgeschichte zeigte. Aus Vernachlässigung aber kamen sie den Sommer darauf um.

Herr Klein (s. d. Prodromus Hist. Avium p. 205.) bemühet sich die Meinung, daß die Schwalben den Winter über unter Wasser lägen, zu unterstützen, und er theilt folgende Beschreibung von ihrer Art sich zu verbergen mir, die er von einigen Landleuten erhalten hat. Sie versicherten, erzählt er, die Schwalben versammelten sich bisweilen in so großer Anzahl auf einem Schilfhalme, daß er bräche und sie zu Boden sänken; ihr Untertauchen würde durch einen Todtengesang angekündiget, der über eine Viertelstunde dauere; Mehrere vereinigten sich, ergriffen mit ihren Schnäbeln einen Strohhalm, und stürzten sich so in Gesellschaft ins Wasser; Andere umklammerten sich mit ihren Füßen, bildeten eine große Masse und vertrauten sich auf diese Art der Tiefe an."

Zwei Gründe scheinen dies vermeinte Untertauchen der Schwalben unmöglich zu machen. Erstlich kann kein Landthier so lange ohne die geringste Respiration leben; zweitens kommen die Wasservögel aller Arten, wenn sie unter dem Eise verborgen oder in Netze gelockt werden, bald um; indessen können doch diese Vögel weit länger unter dem Wasser bleiben, als diejenigen, denen der zu

irgend einem beträchtlich langen Aufenthalte unter diesem durchdringenden Elemente nöthige Bau fehlt.

Herr John Hunter sagt in einem Briefe an Herrn Pennant, er habe viele Schwalben secirt, aber in Ansehung der Werkzeuge des Athemholens nichts von andern Vögeln Verschiedenes in ihnen entdeckt. Alle die Thiere, die er von der Classe secirt habe, welche im Winter schlafen, als die Eidechsen, die Frösche u. s. w., hätten in Ansehung dieser Organe eine ganz andere Bildung. Alle diese Thiere athmeten, wie er glaube, in ihrem erstarrten Zustande, und, soweit seine Erfahrung reiche, wisse er auch, daß sie es thäten; es sey daher seiner Meinung nach sehr seltsam, anzunehmen, daß die Landthiere einige Zeit unter Wasser bleiben könnten, ohne zu ertrinken. Ein anderer Beweis gegen ihr Untertauchen liegt in der specifischen Schwere der Thiere selbst. Unter allen Vögeln sind die Schwalben vielleicht die leichtesten. Ihre Federn und ihr verhältnißmäßig geringes Gewicht zeigen an, daß sie von der Natur dazu bestimmt sind, ihrer Nahrung halber fast immer im Fluge zu seyn.

Herr White zu Selborne, (s. d. Natural History of Selborn P. 64.) theilt uns in Betreff der Wanderung der Schwalben folgende Nachrichten mit: „Wenn ich je, sagt er, etwas einer wirklichen Wanderung Aehnliches sah, so war es den letzten Michaelistag 1768. Ich reiste des Morgens früh aus. Anfangs war ein starker Nebel; als ich aber etwa sieben oder acht (Engl.) Meilen von Hause nach der Küste zu zurückgelegt hatte, brach die Sonne hervor und es ward angenehm warm. Wir waren gerade auf einer großen Haide oder Gemein-

heit, und so wie der Nebel verschwand, bemerkte ich eine große Menge Schwalben, die haufenweise an den einzelnen Sträuchern und Gebüschen hiengen, als wenn sie die ganze Nacht daselbst geschlafen hätten. Sobald das Wetter hell und angenehm ward, flogen sie alle auf einmal auf, und zogen in einem sanften und leichten Fluge südwärts nach der See zu. Darauf sah ich keine Schaaren mehr, wohl aber hin und wieder einzelne abschweifende Schwalben. So oft ich vergangenen Herbst des Morgens aufstand und die Rauch- und Hausschwalben auf den Schornsteinen und Strohdächern der benachbarten Hütten haufenweise hangen sah, empfand ich immer eine geheime mit etwas Kummer gemischte Freude. Die Bemerkung nämlich, daß diese kleinen Vögel mit so vielem Eifer und mit so großer Pünktlichkeit dem starken Antriebe zu reisen oder sich zu verbergen folgten, den der große Schöpfer ihrer Seele eingeprägt hat, gewährte mir Freude, so wie mir auf der andern Seite der Gedanke unangenehm war, daß wir nach allen unseren Beschwerlichkeiten und Nachforschungen noch nicht im Stande sind, ganz gewiß zu bestimmen, nach welchen Gegenden sie ziehen, und daß es uns noch immer in Verlegenheit setzt, wenn wir finden, daß Einige überhaupt nicht wandern.

Frisch band im Herbste einigen Schwalben gefärbte Wollenfäden um die Beine und sah nach ihrer Ankunft im Frühjahre, daß die Farben nicht gelitten hatten, welches doch der Fall seyn müßte, wenn sie im Wasser oder im Schlamme 6 Monate lang zugebracht hätten.

Wenn die Kälte bei uns sehr spät und über die gewöhnliche Zeit hinaus anhält, zu welcher die Schwalben,

vermöge des Instinktes aus Süden nach ihren Geburtsörtern im Norden zurückkehren, so müssen sie sehr viel leiden, und kommen nicht selten um. So war es im Jahre 1740. Vor Kälte und Hunger fielen sie todt aus der Luft auf die Erde. Unsere Winterschläfer lagen zum Theil noch in Ruhe oder hatten sich wieder zurückgezogen. Dies würden die Schwalben doch in solchen Fällen auch thun; allein davon hat kein Mensch eine Erfahrung gemacht. Fallen im Frühlinge rauhe Tage ein, so ziehen sich zwar die Schwalben aus den Städten und Dörfern weg; aber man findet sie in Schaaren an stehenden Gewässern, weil sie hier wie im Herbste Nahrung zu finden glauben. Hält die unfreundliche Witterung an, und verkriechen sich die Wasserinsekten und Larven wieder, so ermatten die Schwalben und sinken entkräftet ins Wasser und in den Schlamm und sterben bald, weil sie nicht lange hungern können, wenn sich die Witterung nicht schnell ändert. Im Herbste ziehen sich diese Vögel ebenfalls vor ihrer Abreise nach den stehenden Gewässern, weil sie hier am längsten Insekten finden; aber öfters überrascht sie hier eine plötzliche Kälte, ehe sie noch ihre Reise antreten. Nun geht es ihnen zum Theil wie im Frühjahre. Diejenigen, welche Kräfte genug haben, ziehen fort; die Ermatteten aber bleiben zurück, fallen ins Wasser oder in den Schlamm und werden hier bisweilen von den Fischern oder andern Leuten gefunden. Wenn die Erstarrung nur einige Stunden angehalten hatte, so war es wohl möglich, daß sie durch die Wärme wieder ins Leben zurück gerufen wurden.

Adanson sah unsere Schwalben am Senegal mit Habichten, Bachstelzen, Wachteln und andern Zugvögeln im Oktober ankommen. Vorhero aber sahe man dort keine.

Da der Winterschlaf der Schwalben sowohl in Schriften als in mündlichen Erzählungen noch immer von vielen behauptet wird, so werden dieser Meinung von Herrn Bechstein, einem gründlichen Naturforscher unsers Zeitalters, folgende Beobachtungen und Erfahrungen entgegen gestellt: „Schon aus Vernunftgründen, sagt er, läßt sich gar viel gegen die Wahrheit dieser Behauptung einwenden, wovon ich nur dies anführen will, daß es sehr unwahrscheinlich ist, daß solche warmblütige Thiere, als die Schwalben sind, wie manche Säugethiere, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer, in einen Winterschlaf verfallen sollten; da es ja mehr als zu bekannt ist, daß kein Säugethier, dessen Wärme stärker, als bis zum zehnten Grad des Wärmemessers über dem Gefrierpunkte, gefunden wird, der Betäubung unterworfen ist; die Wärme der Schwalben aber immer über 30 Grade steigt, und in den übrigen Thieren, die derselben unterliegen, bloß ein kaltes Blut fließt. Zu geschweigen, daß es ganz mit den sonstigen Gesetzen und Einrichtungen in der Natur zu streiten scheint, daß ein Vogel, wie die Schwalbe, im Nothfall mit einem so wundervollen Hülfsmittel, wie der Winterschlaf ist, begabt seyn sollte, um der Kälte Trotz bieten zu können. Doch man beruft sich auf Erfahrungen, und diese müssen dann freilich hier alles entscheiden. Hier sind die vorzüglichsten.“

„Erstlich, sagt man, brüten die Schwalben allerdings so spät Junge aus, die diese Reise nicht mitmachen können; wo sollen denn diese hin?“

„Antw. Sterben. — Wer auf solche Dinge achten gelernt hat, der wird wissen, daß die Schwalben, wenn sie sich zu ihrer Wanderung zubereiten, ihre Jungen, die sie etwa noch haben, im Neste sterben lassen; und daß bisweilen von denjenigen, die ausgeflogen, aber eine so weite Reise mitzumachen noch zu schwach sind, Einige wieder zurückkommen, sich ins Nest setzen, und — Hungers sterben.“

„Zweitens will man im Herbste ganze Heerden Schwalben sich aufs Rohr setzen und ins Wasser stürzen gesehen haben.“

„Antw. Ganz recht. — Allein es ist eine bekannte Sache, daß die Schwalben auf ihren Zügen sich ins Rohr setzen, weil sie theils daselbst noch Insekten finden, theils vor Kälte und Wind sicher sind. Nur alsdann kann diese Erfahrung gelten, wenn man die Schwalben, die sich ins Wasser getaucht, sogleich wieder ausgefischt, oder aus dem Schlamme hervorgeholt hätte. Allein wo ist dies geschehen? — Ja, sagt man.“

„Drittens. Wann? — Im Winter? — Ich zweifle. — Im Herbste? — Diese sind auch gewiß nicht wieder lebendig worden. — Im Frühjahr? — Dies glaube ich, und davon habe ich eigene Erfahrung. Es ist nämlich bekannt, daß die Schwalben unter diejenigen Zugvögel gehören, welche schon zu Anfange des Aprils wieder bei uns eintreffen. Wie oft fällt alsdann noch Kälte und Schnee ein, welche alle fliegenden Insek-

ten, die doch die vorzüglichste Nahrung der Schwalben sind, erstarren macht. In dieser Noth begeben sie sich also in Gesellschaft mancher anderer insektenfressenden Vögel an die Ufer der Flüsse und Teiche, und besonders in diejenigen Teiche, die gerade ausgefischt oder sonst vom Wasser entblößt sind: hier suchen sie im Schlamme Mücken, und Haftelarven und Puppen, werden aber auch oft von der Kälte genöthigt, in den Höhlen der Ufer und im Schilfe Schutz zu suchen. Hier findet man sie alsdann (wie fast alle Fischer und Vogelsteller wissen,) halb erstarrt liegen; und wenn man sie ins warme Zimmer bringt, so leben sie ganz wieder auf und fliegen davon. In dieser Erfahrung liegt vielleicht der wahrscheinlichste Grund der mir noch so unwahrscheinlichen Behauptung der Erstarrung der Schwalben. — Auch mag vielleicht dies noch eine Bestätigung für die Meinung gegeben haben, daß man besonders im Frühjahr die Schwalben sehr häufig ins Wasser tauchen sieht, welches sie thun, um sich zu baden, oder um Mückenlarven herauszufischen; wer alsdann nicht gewohnt ist, genau zu beobachten, der kann eine solche Erscheinung leicht für eine Auferstehung aus dem Wasser erklären."

Diesen angeblichen Erfahrungen, die man von dem Winterschlafe der Schwalben gemacht haben will, setzt der erwähnte Naturforscher an einem andern Orte noch Folgendes entgegen.

„Nach meinen Beobachtungen und Erfahrungen, die ich in Thüringen anzustellen Gelegenheit gehabt, und die ich mit der größten Sorgfalt angestellt und gemacht habe, muß ich denn noch immer gegen diese Be-

hauptung seyn. Ich will hiermit ganz und gar nicht leugnen, was neuere Naturforscher für diese Meinung aus Erfahrung vorgebracht haben; es muß mir aber auch erlaubt seyn zu sagen, daß ich bei aller nur ersinnlichen Mühe, welche ich mir gegeben habe, in Thüringen nie ein Beispiel habe finden können, wo eine Schwalbe im Winter erstarrt aus dem Wasser oder dem Teichschlamme wäre gezogen und wieder lebendig worden. Es hat zwar auch in Thüringen nicht an Leuten gefehlt, welche diese Sache behauptet haben; doch habe ich bei genauerer Untersuchung allezeit entdeckt, daß es Frühjahrsschwalben waren, die man bei eintretender schlechter Witterung in Teichen gefunden hatte. In Thüringen findet also — denn ich wiederhole es nochmals, ich habe die Sache so genau, als nur immer möglich seyn kann, untersuchet, — kein Winterschlaf der Schwalben statt; und es wäre also hier nur der Fall noch möglich, daß sie von uns alle weg und etwa an die Meeresküsten zögen, und sich hier ins Wasser stürzten, ob sich gleich auch hierüber noch Mehreres einwenden läßt."

„Im Jahre 1792, den 20sten April, fiel in Thüringen ein so hoher Schnee, daß sich alle insektenfressenden Vögel nach den leeren Teichen, und überhaupt nach dem Wasser ziehen mußten, um hier noch einige Insekten zur Stillung ihres Hungers aufzufinden. Besonders begaben sich alle Schwalben dahin, und ich habe viele halb erstarrt unter den Ufern sitzend angetroffen. Viele von den Hausschwalben, die nicht die dauerhafte Natur der Rauchschwalben haben, kamen auch um; daher bemerkte man den kommenden Sommer so wenige von ihnen. Wäre

den Schwalben nun wirklich bei eintretender Kälte der Winterschlaf zu Theil worden, warum begaben sie sich in diesen Wintertagen nicht wieder in den Schlamm oder in das Wasser, und schliefen unterdessen, wie es andere Winterschläfer, Hamster, Haselmäuse, Fledermäuse machen, anstatt so großen Hunger zu leiden, oder gar vor Frost und Hunger zu sterben."

„Ich habe auch oft vor dem Thüringer Walde bemerkt, daß in manchen Jahren die Rauchschwalben, welche gewöhnlich früher als die andern Arten von ihren Wanderungen zurückkommen, wenn drei und mehrere trübe Tage hindurch kalte Morgenwinde bliesen, die alle Insekten in ihre Schlupfwinkel zurückscheuchten und erstarren machten, so ausstarben, daß man das ganze Jahr an einem Orte nicht mehr als ein oder zwei später ankommende Paare sah. Man fand sie theils auf dem Felde, theils an den Teichen liegen."

„Man bedenke noch Folgendes: wenn die Schwalben im Herbste nach der Mauser fortziehen, so haben sie noch gar den Glanz nicht, den sie im Frühjahr mit sich bringen, ja, die Jungen, welche sich das erstemal mausern, sind noch im Herbst so auffallend, nicht bloß durch den Mangel an Farbenglanz, sondern auch durch andere Zeichnungen verschieden, daß man sie gar leicht von den Alten unterscheiden kann; und doch sehen alle Schwalben, die man im Frühjahr sieht, einander vollkommen gleich. Im Schlamm aber können sie doch gewiß die Federn nicht verschönern!"

„Ferner würden sie in ihren Schlupfwinkeln den Nachstellungen der Füchse und anderer Raubthiere so sehr

ausgesetzt seyn, daß im Frühjahr nur sehr wenige wieder würden aufwachen können. Wer es weiß, wie sehr die Iltisse, Marder und Füchse oft im Winter vom Hunger gequält werden, daß sie die Mäuse und Krökten aus der Erde graben, und die Frösche unter dem Eise aus dem Schlamm hervorholen, der wird zugeben, daß sie viel leichter und lieber auf die Schwalbenjagd gehen würden. Allein wer hat dies noch bemerkt?"

„Zuletzt hat mir auch noch folgender analogischer Erfahrungsgrund gegen den Winterschlaf der Schwalben zu streiten geschienen. Alle Winterschläfer wachen nämlich auf, wenn im Winter anhaltend warme Witterung eintritt, nur die Schwalben allein müßten alsdann eine Ausnahme machen. Im Februar und März 1790 war die Witterung vor dem Thüringer Walde gerade so warm, wie wir sie sonst im Julius haben, so daß alle Winterschläfer, Hamster, Fledermäuse, Haselmäuse, Frösche u. s. w. aufwachten. Ich habe sehr genau Acht gehabt, ob nicht eine Schwalbe zum Vorschein kommen würde, habe mich deshalb allenthalben darnach erkundigt; allein man sah die Schwalben nicht eher als gewöhnlich, nämlich im April, ohngeachtet sich doch verschiedene Zugvögel, als Feldlerchen, Pieplerchen, Singdrosseln, Rothkehlchen, Wistlinge u. s. w. durch die schöne Witterung hatten herbeilocken lassen. Eben so begaben sich in den schönen Tagen der letzten Hälfte des Februars 1793 die Hasel- und Fledermäuse aus ihren Löchern, und an den Hamsterbauen sah ich die Ausgänge geöffnet, und in dem lockern Hügel die frischen Fahrten dieser Thiere; allein eine Schwalbe habe ich nie bemerkt, ohngeachtet auch

wiederum alle Lerchenarten und die Rothkehlchen zu Anfang des Märzes zurück waren."

Die Rauchschwalbe. (Hirundo rustica. Linn. H. domestica. Blumenbach. Hirondelle de Cheminée oder Hirondelle domestique. Buffon.)

Die Rauchschwalben, die man auch Feuer- und Stachelschwalben nennt, halten sich abwechselnd beinahe in allen Erdtheilen auf, und bewohnen sowohl Städte als Dörfer ohne Unterschied. Sie scheuen den Menschen nicht und legen ihre Nester in Hausfluren, Ställen, ja selbst in Stuben und Kammern an hervorragenden Balken und Gesimsen an. Unter unsern hiesigen Vögeln giebt es keinen, der sich mit grösserer Leichtigkeit im schnellsten Fluge nach allen Richtungen hinwenden kann, als die Rauchschwalbe. Sie ist sogar im Stande, sich in der Luft zu überstürzen und die Oberfläche des Wassers zu berühren. Sie hat ein vortreffliches Gesicht, und kann die Insekten sehr weit und im schnellsten Fluge erkennen. Ihr Zwitschern läßt sie besonders des Morgens, bald nach anbrechendem Tage, sitzend auf den Dächern hören.

So klein die Rauchschwalbe ist, und so wenig sie sich auch auf ihre körperliche Stärke verlassen darf, so viel Muth zeigt sie gleichwohl gegen Raubvögel. Sie weiß, daß diese sie ihres schnellen und geschickten Fluges wegen nicht ertappen können, und schwirrt ihnen daher zum Trotz vor den Augen umher und neckt sie. Auch kennt

sie die räuberischen Säugethiere, besonders die Katze, genau. Setzt sich diese unter ein Schwalbennest, oder an den Eingang einer Stallthüre, wo Schwalben aus- und einfliegen, so ist es ein belustigendes Schauspiel, wenn man sieht, wie der kleine schwache Vogel es wagt, dicht über dem Kopfe und vor den Augen des listigen Raubthieres hin und her zu fliegen und dasselbe durch sein lautes Geschrei zu necken. Die schlaue Katze scheint bereit zu seyn, die leckere Beute bei der ersten Gelegenheit zu haschen; selten aber wagt sie einen Sprung, sondern entfernt sich nach einiger Zeit beschämt vom Schauplatze.

Die Schwalben verrathen oft durch ihr Betragen vielen Verstand, wovon wir hier ein Beispiel anführen wollen, das der Prof. Kalm in seinen Reisen in Amerika erzählt. Ein Paar Schwalben baueten in einem Stalle ihr Nest, in welches das Weibchen nachmals seine Eier legte, und sich auf dieselben setzte. Einige Tage darauf bemerkte das Hausgesinde, daß das Weibchen die Eier zwar noch unter sich hatte, aber daß das Männchen bisweilen um das Nest herum flog, sich zur Seite auf einen Nagel setzte, und einen Laut von sich gab, der Unruhe und Besorgniß verrieth. Nach einer genauern Untersuchung fand man, daß das Weibchen auf den Eiern todt war. Man warf es daher aus dem Neste heraus. Nun flog das Männchen zum Neste und setzte sich eine Weile auf die Eier. Nachdem es aber daselbst ein Paar Stunden gesessen hatte, flog es weg und kam Nachmittags, mit einem Weibchen nach Hause, das sich nicht allein auf die Eier setzte und sie ausbrütete, sondern

die Jungen auch so lange ernährte, bis sie groß waren, und sich selbst versorgen konnten.

Die Art, wie die Jungen an ihre eigenthümlichen Sitten gewöhnt werden, ist höchst sonderbar. Anfänglich erheben sie sich, aber nicht ohne einige Schwierigkeit, von der Feuermauer in die Höhe; denn sie werden ein bis zwei Tage oben auf der Esse gefüttert, und dann werden sie nach einem abgestorbenen blätterlosen Zweige eines benachbarten Baumes gebracht, wo sie sich in eine Reihe setzen, und von den Alten mit großer Sorgfalt gepflegt werden. Ein bis zwei Tage darauf besitzen sie Kräfte genug zum Fliegen; sind aber immer noch nicht im Stande, sich Futter zu holen; sie fliegen daher in der Nähe der Stelle herum, wo die Mütter Fliegen fangen, und wenn sie einen Schnabel voll haben, fliegen die Mutter und die Jungen auf ein gewisses Zeichen auf einander los, und begegnen einander in einem Winkel; die Jungen lassen die ganze Zeit über einen solchen sanften Ton von Dankbarkeit und Wohlgefallen hören, daß Jemand äußerst unaufmerksam auf die Wunder der Natur gewesen seyn muß, der diesen Umstand nicht bemerkt hat.

Sobald sich die Mutter ihrer ersten Brut entlediget hat, trifft sie sogleich Anstalten zu einer zweiten, welche um die Mitte oder zu Ende des Augusts ausfliegt.

Den ganzen Sommer hindurch ist die Rauchschwalbe ein höchst lehrreiches Beispiel von unverdrossenem Fleiß und Zärtlichkeit; denn vom frühesten Morgen bis auf den Abend fliegt sie, so lange sie eine Familie zu ernähren hat, herum, und macht die plötzlichsten Wendungen und schnellsten Evolutionen. Zugänge und lange Spa-

ziergänge unter Gesträuchen, Weideplätze und abgemähete Wiesen, wo das Vieh graſt, ſind ihr Lieblingsaufenthaltsort, beſonders wenn hier und da Bäume ſtehen, weil es an ſolchen Stellen einen Ueberfluß an Inſekten giebt. Wenn ſie eine Fliege fängt, hört man ein ſchar-fes Schnappen mit ihrem Schnabel, das viele Aehnlichkeit mit dem Tone hat, den ein Uhrgehäuſe von ſich giebt, wenn man es zumacht; die Bewegung ihrer Kinnbacken aber iſt zu ſchnell, als daß man ſie mit dem bloßen Auge gewahr werden könnte.

Die Rauchſchwalbe iſt die Schildwache für die Hausſchwalbe und andere kleine Vögel, indem ſie ihnen die Annäherung von Raubvögeln kund thut; denn ſobald ſich ein Habicht oder eine Eule ſehen läßt, erhebt ſie ein durchdringendes unruhiges Geſchrei und macht alle Haus- und Rauchſchwalben darauf aufmerkſam, die ſich in einen Trupp verſammeln und ſich mit ihrem Feinde ſo lange herum necken und balgen, bis ſie ihn von der Stelle vertrieben haben; ſie ſtürzen ſich ihm auf den Rücken und erheben ſich in vollkommener Sicherheit ſenkrecht in die Höhe. Auch macht die Rauchſchwalbe ein Geſchrei beim Anblicke von Katzen, wenn dieſe auf den Dächern herum klettern oder ſich auf eine andere Art den Neſtern nähern.

Nach Herrn Whites Bemerkung verdient die Geſchicklichkeit, mit der dieſer gewandte Vogel in einer engen Eſſe vollkommen ſicher auf- und abſteigt, die größte Bewunderung. Wenn er über der Oeffnung einer Feuermauer ſchwebt, ſo verurſachen die Schwingungen ſeiner Flügel, welche die eingeſchloſſene Luft in Bewegung ſetzen, ein Geraſſel, wie der Donner. Höchſt wahrſcheinlich ſetzt

sich die Rauchschwalbe deshalb der Unbequemlichkeit aus, indem sie ihr Nest tief unten in eine Esse bauet, daß sie ihre Jungen gegen Raubvögel, besonders gegen Eulen schützen will, die häufig in die Esse herabfallen, weil sie höchst wahrscheinlich einen Versuch machten, sich der jungen Schwalben zu bemächtigen.

Zu Camerton Hall bei Bath, erzählt Herr Barrington in seinen vermischten Bemerkungen, S. 239. baueten ein Paar Schwalben ihr Nest auf den obern Theil des Rahmens eines alten Gemäldes über dem Kamine, indem sie durch eine zerbrochene Fensterscheibe in das Zimmer kamen. Drei Jahre hinter einander fanden sie sich ein, und wahrscheinlich würde dies noch länger geschehen seyn, wenn nicht das Zimmer ausgebessert und den Schwalben auf diese Art der Eingang in dasselbe versperrt worden wäre.

Der kaiserliche östreichische General von P** lag einstmals in Ungarn in einem Bauerhause im Quartier, und mußte wegen großer Hitze die Fenster beständig offen lassen. Diese Gelegenheit benutzten ein Paar Schwalben, und bauten ihr Nest an die Decke des Zimmers; seine Bedienten aber zerstörten dasselbe mehrmals. Einst saß dieser General wieder bei offnen Fenstern an seinem Schreibetische, als unvermuthet ein ganzer Schwarm Schwalben in das Zimmer geflogen kam, und sich in einen Klumpen an die Stelle des oft zerstörten Nestes anlegte. Nach ungefähr einer halben Viertelstunde verloren sie sich wieder nach und nach, und hinterließen zu seiner Verwunderung ein Nest, worin man die Schwalbe auf zwei Eiern

sitzend antraf. (Neue Mannigfaltigkeiten. Dritten Jahrganges Erstes Vierteljahr 1775. S. 20.)

Ein Paar Schwalben bauten zwei Jahre hinter einander ihr Nest an den Griff von einem Paar Gartenscheeren, die an den Bretern in einem Außenhause angelehnt waren; ihr Nest wurde daher jedesmal zerstört, wenn man das Werkzeug brauchte; noch sonderbarer war es, daß ein Vogel von der nämlichen Art sein Nest an die Flügel und an den Körper einer Eule baute, die zufälliger Weise todt und ausgetrocknet von den Queerbalken eines Scheunthores herabhieng, und zwar so locker, daß es von jedem Windstoß hin und her geweht wurde. Diese Eule wurde nebst dem Nest an ihren Flügeln und mit den Eiern in dem Neste als eine Naturseltenheit in das Museum des Sir Ashton Lever gebracht. Dieser gab dem Ueberbringer eine große Muschel und bat ihn, er möchte sie gerade da befestigen, wo die Eule gehangen hätte. Die Person vollzog diesen Auftrag, und das Jahr darauf bauten ein Paar Schwalben, wahrscheinlich die nämlichen, ihr Nest in die Muschel, und legten ihre Eier darein. Die Eule und die Muschel befinden sich noch jetzt in den Leverischen Museum.

Herr White erzählt, daß die Schwalben einige Wochen vor ihrer Abreise Häuser und Feuermauern verlassen, und auf Bäumen übernachten. Gewöhnlich ziehen sie gegen den Anfang des Oktobers fort, ob man schon bisweilen noch einige Nachzügler in der ersten Woche des Novembers zu sehen bekommt. Herr Pennant erzählt, daß die Schwalben einige Tage vor ihrer Abreise sich in großen Schaaren auf den Gipfeln der Häuser, auf Kir-

chen und Bäumen versammeln, von wo sie dann ihren Abzug nehmen.

Die Nahrung der Rauchschwalbe besteht in allerlei geflügelten Insekten, z. B. in Fliegen, Bienen, Hummeln, Schnaken, Mücken und dergl., welche sie mit aufgesperrtem Rachen aus der Luft im Fluge wegfängt. Sie scheint schnell zu verdauen und viel zu ihrem täglichen Unterhalte zu gebrauchen. Ihrer Nahrung wegen muß sie sich auch aus den nördlichen Gegenden in wärmere Länder begeben, sobald im Herbst die Luft nicht mehr von Insekten belebt wird. Vorher versammeln sich ganze Schaaren, die durch Ankömmlinge aus dem höhern Norden vermehrt werden, auf den Dächern hoher Gebäude und an Seen und Teichen, wo sie im Herbste noch am spätesten Insekten und Insektenlarven finden. Endlich geht der Zug fort; allein öfters versäumen Einige, zumal junge, diesen Zeitpunkt und treiben sich dann einsam an den Gewässern so lange herum, bis sie vor Hunger und Kälte erstarrt in den Schlamm niederfallen und bisweilen im Frühjahre mit ausgefischt werden.

Die Hausschwalbe. (Hirundo urbica. Linn. H. agrestis. Blumenbach. Hirondelle à croupion blanc oder de fénêtre. Buffon. Martin. Willughby.)

Diese Schwalbe, die man auch die Fensterschwalbe, Mehlschwalbe, u. s. w. nennt, trifft man häufig in Städten mit alten gothischen Gebäuden an. Von den Sitten

und der Oekonomie dieser Schwalbe theilt uns Herr White in seiner Naturgeschichte von Selborne folgende Nachricht mit: „sie fangen gegen den 16ten April zu erscheinen an, und bekümmern sich überhaupt eine Zeitlang nicht um das Nisten; sie fliegen herum und vergnügen sich, um sich entweder von den Strapazen ihrer Reise zu erholen, oder auch ihrem Blute den gehörigen Ton wieder zu verschaffen, nachdem es so lange durch die Strenge des Winters erstarrt gewesen ist."

„Gegen die Mitte des Mays, wenn die Witterung schön ist, fängt die Hausschwalbe an, im Ernste an eine Wohnung für ihre Familie zu denken. Die Rinde oder Schaale ihres Nestes scheint aus solchem Kothe oder Lehm zu bestehen, der ihr am geschwindesten zu Gesichte kommt, und wird durch kleine Strohhälmer zusammen verarbeitet, um ihn zäh und haltbar zu machen.

„Da dieser Vogel oft an eine senkrechte Wand baut, ohne eine hervorspringende Unterlage, so ist alle Anstrengung nöthig, um die erste Grundlage so fest zu machen, daß er sicher darauf bauen kann. Bei dieser Gelegenheit klammert sich der Vogel nicht bloß mit seinen Krallen an, sondern stützt sich auch zum Theil dadurch, daß er seinen Schwanz fest an die Mauer drückt, und so eine Stütze bildet. Wenn er es nun auf diese Art befestiget hat, verarbeitet er die Materialien in der Gestalt eines Ziegels oder Steins. Damit aber sein Nest, so lange es noch weich ist, nicht durch sein eigenes Gewicht herab falle, besitzt der verständige Baumeister Klugheit und Vorsicht genug, mit seiner Arbeit nicht allzusehr zu eilen. Er bauet daher bloß des Morgens, und indem er den übrigen Theil des

Tages mit Futtersuchen und Vergnügungen zubringt, hat es Zeit genug, trocken und hart zu werden. Ungefähr ein halber Zoll scheint seine Tagearbeit auszumachen. Auf diese Art bringt er in 10 bis 12 Tagen ein halbkugelförmiges Nest zu Stande, das nach oben hin eine kleine Oeffnung hat, stark, fest und warm ist, und vollkommen allen den Absichten entspricht, zu denen es bestimmt ist. Es ist aber dann nichts gewöhnlicher, als daß sich ein Sperling, sobald die Schaale fertig ist, des Nestes als seines eigenen bemächtiget, den Eigenthümer herauswirft, und es auf seine eigene Art ausfüttert. Die Hausschwalben bedienen sich eines solchen Nestes mehrere Jahre hinter einander, wenn man sie darin nicht stört, und sie zugleich gegen das Wetter geschützt sind."

In einem solchen Neste befinden sich 4 bis 5 Junge, die, wenn sie ihre gehörige Größe erreicht haben, bald ihr Gefängniß überdrüssig werden, und den ganzen Tag ihre Köpfe aus der Oeffnung heraus stecken, wo sie die Mütter, welche sich an das Nest hängen, vom Morgen bis in die Nacht mit Futter versorgen. Hierauf werden sie von den Eltern im Fluge gefüttert; aber dies geschieht so schnell, daß man es kaum bemerkt, und man muß sehr genau auf die Bewegung der Vögel aufmerken, ehe man im Stande ist, es gewahr zu werden.

Sobald die Jungen für sich selbst sorgen können, machen die Mütter ihr Nest für eine zweite Brut zurechte; die ersten Hecken versammeln sich dann in großen Schaaren, und man sieht sie an sonnigen Morgen und Abenden um Thürme herum schweben, und auf den Dächern der Kirchen und Häuser sitzen. Diese Versammlungen neh-

men gewöhnlich um die erste Woche des Augusts ihren Anfang.

Die Hausschwalben sind oft sehr eigensinnig, ehe sie ihr Nest zu Stande bringen; sie fangen mehrere Nester an, und lassen sie unvollendet. Diese fleißigen Vögel sind in langen Tagen schon des Morgens vor 4 Uhr an ihrer Arbeit; die Materialien, welche sie zu ihren Nestern brauchen, verappen sie mit ihrem Kinn und bewegen ihre Köpfe mit einer schnellen zitternden Bewegung. Bei sehr heißem Wetter, tauchen sie sich ins Wasser und waschen sich im Fluge, aber nicht so häufig als die Rauchschwalben. Unter allen brittischen Schwalben sind sie diejenigen, welche am wenigsten gewandt sind; sie haben kurze Flügel und Schwänze, und können daher nicht jene erstaunlichen Wendungen und schnellen und glänzenden Evolutionen machen, welche man so deutlich an den Rauchschwalben bemerkt. Ihre Bewegung ist ruhig und leicht, gewöhnlich in der mittlern Region der Luft; denn selten erheben sie sich zu einer großen Höhe, und streichen nicht lange über der Oberfläche des Bodens oder des Wassers hin. Des Futters wegen ziehen sie nicht weit, sondern lieben sichere Plätze, in der Nähe eines Sees oder unter einem hangenden Baume oder in einem einsamen Thale, besonders bei windigem Wetter.

So wie der Sommer zu Ende geht, nehmen die Schaaren versammelter Hausschwalben alle Tage durch die Hinzukunft der zweiten Hecke zu, bis sie endlich um die Dörfer an der Themse in zahllosen Schaaren herum schwärmen und selbst die Luft verdunkeln, da sie die kleinen Inseln auf diesem Flusse häufig besuchen, wo sie über-

nachten. Gegen den Anfang des Oktobers ziehen die Hausschwalben in großen Schaaren fast sämmtlich fort; man weiß bloß, daß einige bis den 6ten November zurück geblieben sind. Sie ziehen später als andere Schwalben fort. Man sollte beinahe glauben, daß diese Schwalben entweder nur sehr kurze Zeit leben, oder daß sie während ihrer Abwesenheit große Niederlagen erleiden, oder doch nicht in die Bezirke wieder zurückkommen, in denen sie geboren worden sind; denn die Anzahl der Hausschwalben, welche sich im Frühjahre zeigt, steht in gar keinem Verhältnisse mit denjenigen, welche im Herbste fortziehen.

Ein Liebhaber der Naturkunde zu Paris hat einen Zug in dem Charakter der Schwalbe bemerkt, der viel Schlauheit verräth. Unter dem Portal des Collegiums der vier Nationen wurden zu gleicher Zeit zwei Schwalbennester in einer geringen Entfernung von einander gebaut. Eine von den Schwalben des einen Nestes flog immer in der Runde herum, bis sie sah, daß beide Baumeister des andern Nestes davon flogen. Alsdann kam sie den Augenblick und holte von der frisch zubereiteten Erde, die jene aufgetragen hatten, und verbauete sie an ihrem Gemäuer. Dieser Dieberei sah der Beobachter über eine halbe Stunde lang zu.

Die Uferschwalbe. (Hirundo riparia. Linn. Hirondelle de rivage. Buffon.)

Die Uferschwalbe, die man auch Wasser-Strand- und Meer-Erd- und Sandschwalbe nennt, hat ihren Na-

men davon, daß sie vorzüglich an Ufern und Gestaden ihr Nest anlegt. In Hinsicht der Lebensart kommt sie im Ganzen mit der Haus- und Rauchschwalbe überein. Sie fliegt eben so schnell, und mit eben den geschickten Wendungen dicht über der Oberfläche des Wassers hin, und weiß im vollen Fluge eben so sicher den engen Eingang zu ihrer Höhle zu treffen als die Hausschwalbe.

Sie bewohnt ganz Europa, und man trifft sie in Teutschland allenthalben häufig an, wo es Flüsse und Seen mit hohen Gestaden, so wie Felsenwände giebt. Am liebsten wählt sie zu ihrem Neste kleine, aber tiefe Höhlen in dem sandigen Ufer der Gewässer. Sie sucht dazu entweder verlassene Maulwurfs- Mäuse- oder Rattenlöcher auf, oder wenn sie keine solchen findet, so gräbt sie sich mit den Füßen und dem Schnabel selbst Höhlen. So schwach sie ist, so schnell geht ihr diese Arbeit in dem leichten Boden von statten. Wo es keine hohen Gestade giebt, da schlägt sie ihre Wohnung in Lehmgruben, in Kalksteinbrüchen und Felsenritzen, ja sogar in den Nestern der Hausschwalben auf. Zu diesen letztern gesellt sie sich oft, und fliegt mit ihnen, besonders im Herbste, nach Städten und Dörfern; indessen zankt sie sich doch gern mit ihnen. Sonst ist sie gesellig, und man sieht sie nicht allein zu Hunderten über dem Wasser schwärmen, sondern bemerkt sie auch in großen Gesellschaften von 50 und mehrern in geräumigen Höhlen, wo sie ihre Nester dicht neben einander bauen.

„Die Uferschwalben, sagt Herr White, arbeiten sehr schnell, und ich bin über die Fortschritte erstaunt, die sie in dem frischen Sande machten, der das Ufer herablief, und der eine andere Farbe hatte, als jener, der locker da

lag und in der Sonne gebleicht war. Indessen habe ich doch nie erfahren können, wie viel Zeit diese kleinen Künstler brauchen, um ihre Höhlen zu graben und zu vollenden. Doch habe ich oft bemerkt, daß mehrere Höhlen von verschiedener Tiefe zu Ende des Sommers unvollendet gelassen worden sind. Wollte man annehmen, daß dieser Anfang absichtlich gemacht wäre, damit sie den Frühling darauf mit ihrer Arbeit schon weiter vorgerückt wären, so würde man diesem Vogel vielleicht zu viel Klugheit zugestehen. Mag nun die Ursache, daß diese Nester unvollendet gelassen werden, davon herrühren, daß die Vögel an solche Stellen auf einen zu harten und festen Boden stoßen, oder mögen sie befürchten, daß an solchen Stellen, wo der Boden zu locker und zu weich ist, derselbe über ihnen zusammenstürzen möchte; genug ein Umstand ist merkwürdig, dieser nämlich: daß nach einigen Jahren die alten Höhlen verlassen und neue gebohrt werden; vielleicht rührt dies davon her, daß die alten Wohnungen von dem langen Gebrauche schmuzig und stinkend geworden sind, oder daß sie so voll Flöhe sind, daß sie nicht länger bewohnt werden können. Diese Vögel scheinen eben nicht sehr gesellig zu seyn, weil man sie bei uns sich im Herbste nie in Heerden versammeln sieht."

Die Uferschwalbe verläßt uns bereits zu Ende des Augusts, und kommt auch später wieder, als die Haus- und Rauchschwalbe.

Die indische Schwalbe. (Hirundo esculenta. Linn. Salangane. Buffon.)

Diese Schwalbe, die man auch die eßbare Schwalbe und Salangane nennt, liefert die bekannten indianischen Vogelnester, welche in Asien von den reichen Schwelgern begierig gekauft und gegessen werden; sie machen daher einen beträchtlichen Handelsartikel aus. Man findet diese Nester in großer Anzahl in Felsenhöhlen am Meere auf verschiedenen ostindischen Inseln; z. B. auf der kleinen Insel Toc, in der Sundastraße zwischen Java und Sumatra; auf mehrern Inseln des Sulo Archipelagus, zwischen dem 5ten und 7ten Grade nördlicher Breite und dem 117 und 120sten Grade östlicher Länge; so wie auf vielen Inseln zwischen Java und Cochinchina; von der Spitze von Sumatra gegen Westen und gegen Osten bis Neuguinea; allein nirgends sind sie in größerer Anzahl vorhanden als um Croce, dem südlichsten Ende von Sumatra, 4 Meilen den Strom Croce hinauf.

Der Herr von Wurmb (s. d. und des Barons von Wohlzogen Briefe auf ihren Reisen nach Afrika und Ostindien in den Jahren 1774 bis 1792. Gotha 1794. S. 193.) schreibt aus Batavia, daß er einige chinesische Vogelnester gefunden habe. Ich habe, sagt er, nun selbst eins von den Vorgebirgen besucht, wo diese Nester gefunden werden. Ein kleines Vögelchen, das die Javaner Baled, Boerong, Daya, oder Lawit nennen, und das sowohl dem Bau seines Körpers, als auch seiner ganzen Haushaltung nach, unter das Schwalbengeschlecht

gehört, ist der Erbauer dieses Nestchens. Die Farbe des Vogels ist schwarzgrau, und schillert etwas ins Grüne, hinten auf dem Rücken, nach dem Schwanze zu und am Unterleibe fällt das Schwärzliche ins Mausefahle. Dieser Vogel gehört unstreitig unter das Schwalbengeschlecht, ist aber viel kleiner als alle bei uns bekannten Schwalbenarten. Der ganze Vogel ist nicht größer als unser Zaunkönig. Die beiden Oerter in der Gegend von Batavia, wo man diese Vögel häufig findet, sind zwei Vorgebirge des großen Bergrückens, der über die ganze Insel hinläuft. Außer diesen werden auch noch an vielen andern Orten dergleichen gefunden, jedoch nicht so häufig, und wo etwa noch welche zu finden sind, werden sie doch von den Javanern so viel als möglich verborgen gehalten. Die beiden gedachten Vorgebirge sind Klippen, die eine Menge Oeffnungen haben, welche zu inwendigen Höhlen führen. An die Wände dieser Höhlen hängen die Vögel ihre Nester dicht an einander an. Des Morgens mit dem Anbruch des Tages fliegen sie nach ihrer Nahrung aus, und kommen gegen Abend zurück. Ihre Nahrung besteht aus allerhand Insekten, die sie, wie bei uns die Schwalben mit ihrem weit aufgehenden Schnabel leicht im Fluge wegschnappen. Man hat ehedem geglaubt, daß sie ihre Nester aus Seeschaum oder Seegewächsen baueten; indessen ist man jetzt völlig durch viele Beobachtungen von dieser Meinung zurückgekommen, und hält durchgängig dafür, daß sie dazu die besten und kräftigsten Ueberbleibsel ihrer genossenen Nahrung anwenden. Zwei Monate braucht der Vogel, um sein Nest zu vollenden, nachher legt er zwei Eier, die er in 16 Tagen ausbrütet. Wenn die Jungen flücke

sind, werden die Nester eingesammelt, und dies wird alle vier Monate wiederholt. Nur mit vieler Mühe und Gefahr geschiehet dies Ausnehmen der Nester, und kostet vielen Menschen wegen der Unzugänglichkeit vieler solchen Höhlen das Leben. Daher die Jávaner auch niemals an dies Werk gehen, ohne sich vorher durch Opfer und Gebete ihren Schutzgöttern empfohlen zu haben. Nachdem die Nester ausgenommen sind, werden sie getrocknet, gereinigt, und in Körbe gelegt, um an die Chinesen verkauft zu werden. Ihr Preis ist verschieden, nachdem sie gut oder schlecht sind. Je feiner und weißer, desto theurer. Von der feinsten Sorte werden über 1000 Thaler, das Pikol (ein Gewicht von 125 Pfund) bezahlt. Man rechnet, daß auf der ganzen Insel ohngefähr 3000 Pf. solcher Nester eingesammelt werden. Ob man gleich diesen Nestern vielerlei heilsame Wirkungen und medizinischen Nutzen zuschreibt, so kann ich sie doch nach alle dem, was ich hier von Sachkundigen darüber gehört habe, für nichts anders als eine bloße Leckerei für die reichen Schwelger halten. Die Chinesen schmoren diese Nester mit einem fetten Kapaune oder einer Ente, und machen daraus ein schmackhaftes Gericht.

Auch Staunton erwähnt in des Grafen Macartneys Gesandschaftsreise nach China (Aus dem Engl. 1 Th. Berlin 1798. S. 204.) diese Nester, und sagt:

Unsere jetzige Muße veranlaßte uns auch, die beiden kleinen Inselchen zu besuchen, die, ihrer Gestalt wegen, die Namen: die Mütze und der Knopf, erhalten haben, und von den übrigen (welches lauter Corallen-Felsen, und daher flach sind) gänzlich abweichen, in sofern sie aus

hohen Felsenmassen bestehen, und schier unzugängliche Ufer haben. In einiger Entfernung sehen die Gipfel als Ruinen von Bergschlössern aus, von denen bereits große Bäume emporgewachsen sind; wenn man aber näher kommt, so ist ihr vulkanischer Ursprung nicht zu verkennen.

Auf der Mütze waren zwei horizontal in den Felsen gehende Höhlen vorhanden, worin eine Menge Schwalben gebauet hatte, deren Nester die Schlemmer in China so theuer bezahlen. Dem Ansehen nach bestehen sie aus feinen Fäden, die vermittelst einer durchsichtigen klebrigen Substanz zusammengekittet sind, welche mit dem Schaum, der da entsteht, wo die See gegen Steine anprallt, oder auch mit den gallerartigen animalischen Partikeln Aehnlichkeit hat, die man fast an allen Seeküsten findet. Diese Nester sind, reihenweise, eins dicht am Andern an den Felsen angeklebt. Der Vogel, der es bauet, ist eine Art kleiner grauer Schwalbe, mit Bauchfedern von schmuzigweißer Farbe. Es flogen ihrer hier die Menge umher, sie waren aber so klein und hatten einen so schnellen, schwankenden Flug, daß wir vergebens nach ihnen schossen. Solche Vogelnester sollen sich auch auf den mitten in der Insel Java vorhandenen hohen Felsen in Höhlen befinden. Dies ist eine beträchtliche Strecke weit von der See, und deshalb glaubt man, daß die See diesen Schwalben weder Nahrung noch zu ihren Nestern Materialien liefert; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie, eins wie das Andere, aus so großer Entfernung, als die See von den mittlern Gebirgen der Insel Java gelegen ist, herholen, und über die zwischen beiden mitten inne liegenden Berge weg, noch gegen die in der See herrschenden Sturm-

winde aufliegen sollten. Sie nähren sich von Insekten, die über den stehenden Gewässern am Fuße der Berge in Menge vorhanden sind, und die aufzufangen, ihre weit gespaltenen Schnäbel ganz besonders eingerichtet zu seyn scheinen. Ihre Nester bestehen also vermuthlich aus der feinsten Substanz ihres Fraßes. Ihr größter Feind ist die Weihe, ein auch bei uns bekannter Raubvogel, der ihnen in der Nachbarschaft ihrer Nester aufzulauern pflegt. Die Höhlen, in die sie bauen, befinden sich gemeiniglich in grauen Kalkbergen oder in weißen Marmorfelsen. Die Nester kleben sie reihenweise neben einander, aber in verschiedener Tiefe, von 50 bis zu 500 Fuß tief hinab. Farbe und Werth dieser Nester hängen davon ab, ob sie viele und nahrhafte Insekten oder nicht zum Futter gefunden haben, desgleichen auch wohl von dem Standort des Baues selbst. Je gleichförmiger und feiner ihr Gewebe ist, desto höher werden sie geschätzt; und wenn sie ganz weiß und durchsichtig sind, so geben die Chinesen so viel Silber dafür, als das Nest wiegt. Sie machen deshalb einen nicht unbeträchtlichen Handels-Artikel aus, und die Javaner legen sich von Jugend an darauf, sie zu suchen. Der Vogel braucht zwei Monate Zeit dazu, das Nest zu bauen, dann legt das Weibchen zwei Eier, die ungefähr in 14 Tagen ausgebrütet sind. Sobald die Jungen flücke sind, werden die Nester abgebrochen, und dies geschieht dreimal des Jahres. Die Leute steigen zu dem Ende mit Leitern von Bambusrohr, oder, wenn die Höhle sehr tief ist, mit Strickleitern hinunter. Es ist aber eine gefährliche und oft, im eigentlichsten Sinne des Worts, halsbrechende Arbeit. Vorzüglich geben sich die

Bergbewohner damit ab, unterlassen aber nie, wie die Javaner überhaupt bei jeder nicht alltäglichen Unternehmung thun, zuvor jedesmal einen Büffel zu opfern. Bei dem Opfer beten sie, salben sich mit wohlriechendem Oel, und räuchern die Einfahrt in die Höhle mit sogenanntem Gummi Benjamin. In der Nachbarschaft dieser Höhlen wird eine Schutzgöttin verehrt, deren Priester vor ihrem Bilde Weihrauch brennt, und, mit Auflegung der Hand, jeden, der in die Höhle einfahren will, zuvor einsegnet. Jeder Arbeiter hat eine mit Gummi, der hier ebenfalls einheimisch ist, bestrichene, brennende Kerze bei sich, die in der mephitischen Luft jener Höhlen so leicht nicht verlöscht.

Herr Poivre fand im Jahre 1741 im July auf der nämlichen Insel, (er nennt sie den kleinen Hut) in einer tiefen ans Meer stoßenden Felsenhöhle bei einbrechender Nacht eine unglaubliche Menge von Salanganen, die sich beim Aufscheuchen wie eine Wolke erhoben, und wovon er mit dem Stocke mehrere todtschlug. Die Höhle war tiefer hinein oberwärts mit den Nestern dieser Vögel gleichsam ausgeschmückt, und dieselben glichen der Gestalt nach einem Weihkessel, oder der Hälfte von einer hohlen Ellipse. Mit der Durchschnittsfläche hiengen sie am Felsen fest; ihre Substanz war gelblichweiß und halbdurchsichtig; von außen bestand sie aus sehr dünnen Platten, die beinahe zusammen liefen, und so versteckt auf einander lagen, wie dies bei gewissen Muscheln der Fall ist. Das Innere bildete verschiedene Lagen von unregelmäßigen Netzen, die über einander lagen, und aus einer Menge Fäden bestanden, die mit den äußern Lagen

von einerlei Materie waren, und sich nach allen Seiten hin und her kreuzten. In den noch unzerbrochnen Nestern wurde man keine Federn gewahr; grub man aber behutsam in ihre Substanz hinein, so zeigten sich mehr oder weniger eingekittete Federn, die an der Stelle, wo sie lagen, die Durchsichtigkeit verminderten. Seltner fand man Eierschaalen, dagegen aber fast in Allen Spuren von Excrementen der Vögel. In allen Nestern, die Poivre damals mit seinen Leuten fand, waren entweder Eier oder Junge.

Ueber die Substanz, woraus diese Schwalben ihr Nest bauen, herrscht noch einige Ungewißheit; obgleich so viel ausgemacht ist, daß sie eine thierische Gallert ist. Nimmt man ein Stückchen davon eine Zeitlang in den Mund, so empfindet man zuerst einen etwas salzigten Geschmack; sodann wird die Masse weich, ohne sich aufzulösen, und gleicht einem unschmackhaften Teige. Poivre sagt, daß die Substanz der Nester wie Fischleim schmecke, und daß diese von den Chinesen bloß deshalb so geschätzt würden, weil man ihnen eine ungemein stärkende Kraft in Rücksicht des Zeugungsvermögens zuschreibe. Poivre versichert, daß er nie etwas Kräftigeres gegessen habe, als eine Suppe aus diesen Nestern und gutem Fleische. Andere behaupten, daß die stärkende Eigenschaft der Nester bloß auf Vorurtheilen beruhe. Forster (J. R.) aß Vogelnester am Vorgebirge der guten Hoffnung und sagt, daß es ein sehr fades Essen sey, welches stark mit Gewürzen versetzt werde.

Die Mauerschwalbe. (Hirundo apus. Linn. Martinet noir. Buffon.)

Die Mauerschwalbe, die man auch Thurmschwalbe nennt, hat ihren Namen daher, daß sie in den Mauerlöchern hoher Gebäude, z. B. in Thürmen, Kirchen und Schlössern nistet. Sie ist beinahe über die ganze Erde verbreitet. In Teutschland kommen diese Schwalben erst gegen das Ende des Aprils an und verlassen uns schon wieder in der letzten Hälfte des Augusts. In England langen sie oft nicht eher als im Anfange des Mays an, und verlassen es selten später als in der Mitte des Augusts.

Die Mauerschwalbe ist der Thätigste unter allen Vögeln, da sie wenigstens im hohen Sommer täglich 16 Stunden herumfliegt, und an den längsten Tagen ungefähr eine Viertelstunde vor 9 Uhr Abends sich zur Ruhe begiebt, wo schon einige Zeit zuvor alle übrigen Tagevögel zu Bette gegangen sind. Ehe sie sich wegbegeben, versammeln sich große Schaaren derselben hoch in der Luft, schreien und schießen mit bewundernswürdiger Schnelligkeit herum. Dieser Vogel ist jedoch nie munterer als bei schwüler dunkelwerdender Witterung, wo er eine große Thätigkeit zeigt, und alle seine Kräfte aufbietet.

An heißen Morgen versammeln sich die Mauerschwalben in kleinen Schaaren, und fliegen um die Thürme und Kirchen herum, und stoßen im Fliegen ein sehr klägliches Geschrei aus. Man glaubt, daß dies die Männchen seyn, welche den sitzenden Sieen Musik machen; denn sie schreien selten eher, als bis sie dicht an die Mauern oder Höhlen kommen, und diejenigen, die darinnen sind, stoßen

dagegen wieder ein schwaches Geschrei ihres Wohlgefallens aus. Wenn die Sie den ganzen Tag über gesessen hat, fliegt sie Abends, gerade ehe es dunkel wird, aus, um ihre müden Glieder auszudehnen und zu erquicken; etliche Minuten lang sucht sie sich ein spärliches Mahl, und kehrt dann wieder zu ihrem Neste zurück, um fortzubrüten.

Bisweilen verfolgen sie Raubvögel und stürzen auf dieselben los, wenn sie in der Luft herumfliegen; jedoch verrathen sie bei diesen Gelegenheiten nicht so viel Heftigkeit und Wuth als die Rauchschwalben. Die meisten Mauerschwalben verlassen England vor der Mitte des Augusts, gemeiniglich den 10ten, welches also kurz nach dem Zeitpunkte ist, wo ihre Jungen ausgeflogen sind, und den 20sten bekommt man auch nicht einen einzigen Nachzügler mehr zu sehen. Diese frühzeitige Entfernung ist höchst auffallend, da um diese Zeit oft das schönste Wetter im Jahre ist. Noch auffallender aber ist es, daß sie in den heißesten Theilen von Andalusien noch früher fortziehen, wo also der Mangel an Wärme oder auch an Futter gar keinen Einfluß darauf haben kann. Dies ist Einer von den Punkten in der Naturgeschichte, der nicht bloß alle unsere Nachforschung verrückt, sondern auch alle unsere Muthmaßungen vereitelt. Im Februar 1766 fand man ein Paar Mauerschwalben, die sich mit ihren Krallen angehängt hatten, und sich unter dem Dache von Longnor Capelle in Shropshire in einem erstarrten Zustande befanden; als man sie aber in die Wärme brachte, wachten sie auf und flogen im Zimmer herum.

Die wilde Taube oder Holztaube. (Columba fera oenas. Linn. Stock - Dove. Pennant.)

Von diesem Vogel stammen alle Spielarten des Taubengeschlechts ab, und man findet ihn in vielen Theilen Englands noch im Naturzustande; er baut sein Nest in Felsenhöhlen, alten Thürmen und hohlen Bäumen. Im Winter besuchen England eine Menge wilder Tauben; sie kommen aus nördlichern Gegenden, wo sie sich den Sommer hindurch aufhalten; sie erscheinen im November und entfernen sich wieder im Frühlinge, einige wenige ausgenommen, die bei uns brüten.

Die Holztauben bewohnen am liebsten solche Gegenden, wo Waldung mit Felsen abwechselt. Sie sind sehr gesellig, und fliegen daher gern Familienweise zusammen. Teutschland verlassen sie im Herbst aus Mangel an Nahrung, um in wärmern Gegenden zu überwintern; scheinen aber gar keine weiten Reisen zu machen, sondern sich bloß im südlichen Europa zu vertheilen. Das nördliche Teutschland pflegen sie in der ersten Hälfte des Oktobers zu verlassen, und bei gelinder Witterung zu Ende des Februars oder in der ersten Hälfte des März zurückzukommen. Im Herbste mischen sie sich bisweilen unter die zahmen Tauben der Walddörfer, gehen mit ihnen in den Schlag und werden ansäßig. Hält man sie abgesondert eingesperrt, so benutzen sie jede Gelegenheit, um ins Freie zu kommen.

Man fängt die wilden Tauben auf verschiedene Art. In Persien richtet man zahme Tauben so ab, daß sie

den ganzen Tag über den wilden nachziehen, sich mit ihnen verbinden, und sie dann des Abends mit in den Schlag zurückbringen.

Die gemeine Taube. (Columba domestica. Linn.)

Die Haustauben sind außerordentlich gesellig; daher sieht man immer mehrere tausend beisammen, sie mögen fressen, saufen, sich baden oder fliegen. Daher rührt es auch, daß ein Taubenflug, wenn seine Wohnung bequem und geräumig ist, Andere herbeilockt, gern bei sich aufnimmt, mit ihnen Futter und alle Bequemlichkeiten theilt. Sie entzweien sich selten und streiten sich noch seltener mit einander; indessen fallen doch bisweilen Streitigkeiten vor, besonders unter den Taubern, wenn Einer des andern Gattin zu verführen sucht, oder wenn sich ein Feind der brütenden Taube nähert. Im letztern Falle werden nicht nur andere Tauben, sondern auch Menschen mit dem Schnabel angefallen und mit den Flügeln geschlagen. Mit den Gänsen haben die Tauben dies gemein, daß sie einander gern im Genusse der zärtlichen Liebe und beim Brüten stören.

Die Tauben scheinen die Musik zu lieben, wie aus folgender Anekdote erhellt, die Herr John Lockman in seinen Betrachtungen über die Oper erzählt, welche sich vor seinem musikalischen Drama Rosalinde befinden. Als er sich bei Herrn Lee in Chesire befand, dessen Tochter eine vorzügliche Clavierspielerin war, sah er eine Taube, die, wenn die junge Dame die Arie Speri Si

aus Händels Oper Admetus spielte, und zwar bloß bei dieser, von dem benachbarten Taubenschlage ans Stubenfenster herabgeflogen kam, wo dieselbe saß, und ihr offenbar mit dem größten Vergnügen zuhörte. Sobald der Gesang zu Ende war, flog sie sogleich wieder nach dem Taubenschlage zurück.

Die Engländerin Piozzi (s. deren Bemerkung auf einer Reise durch Frankreich, Italien und Teutschland. Aus dem Englischen von Georg Forster 1 B. S. 218.) erzählt folgende Geschichte von dem musikalischen Gehöre einer Taube: Ich sah, sagt sie, diesen Morgen einen sehr merkwürdigen Beweis, wie zahm die Thiere gemacht und wie weit ihre Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der berühmte Ferdinand Bertoni, ein Componist, der sich lange Zeit in London aufgehalten hat, lebt hier zu Venedig, an seinem Geburtsorte, und hält sich, weil er ein großer Freund von Thieren ist, eine Taube. Dieses Geschöpf hat durch die Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, so viel Geschmack an Musik gewonnen, und ein so vollkommenes musikalisches Gehör bekommen, daß man, wenn man sein Benehmen sieht, keinen Augenblick an dem wahren Vergnügen zweifeln kann, womit es Bertoni spielen und singen hört. Sobald er sich ans Instrument setzt, schwingt die Taube die Flügel, fliegt auf das Pianoforte, und bezeugt ihm ihre Freude. Sobald er aber, oder ein Andrer, eine Note falsch greift, oder einen Mißklang auf den Saiten hervorbringt, verräth sie jedesmal große Angst und Unwillen, und wenn man sie zu lange quält, so wird sie ordentlich wüthend, und hackt den Spieler so derb in die Hände und Füße,

daß er an dem Ernste ihres Unwillens nicht länger zweifeln kann. Ein eben gegenwärtiger Freund versicherte, daß er sich fürchte vor einem so strengen Critiker das Clavier zu berühren. Wir lachten über diese Aeußerung; allein Bertoni versicherte, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgeblieben wäre, und daß er sie oft aus dem Zimmer entfernen müsse, um seine Musikschüler nicht zu beleidigen oder ihnen beschwerlich zu seyn. Uebrigens sah ich nichts Besonderes an ihr, außer, daß sie ungewöhnlich kirre war, und gegen ihren Herrn eine außerordentliche Anhänglichkeit zeigte; denn, ob ihr gleich nie die Schwungfedern ausgezogen und kaum die Federn etwas abgestutzt worden sind, so sucht sie doch nie fortzufliegen oder den Dienst ihres Herrn zu verlassen.

Ein Paar Tauben, das sich einmal mit einander verbunden und begattet hat, hält sich in der Regel das ganze Leben hindurch zusammen; es müßte denn seyn, daß ein Gatte durch irgend einen Zufall umkäme, wo sich dann der Hinterbliebene bald wieder mit einem Andern verbindet; indessen trennt sich auch bisweilen wohl ein Paar freiwillig. Der Tauber giebt seiner Taube zuerst durch allerlei Liebkosungen, zärtliche Bewegungen und Stellungen und durch besondere Töne, welche sein Verlangen ausdrücken, seine Liebe zu erkennen. Fühlt die Taube ein gleiches Verlangen, so sieht sie ihn mit zärtlichen Blicken an, und nickt ihm freundlich entgegen. Jetzt wird der Gatte dringender und kühner; die Gattin drückt ihre Gegenliebe lebhafter aus, und beide schnäbeln sich. Die Zärtlichkeit, welche sie gegen einander beweisen, ist unbeschreiblich groß, bis zuletzt ihre gegenseitigen

Empfindungen einen solchen Grad erreicht haben, daß sie nichts mehr vom süßen Genusse der Liebe zurück hält. Wenn sie sich einige Tage hinter einander begattet haben, so treibt der Tauber die Taube nach dem Platze hin, den er vorher zur Anlegung des Nestes ausgewählt hat. Dann sucht er Stroh und Geniste zusammen, trägt es ihr zu und sie bauet daraus das Nest. Nach 9 bis 10 Tagen legt die Taube das erste Ey, indessen bleibt sie noch nicht immer auf dem Neste, den dritten Tag aber, wenn das zweite folgt, fängt sie ordentlich zu brüten an. Die Taube legt meistens wie andere Vögel des Morgens. Um Mittag wird das Weibchen vom Männchen 4 bis 5 Stunden lang abgelöst, um fressen, saufen, sich baden und an der Sonne ruhen zu können. Die Zeit, welche das Männchen brütet, fällt gewöhnlich zwischen 10 Uhr Vormittags bis Nachmittags um 2 oder 3 Uhr. Bleibt die Taube zu lange weg, so stößt der verlassene Tauber eine Art von Klaggeschrei aus, ohne sich vom Neste zu entfernen; dies thut die Taube bei zu langer Entfernung des Taubers selten. Dieser sitzt die ganze Nacht hindurch neben dem Neste, um sein Weibchen gegen Nachstellungen zu sichern.

Die Tauben sind außerordentlich fruchtbar, denn nach 4 Wochen von der Geburt der Jungen an gerechnet, ist die Taube schon wieder zum Brüten bereit. Man behauptet daher, daß man von einem einzigen Taubenpaare binnen 4 Jahren gegen 14762 Tauben ziehen könne.

Die Tauben haben eine große Zärtlichkeit gegen einander. Eine meiner liebsten Tauben, erzählt Jemand, hatte sich seit einigen Tagen nicht sehen lassen. Ich ließ in der gan-

zen Stadt bei allen Taubenliebhabern nachfragen, aber vergebens. Endlich öffnete ich von ohngefähr ein Camin, und fand sie hier zu meiner größten Freude. Wahrscheinlich hatte sie auf der Feuermauer gesessen, war hinab gefallen, und hatte sich, weil die Feuermauer eng war, nicht wieder empor schwingen können. Sogleich trug ich sie in den Taubenschlag, und eilte sie zu füttern. Aber siehe da! ehe sie ein Körnchen aufpickte, eilte sie zu ihrem Tauber und schnäbelte sich mit ihm, gleichsam als wollte sie ihm sagen, daß sie sich herzlich freue, ihn nach so langer Trennung wieder gefunden zu haben.

Einer meiner Freunde, schreibt Hr. Grandé, amp in ſ. Essai philosophique jusqu' à quel point les traitemens barbares exercés sur les animaux interessent-ils la morale publique etc. 1804. p. 38.) hat mir oft erzählt, daß, als er zu Rom gewesen, ihm jemand ein Paar rothe afrikanische Tauben geschenkt habe. Es dauerte nicht lange, so legte das Weibchen Eier, und beide verließen das Nest nie anders als um für ihre Bedürfnisse zu sorgen; als aber die Eier bald ausgebrütet waren, verließ sie das Weibchen und verschwand. Zwei Tage hinter einander nahm das Männchen dies Geschäft über sich und brütete auf den Eiern, welche dasselbe nie verließ; allein der Kummer und Gram, den es über die Abwesenheit seiner Gefährtin empfand, war so groß, daß es sich ganz abzehrte, und daß seine Farbe ganz bleich wurde. Endlich verließ es die Eier auch und flog fort.

Es vergiengen zwei Tage, ohne daß man erfahren konnte, wo diese beiden Tauben, die so sehr an einander hiengen, ihren Flug hingenommen hätten. Mein Freund verließ ebenfalls Rom, und machte eine Lustreise nach Tivoli, das sechs

Stunden von Rom liegt. Daselbst sah er bei einem Freunde sehr schöne Tauben, und hörte von demselben, daß sie vor drei bis vier Tagen zwei rothe gezeugt, und daß sie einander in einem Zwischenraume von zwei Tagen gefolgt wären, daß sie sich aber schnell wieder fort gemacht hätten.

Mein Freund kam Abends wieder nach Rom zurück, und da er sehr müde war, so nahm er sich keine Zeit, ein Licht anzuzünden, um sich zu Bette zu legen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er an sein Bette kam, und mit der Hand das Kopfkissen anfühlte! Hier saßen seine beiden Tauben, die nicht in ihren Schlag hatten kommen können, weil man denselben jeden Abend zuzumachen pflegte. Sie waren daher durchs Fenster ins Zimmer meines Freundes geflogen, wo sie die Ankunft ihres Herrn und den Anbruch des Tages erwarteten. Vorher waren diese Tauben niemals in Tivoli gewesen.

Ich hatte vor mehrern Jahren eine Taube, erzählt Hr. Smith, (s. dessen Untersuchung über die Thiere) die nicht allein so zahm wurde, daß sie alle Furcht vor Menschen verlohr, sondern auch mich und meine Familie von Fremden, die etwa ins Haus kamen, zu unterscheiden wußte; dies gab sie dadurch zu erkennen, daß sie, wenn ein Fremder sie streicheln oder ihr mit der Hand zu nahe kommen wollte, mit ihrem Schnabel nach ihm hackte und ihn biß. Sobald ich sie rief, kam sie zu mir. Des Nachts saß sie in einem Gange, der zu meinem Zimmer führte, und wenn ich nun etwa des Abends im Dunkeln nach Hause kam, nnd sie durch meine Stimme oder dadurch daß ich die Thüre aufmachte, geweckt wurde, so fieng sie gemeiniglich an zu girren, gerade als ob sie mir einen guten Abend bieten wollte und flog zu mir hin.

Die Brieftaube. (Columba tabellaria.)

Die Brieftaube, die man auch die türkische oder Posttaube nennt, ist in Persien, in der Türkei und andern Gegenden Asiens zu Hause. An Größe übertrifft sie die Trommeltaube. Sie ist vorzüglich durch den Gebrauch berühmt, den man vormals im Orient von ihr machte. Man ließ sie nämlich Briefe und Paquete von einem Orte zum Andern bringen, welches man auf folgende Art bewerkstelligte: einige Paar Tauben, die Junge hatten, nahm man mit offnen Augen zu Pferde mit nach dem Orte hin, von welchem öfters Nachrichten zu kommen pflegten. Kam an jenem Orte eine wichtige Nachricht an, die schnell weiter befördert werden sollte, so band der Correspondent der Taube einen Brief an das Bein (andere Nachrichten sagen, unter den Flügel) und ließ sie fliegen. Von diesem Augenblicke an flog sie durch die Wolken in einer erstaunlichen Höhe nach Hause, und setzte ihren Flug in gerader Linie nach dem Orte fort, von dem man sie mit weggenommen hatte. Ihr Flug war außerordentlich schnell. Lithgow versichert, eine solche Taube bringe einen Brief in 48 Stunden von Babylon nach Haleb, welche Strecke man gewöhnlich in 30 Tagen zurück legt.

Ehemals gab es öffentlich eingerichtete Taubenposten, und die Taubenschläge waren oft sehr weit auseinander. In Unter-Aegypten fanden sich noch, wie Volney erzählt (s. dessen Voyage en Syrie et en Egypte B. 1. S. 171 Ed. III.), im Jahre 1450 solche Taubenschläge, die in Thürmen bestanden, welche hier und da im ganzen Reiche errichtet waren. In Ober-Aegypten waren sie schon damals zerstört.

Die meisten Reisenden behaupten, diese Taubenposten hätten jetzt im Morgenlande gänzlich aufgehört; allein Niebuhr versichert (s. dessen Beschreibung von Arabien Th. II. S. 239.), sie wären noch jetzt in verschiedenen morgenländischen Gegenden vorhanden. Einige Kaufleute haben Tau-

ben abgerichtet, um durch dieselben ihrer Familie von einer glücklich zurückgelegten Reise bald Nachricht geben zu können. Niebuhr traf zu Basra einen Kaufmann von Bagdad an, der sich dieser Taubenpost bei jeder Reise zu bedienen pflegte. Die Taube war in seinem eigenen Hause erzogen und gewöhnt worden, auf einer gewissen Stelle ihr Futter zu erhalten. Uebrigens konnte sie frei herumfliegen, um die umliegende Gegend kennen zu lernen. Auf der ersten Reise hatte er sie bis Helle, auf der zweiten bis Lemslum, auf der dritten bis Ardsje, und zuletzt bis Basra mitgenommen und sie mit einem kleinen Zettel fliegen lassen, worauf sie geradesweges nach Hause zurückreiste. Die Tauben, welche Junge zu Hause zurücklassen, sind hierzu am geschicktesten.

Auch Russel (s. dessen Naturgeschichte von Aleppo 2 B. S. 90.) erwähnt der Brieftauben, die ehemals die englische Faktorei zu Haleb brauchte, um aus Skanderun Nachricht von der Ankunft der Schiffe in diesem Hafen zu erhalten. Der Name des Schiffs, die Stunde seiner Ankunft und was sonst zu wissen nöthig war, und sich in einem kleinen Raume ausdrücken ließ, wurde auf ein Stück Papier geschrieben und der Taube so unter die Flügel gebunden, daß sie im Fliegen nicht gehindert wurde. Die Füße tauchte man ihr in Essig, damit sie kühl bliebe und nicht beim Anblicke des Wassers in Versuchung geriethe, davon zu fliehen, wodurch die Reise hätte verlängert werden oder das Papier verloren gehen können. Ein Engländer versicherte Russeln, daß die Taube diese Reise, die viele Meilen beträgt, in drittehalber Stunde gemacht hätte. Die Brieftaube hatte Junge zu Haleb und wurde in einem nicht zugedeckten Bauer nach Skanderun gebracht: sobald man sie nun hier in Freiheit setzte, kehrte sie sogleich nach Haleb zurück.

Ende des dritten Bandes.

Fuchs

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bingley, William,

W. Bingley's Mitgliedes der linneischen Gesellschaft u.s.w. Biographieen der Thiere oder Anekdoten von den Fähigkeiten, der Lebensart, den Sitten und der Haushaltung der thierischen Schöpfung
Bd.: 3

Leipzig (1810)

Zool. 51-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10306695-4